

ENDBERICHT

des Forschungsprojekts

Zwischen Autonomie und Ausgrenzung?

**Zur Bedeutung Externer Lehre
und Freier Wissenschaft
an österreichischen Universitäten und Hochschulen**

im März 2000

vorgelegt von:

**Interessengemeinschaft
Externer LektorInnen und
Freier WissenschaftlerInnen**

MitarbeiterInnen des Forschungsprojekts:

ADAM Georg

AFFENZELLER Gerlinde

BERGER Heinz

BERNOLD Monika

BLIMLINGER Eva

DORFER Brigitte

ERNST Waltraud

HACKER Hanna

HEFLER Günther

HORNUNG Ela

MATSCHINEGG Ingrid

MIXA Elisabeth

MISAR Christina

PECHRIGGL Alice

SCHWEIGHOFER Annemarie

SCHULZE Heidrun

STEIDL Annemarie

TANTNER Anton

TILLNER Georg

Inhalt:

Vorwort 1

1. Spannungsfelder – Theoretische Annäherungen 1

1.1. Projektthema, Projektteam, forschungspolitischer Kontext und Implikationen für die Methodenwahl	1
1.1.1. Einleitung	1
1.1.2. Zum Verhältnis zwischen hochschulpolitischer Praxis und wissenschaftlicher Forschung	2
1.1.2.1. Politikrelevante Hochschulforschung: "Frauen in Wissenschaft und Forschung"	9
1.1.2.2. Grünbuch – Forschungsstrategien Plus	9
1.1.2.3. Weißbuch zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft	11
1.1.2.4. Universitätspolitische Leitlinien der Österreichischen Rektorenkonferenz in Zusammenarbeit mit den Vorsitzenden der Obersten Kollegialorgane gemäß UOG 1993	12
1.1.2.5. Universitätslehrerverband: Leistung durch Kooperation – Zukunftsperspektiven für die österreichischen Universitäten	12
1.1.2.6. Habilitation	13
1.1.3. Historische Fluchtlinien	15
1.1.4. Das Beispiel ExistenzlektorInnen	17
1.2. Externe Lehrbeauftragte und Freie WissenschaftlerInnen: ein Segment von Individuen in einer prekären Intersektion	25
1.2.1. "Identität" eines im Entstehen begriffenen kollektiven Subjekts? 1.2.1. Identität eines im Entstehen begriffenen kollektiven Subjekts?	25
1.2.1.1. Elemente und Grenzen der Identitätsbestimmung	25
1.2.1.2. Vom Existenzlektor zu den SubsistenzlektorInnen?	27
1.2.1.3. Externe/Freie als wissenschaftlicher Nachwuchs zwischen Abstellgleis und paternalistischem Geleit in eine unsichere Existenz	31
1.2.1.4. Die Verbindung zwischen Nachwuchsproblematik und Lehrbeauftragtenproblematik (personelle Reproduktion; Selektion und Förderung des Nachwuchses; dogmatische Kontinuität)	32
1.2.1.4.1. Nachwuchs als Zwischenstatus	33
1.2.3. Strukturprobleme der Arbeit von WissenschaftlerInnen und Externen Lehrbeauftragten	35
1.2.3.1. Die vier Felder Universität-außeruniversitäre Forschungs-institutionen-Forschungsfinanzierung-externer Arbeitsmarkt	35
1.2.3.1.1. Anteil der externen Lehre und Zugangsbedingungen unter dem Gesichtspunkt der Fächer	36
1.2.3.2. Der Arbeitsbegriff im Wandel	37
1.2.3.2.1. Freiheit und Zwang, Autonomie und Entfremdung	38
1.2.3.2.2. Forschungs- und Kreativitätsbedingungen	42
1.3. Die Situierung feministisch Lehrender und Forschender an den Rändern des Wissenschaftsbetriebs	44
1.3.1. Verortung feministischer Wissenschaften im Wissenschaftsbetrieb	45
1.3.2. Feministische Lehrende und Forschende an den Rändern des Wissenschaftsbetriebs	47
1.4. Kontinuität und Segmentation – Zu Arbeitswelt, Arbeitsmarkt und Auftragsmarkt für Externe LektorInnen/Freie WissenschaftlerInnen	54
1.4.1. Budget und Budget – ein Modell des Zusammenhangs zwischen Struktur der Zeitkontingente und Struktur des Einkommens	56
1.4.1.1. Umfang und Struktur des Zeitbudgets	56

1.4.1.1.1. Unterschiede im Umfang der Arbeitseinsätze	57
1.4.1.1.2. Unterschiede in der Struktur des Zeitbudgets	58
1.4.1.2. Umfang und Struktur des Einkommens	60
1.4.1.2.1. Gesamtumfang des Einkommens	61
1.4.1.2.2. Verhältnis bezahlter/nichtbezahlter Arbeitseinsätze	61
1.4.1.2.3. Verhältnis gesicherte/"marktabhängige" Einkommensteile	62
1.4.1.2.4. Erwartbare Einkommensentwicklung	62
1.4.2. Zwei Modelle der Freien WissenschaftlerIn/Externen LektorIn	63
1.4.2.1. Modell Übergang	63
1.4.2.2. Modell Autonomie	64
1.4.2.3. Doppelte Ausrichtung	66
1.4.3. Diskussion eines angemessenen Einkommens für Freie WissenschaftlerInnen/Externe LektorInnen – ein Tabu	66
1.4.3.1. Fragmente einer Kostenrechnung für Freie ForscherInnen/Externe LektorInnen	69
1.4.3.2. Bezugspunkte eines Einkommensvergleichs für Freie WissenschaftlerInnen/Externe LektorInnen	70
1.4.3.3. Empirischer Notstand – Zwei Beispiele	71
Übersicht 6: "Ein mageres, zwei fette Jahre?" – Einkünfte einer Geisteswissenschaftlerin 1994–96	72
2. Riskante Laufbahnen – riskante Biographien?	75
2.1. Einleitung: Karrieren oder "Sidesteps"?	75
2.1.1. Zur Methode des narrativen lebensgeschichtlichen Interviews	77
2.1.2. Auswertung	79
2.1.3. Sample	80
2.2. Entscheidungen – Karrierestrategien – "Hineinrutschen"	82
2.3. Das Verhältnis zur Universität/zum Institut	86
2.3.1. MentorInnen	86
2.3.2. Fremd bleiben	90
2.4. Ambivalente Selbstbilder	94
2.4.1. Selbstbilder Freier WissenschaftlerInnen und Externer LektorInnen	94
2.4.2. Themen und Inhalte	99
2.5. Einstellung zum Geld	104
2.5.1. Niedrige und/oder diskontinuierliche Einkommen	105
2.5.2. Verschlechterung der ökonomischen Situation	110
2.6. Strategien – Perspektiven – Alternativen	111
2.6.1. Fluchtphantasien	112
2.6.2. Risiken und Brüchigkeiten	114
2.6.3. Habilitation als Perspektive?	114
2.6.4. Prekärer Status und "aufgeschobene" Lebensentwürfe	116
2.6.5. Konkurrenzen – Differenzen – Kooperationsformen	118
3. Quantitative Untersuchung	122
3.1. Einleitung	122
3.1.1. Fragestellungen und Ziele der quantitativen Untersuchung	122
3.1.2. Sample-Auswahl	123
3.1.3. Methode	124
3.1.4. Repräsentativität der Stichprobe	125

3.2. Beschreibung des Samples	127
3.2.1. Geschlecht und Alter	127
3.2.2. Ort des Lehrauftrags	129
3.2.3. Fakultät/Universität	130
3.2.4. Fluktuation in Universitätsstädten und an Fakultäten der letzten fünf Jahre	130
3.2.5. Einzelne Studien-Fachrichtungen	132
3.2.6. Hauptsächliches Einkommen	133
3.2.7. Lehrauftrags-Wochenstunden	137
3.2.8. Akademische Grade	138
3.2.9. Art der Lehrveranstaltungen und Ausmaß der Vor-/Nachbereitung	139
3.3. Detailanalyse	142
3.3.1. Universitäre Lehre	142
3.3.2. Universität als (sozialer) Tätigkeitsbereich	151
3.3.3. Universitäre und außeruniversitäre Forschung	160
3.3.4. Persönlicher Bereich, Lebensplanung, berufliche Perspektiven	167
3.4. Exkurs: Datensatz der Grazer Universitätsdirektion	176
3.5. Resümee	179
4. Profile und Perspektiven für/von Externe/n LektorInnen und Freie/n WissenschaftlerInnen .	182
4.1. Einleitung	182
4.1.1. Fragestellungen, Begriffsklärung	182
4.1.2. Darstellung des Forschungsprozesses	184
4.1.2.1. Die organisatorischen Felder – Sample-Erstellung	184
4.1.2.1.1. Universität	184
4.1.2.1.2. Forschungsförderung	185
4.1.2.1.3. Außeruniversitäre Forschung	186
4.1.2.1.4. Arbeitsmarkt, Sozial- und Steuerrecht	187
4.1.2.1.5. Mediale Öffentlichkeit – Wissenschaftspolitik	188
4.1.2.2. Das ExpertInneninterview	188
4.1.2.2.1. Qualitative Methode: das teilstandardisierte Interview	188
4.1.2.2.2. Leitfaden	189
4.1.2.2.3. Transkription	190
4.1.2.2.4. Auswertung	190
4.1.2.2.5. “off records” oder “Das schreiben Sie dann bitte nicht!”	190
4.2. Das Bild und das Wissen von Externen Lektorinnen und Freien Wissenschaftlerinnen	192
4.2.1. Einflussfaktoren	193
4.2.2. (Selbst)Bezeichnungen: Heterogenität und Polyvalenz	195
4.2.3. Informations- und Wahrnehmungsdefizite: Segmentierung des Wissens	197
4.2.4. Ressourceninput: Innovation, Praxis, Effizienz, Vielfalt	199
4.2.5. Universitäre “Bedarfsdeckung”: Marginalisierung, Abschließung	201
4.2.6. Höchste Qualifikation und soziale Ungesicherheit	203
4.3. Wissenschafts- und bildungspolitische Diagnosen und Perspektiven	205
4.3.1. Modelle der Verkörperung zukünftiger Wissenschaft	205
4.3.1.1. Elitärer Individualismus – Kollektive Wissensproduktion	205
4.3.1.2. Perspektiven für Externe/Freie: Kooperation, Networking, WissenschaftlerInnenhaus	208
4.3.2. Innovativität von Wissen – Innovativität von Arbeitsverhältnissen	210

4.3.3. Praxisbegriff und Gesellschaftsbezug von Wissenschaft und Forschung _____	214
4.3.4. Produktivität von Forschung und Lehre – “Qualitätsstandards” _____	219
4.3.5. Nachwuchs _____	223
4.4. Modelle und Massnahmen, die die Ressourcen Externer LektorInnen und Freier WissenschaftlerInnen ermöglichen und nützen _____	228
4.4.1. Ressourcenrückfluß an Externe/Freie _____	228
4.4.2. Nationale/Internationale Wissenschafts- bzw. Forschungspolitik _____	230
5. Internationale Perspektiven	232
5.1. Das Konzept der “National Innovation Systems” der OECD _____	232
5.1.1. Probleme des Ansatzes _____	233
5.1.2. LektorInnen und freie ForscherInnen im NIS? _____	235
5.2. Grundlagen des beantragten EU-Konzepts _____	236
6. Maßnahmenkatalog	239
6.1. Politisierung, interne Formierung und Imagebildung _____	240
6.2. Strukturell-Institutionell: Permeabilität zwischen “Innen” und “Außen” _____	241
6.2.1. (Plan)Stellen _____	241
6.2.2. Evaluierung von Forschung und Lehre _____	242
6.2.3. Integrative Maßnahmen und Modelle der Kooperation von Internen und Externen _____	243
6.2.4. Forschungsförderung/Forschungsfinanzierung _____	244
6.2.5. Frauenforschung, feministische Forschung, Genderforschung: Lehre und Forschung	245
6.2.6. WissenschaftlerInnenhaus _____	246
6.3. Soziale Absicherung _____	246
8. Anhang	259
8.1. Materialien zu den narrativen Interviews _____	259
8.1.1. Themenkatalog für den “Nachfrage”-Interviewteil _____	259
8.1.2. Kurzbiographiebogen _____	261
8.1.4. Kommentierte Bibliographie _____	265
8.2. Materialien zu den quantitativen Interviews _____	280
8.2.1. Begleitbrief _____	280
8.2.2. Fragebogen _____	282
8.3. Materialien zu den ExpertInneninterviews _____	294
8.3.1. Kurzbiographien der ExpertInnen _____	294
8.3.2. Interviewleitfaden _____	297
8.4. Materialien zum EU-Projekt _____	298
8.4.1. Call an PartnerInnen für ein EU-Projekt _____	298
8.4.2. EU-PartnerInnen _____	304

Vorwort

Das Forschungsprojekt “Zwischen Autonomie und Ausgrenzung: Zur Bedeutung Externer Lehre und Freier Wissenschaft an österreichischen Universitäten und Hochschulen” entstand im Auftrag des Bundesministeriums für Wissenschaft und Verkehr. Da dieses Ministerium in dieser Form nun nicht mehr existiert und die Wissenschafts- und Universitätssektionen auf insgesamt drei Ressorts aufgeteilt sind, sind die Kompetenzen zersplittert und intransparent, was für Externe und Freie neuerlich einen erschwerten Zugang zu Ressourcen darstellt. Die “Interessensgemeinschaft Externer LektorInnen und Freier WissenschaftlerInnen” hat als AuftragnehmerInnen insgesamt 19 Personen¹, die in vier Projektteams arbeiteten mit der Durchführung des Projekts beauftragt. Die Projektteams bildeten sich um methodische und thematische Schwerpunkte: Theoretische Perspektiven und die Konzeption eines EU-Forschungsprojekts, biographische Interviews mit Externen und Freien WissenschaftlerInnen, Leitfadeninterviews mit ExpertInnen und eine quantitative Erhebung bezüglich der Lebens- und Arbeitsbedingungen der Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen. Zusätzlich führte ein Team die Forschungskoordination durch. Vertreten durch eine Supervisiongruppe² war die IG Externe LektorInnen und Freie WissenschaftlerInnen kontinuierlich in die Forschungen eingebunden.

Durch die große Anzahl der an diesem Gemeinschaftsprojekt der IG beteiligten ForscherInnen konnte der Anspruch multiperspektivischer sowie multi- und transdisziplinärer Zugangsweisen auf bereichernde Weise sowohl für die ForscherInnen als auch für den Forschungsgegenstand eingelöst werden. Andererseits ist aber die große Zahl der MitarbeiterInnen auch Ausdruck der Arbeits- und Lebenssituation der Externen und Freien. Für alle Beteiligten war die Mitarbeit an diesem Projekt lediglich ein Teil ihrer Arbeit. Einige beendeten neben der Projektarbeit ihre Dissertation, andere ihre Habilitation, eine arbeitet in einem Entwicklungshilfeprojekt in Afrika, andere haben Stipendien erhalten, andere konnten von Förderungsmaßnahmen profitieren wie etwa den neu geschaffenen Hertha-Firnberg-Stellen, manche sind “GelegenheitswissenschaftlerInnen” neben einem Bundesdienst- oder Angestelltenverhältnis, manche leben von zwei Lehraufträgen und den geringen Einkünften aus dieser Projektmitarbeit und nicht zu vergessen: Auch zwischenzeitlich arbeitslose WissenschaftlerInnen arbeiteten an diesen Forschungen mit. Manche haben aber auch das Feld der Wissenschaft und Lehre verlassen, es wird trotzdem hoffentlich nicht ihr letztes Projekt dieser Art gewesen sein. Die Heterogenität der Lebens- und Arbeitsbedingungen der Externen und Freien

¹ ADAM Georg, AFFENZELLER Gerlinde, BERGER Heinz, BERNOLD Monika, BLIMLINGER Eva, DORFER Brigitte, ERNST Waltraud, HACKER Hanna, HEFLER Günther, HORNUNG Ela, MATSCHINEGG Ingrid, MIXA Elisabeth, MISAR Christina, PECHRIGGL Alice, SCHWEIGHOFER Annemarie, SCHULZE Heidrun, STEIDL Annemarie, TANTNER Anton, TILLNER Georg.

² ELLMEIER Andrea, PERZ Bertrand, MESNER Maria, STRASSER Sabine.

spiegelt sich also in allen Facetten des Teams wieder, das analog zur immer größer werdenden Gruppe hoch qualifizierter Externer/Freier WissenschaftlerInnen, seine Arbeitswelt und berufliche Identität – dauerhaft weder eindeutig innerhalb der Universitäten noch in außeruniversitären Forschungseinrichtungen findet. Um noch einen Schritt weiterzugehen: Vielleicht findet diese Gruppe überhaupt keine kontinuierliche singuläre Arbeitsidentität, eine Gruppe von Personen also, die die traditionellen Vorstellungen eines“Normalarbeitsverhältnisses” längst hinter sich gelassen haben und vielleicht eher einer “patchwork-identity” entsprechen.

Die Koordination der einzelnen Teams und der Mitarbeiterinnen wurde zu einer wesentlichen Aufgabe. Das stationäre Arbeiten der einzelnen in ihren Wohnungen, Büros oder Instituten erforderte eine kontinuierliche Kommunikation. Ohne virtuelle Vernetzung via E-Mail wären Forschungsvorhaben mit dieser Struktur und nicht zuletzt diesen Fragestellungen kaum zu bewältigen. Es ist also die vielzitierte“Internetgeneration” die hier ihre Ergebnisse präsentiert. Neben dem kontinuierlichen elektronischen Austausch waren die Arbeitstreffen der einzelnen Teams und die regelmäßig stattfindenden Workshops unter Beteiligung aller Mitarbeiterinnen notwendige strukturelle Vorgaben des Projektdesigns. Die Treffen und Workshops dienten der Diskussion der einzelnen Beiträge, der Weiterentwicklung der Fragestellungen, der Festlegung von Bezugspunkten und Referenzen, aber auch der Supervision der methodischen Zugänge. An dieser Stelle sei dem Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien besonders gedankt. All diese Treffen waren möglich, weil uns Räume und Infrastruktur kostenlos zur Verfügung gestellt wurden – keine Selbstverständlichkeit in Zeiten von Drittmittel- und Vollrechtsdiskussion. Bereits im Zwischenbericht wurden Ergebnisse eines der Workshops beschrieben. Im letzten der insgesamt 7 Workshops stand die Erarbeitung des Maßnahmen-Katalogs im Zentrum. Jedes Team war aufgefordert, ausgehend von ihren Forschungen politikrelevante Maßnahmen zu entwickeln. Sie bildeten die Grundlagen der Diskussion und wurde in verschiedenen Arbeitsschritten strukturiert. Das Ergebnis war ein Rohentwurf des Maßnahmenkatalogs, der Ausgangspunkt für eine breite Diskussion mittels Mailing-Liste war. Das Ergebnis dieses Prozesses liegt nun als Teil dieses Projekts vor.

Bereits im Jahr 1997 entwickelte die IG Externe LektorInnen und Freie WissenschaftlerInnen durch eine Vorstudie die Grundlagen für den nun vorliegenden Forschungsbericht. Die Operationalisierung der Forschungsfragen wurde bereits im Zwischenbericht dargelegt. Im wesentlichen standen zwei zentrale Fragen im Vordergrund: Erstens: Welche Auswirkungen haben die legislativen Veränderungen der letzten Jahre (etwa UOG '93, UniStg, Dienst- und Besoldungsrecht, KUOG, aber auch Novellierungen von Steuer- und Sozialversicherungsgesetzen) auf die Situation der Externe LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen und zweitens, wie läßt sich überhaupt das “Profil” der Externen und Freien beschreiben? Aus den vielfältigen Antworten auf diese Fragen resultiert

letztendlich der Maßnahmenkatalog in dem möglichst umfassend kurz- und mittelfristig die Perspektiven für die nächste Zeit formuliert wurden, sowie zentrale Punkte für ein im Rahmen des fünften Rahmenprogramms der EU mit 6 weiteren PartnerInnen einzureichendes Projekt.

Es sei hier angemerkt, daß während des Forschungsprojektes kontinuierlich Prozesse von politischer Seite initiiert wurden, die durchaus zu einem Eindruck des "überrollt Werdens" führten und führen. So erhält etwa die Diskussion um die Vollrechtsfähigkeit durch das Regierungsübereinkommen besondere Aktualität. Ist es angesichts dessen noch sinnvoll eine UOG-Novelle zu fordern, in der das aktive und passive Wahlrecht für UniversitätslektorInnen aufgenommen wird, wenn ohnehin ganz andere Modelle in klandestiner Weise hinter Polstertüren in Gremien diskutiert oder Personalberatungsfirmen mit Gutachten beauftragt werden sollen?

Kurz zusammengefaßt nun die wichtigsten Ergebnisse dieser Studie: Bei der Definition der LektorInnen als soziologisch relevante Menge ist der Begriff des "Existenzlektors" von besonderem Interesse. Ein wesentlicher Unterschied zwischen den heute ihr Einkommen hauptsächlich über den Lehrauftrag beziehenden Externen und den damaligen "ExistenzlektorInnen" liegt wohl darin, daß sich jene nicht mehr mit derselben Ausschließlichkeit wie diese als LektorInnen verstehen (können) und das Gehalt für den Lehrauftrag heute eher als Subsistenzgrundlage zu sehen ist. Für die durchaus umstrittene Bezeichnung "SubsistenzlektorInnen" spricht der HeimarbeiterInnenstatus vieler Externer und Freier sowie die Tatsache, daß der Lehrauftrag oftmals tatsächlich die Subsistenz, also das "Auskommen" in einer wissenschaftlichen Karriere sichert, in der es vorerst um fachliche Qualifizierung und einen bestimmten Lebensstil geht.

In den letzten Jahren ist sowohl die Anzahl der Externen LektorInnen³, als auch die durchschnittliche Wochenstundensumme an Lehraufträgen zurückgegangen. Mit der Verschlechterung der Bedingungen für Externe in den letzten Jahren hat die Anzahl der freiberuflichen WissenschaftlerInnen deutlich zugenommen. Etliche davon durften dabei "Forschung" nebenbei betreiben. Beträchtlich mehr Frauen als Männer sind sogenannte "Subsistenz-(Existenz)lektorinnen", leben also vor allem oder ausschließlich vom universitären Lehrauftrag und sind somit auch immer wieder von Mitteln der Arbeitslosenversicherung abhängig.

Wenn es so etwas wie ein verallgemeinerbares Selbstverständnis von Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen gibt, dann besteht dieses darin, daß das Sozialprestige hauptsächlich über den Lehrauftrag bezogen wird. Freie WissenschaftlerInnen definieren sich hauptsächlich über die Forschung. Zeitweilige, ungewollte Unterbrechungen oder gar der endgültige Abbruch der Verbindung

³ Als Untersuchungsgruppe wurden jene externen Lehrpersonen an den österreichischen Universitäten definiert, die (auch) "freie" Wissenschaft betreiben, ohne ihr hauptsächliches Einkommen aus einer fixen Anstellung bzw. einem Gewerbe zu beziehen. An der Universität oder im Forschungs-/Arbeitsmarkt hauptberuflich und dauerhaft integrierte Externe LektorInnen fallen somit nicht in das Sample.

von Forschung und Lehre führen zu einer Verunsicherung der Identität auf individueller Ebene. "Kontinuität gibt es bei mir nicht. Es gibt bei mir nur Brüche und irgendwie Neubeginn und ich tu' mir sehr schwer mit Kontinuität, ja das stimmt schon. Außer die Lehraufträge, das ist die einzige Kontinuität, die ich habe, aber sonst ...", erzählt eineR der InterviewpartnerInnen im biographischen Interview.

Die fehlende Perspektive, die fehlenden Möglichkeiten und der "in-between"-Status führen zu grotesken Situationen: "Hab i mir gedacht, also wenn jetzt im nächsten halben Jahr net was passiert, dann geht's ans Servieren oder Taxifahren oder ich weiß auch net, irgend so,- es ist erstaunlich welche Phantasien man da zum Schweigen bringt, net? Was tut man eigentlich, wenn des nächste halbe Jahr jetzt nix ist, net? Und wenn des so weitergeht mit den ganzen Streichungen. Dann ist eh die Gastprofessur kommen, hat auch wieder a bisschen kalmiert, aber net sehr, aber trotzdem ...". Daß ein Bedürfnis nach institutioneller Absicherung für die freien ForscherInnen groß ist, zeigt die quantitative Untersuchung: etwa zwei Drittel arbeiten (auch) zu Hause, fast ebenso viele würden aber lieber an einem Institut arbeiten.

In besonderer Weise zeigt sich die Problematik im Bereich feministischer WissenschaftlerInnen und extern Lehrender. Einerseits scheint durch die wachsende Nachfrage an feministischer Lehre und Forschung zumindest für viele Frauen in diesem Feld ein erstrebenswertes oder zumindest vielversprechendes Berufsbild zu bestehen. Auf der anderen Seite scheinen sich durch eine kontinuierliche Konzentration auf feministische Lehre und Forschung alternative Berufsaussichten zu verringern. Daraus ergibt sich ein nur schwierig zu lösendes Spannungsverhältnis zwischen Zukunftsorientiertheit und Fatalismus.

Wie die Vergleiche der Voraussetzungen für kollektive Einkommenspolitik zwischen klassischen Freien Berufen/Freien WissenschaftlerInnen bzw. Externen LektorInnen/universitären ForscherInnen zeigen, ist der "Markt", auf dem Freie WissenschaftlerInnen ihre Einkünfte erzielen müssen, als eine Kombination der Nachteile einer tatsächlich marktorientierten Berufstätigkeit und einer unselbständigen Tätigkeit bei einem weitgehend monopolistischen Arbeitgeber charakteristisch. Zwei Beispiele von Einkommenserklärungen von Externen/Freien WissenschaftlerInnen veranschaulichen diese Situation und zeigen die "mageren und die fetten Jahre" – wer allerdings bei rund ATS 14.000 (14 x mal im Jahr) an das magere Jahr denkt irrt: es ist ein "fettes Jahr" (siehe Kapitel 1.4.3.2.).

Wie die biographischen Interviews zeigen, ist eine weiteres Kriterium des Profils externeR LektorInnen und freier WissenschaftlerInnen ihre wissenschaftliche und arbeitspraktische Verortung sowohl in universitären als auch in außeruniversitären bzw. "freien" Wissenschafts- und Arbeitsfeldern. Diese Verortung in zwei oder mehreren unterschiedlich strukturierten Feldern hat für viele "Externe und Freie" offenbar eine spezifische Qualität, sie erscheint in den Interviews oft als Ideal einer doppelten

Verankerung in verschiedenen Kontexten, und ist damit Teil des – positiv definierten – Selbstbildes dieser Gruppe. Andererseits zeigt sich gerade mit zunehmender Dauer dieser auch und gerade prekären und diskontinuierlichen beruflichen Laufbahn, daß diese “doppelte Verortung” von den externen LektorInnen und freien WissenschaftlerInnen auch als zunehmend schwieriger, unsicherer und anstrengend empfunden wird. Dem Ideal der “doppelten Verankerung” in mehreren Feldern steht also die Realität des “Switchens” zwischen den Feldern gegenüber. Dennoch zeigt die quantitative Analyse: Beträchtliche 90 Prozent der befragten LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen sehen trotz der teilweise prekären Arbeitssituation in ihrer derzeitigen beruflichen Tätigkeit zumindest einige Gestaltungsmöglichkeiten, um ihre ideellen Lebensziele zu verwirklichen. Immerhin fast ein Drittel ist sogar der Meinung, daß die Gestaltungsmöglichkeiten in der bestehenden beruflichen Situation für die Erreichung der eigenen Lebensperspektiven ausreichend gegeben sind.

Ein weiterer Fokus wurde auf die Wissensvorräte und Strategien der RepräsentantInnen jener Institutionen und organisationalen Felder gerichtet, die für die Arbeits- und Lebensbedingungen der untersuchten Gruppe relevant sind. Zu diesem Zweck wurden ExpertInnengespräche durchgeführt. Der Bewußtseinsstand, das spezifische Wissen und das Bild von Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen hat, das ergaben die ExpertInneninterviews durch die Arbeit der IG Externe LektorInnen und Freie WissenschaftlerInnen, während der letzten Jahre tendentiell zugenommen. Dennoch ist die Wahrnehmung der Problematik der Externen/Freien – diese Forschungshypothese hat sich bestätigt – ganz wesentlich von dem jeweiligen Feld, dem die befragten ExpertInnen angehören und von ihrer Positioniertheit im Feld geprägt. Der Wissensstand über die Situation und die vielschichtige Problematik der Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen scheint tendenziell dort am geringsten zu sein, wo die Macht- und Entscheidungskompetenz der befragten ExpertInnen innerhalb des jeweiligen Feldes am höchsten ist. Als paradigmatisch dafür kann die Antwort von Arnold Schmidt, dem Präsidenten des Fonds zur Förderung wissenschaftlicher Forschung, auf unsere Frage nach der Definition der Externen LektorInnen bzw. Freien WissenschaftlerInnen gelten:

“I: Wie ist diese Gruppe aus Ihrer Sicht soziologisch und institutionell definiert? Oder auch: Was ist Ihr Bild von den Externen und Freien?

IP: Da muss ich leider passen. Ich kann Ihnen leider wenig dazu sagen, was über das bisher gesagte hinaus geht.”(Gesprächszitat: Schmidt)

Innovation, Praxisbezug, Effizienz und Vielfalt sind die zentralen qualitativen Inputfaktoren, die den Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen von allen befragten ExpertInnen zugeordnet worden sind. Aus der Innen-Perspektive der institutionalisierten Forschungsförderung/Finanzierung

und aus jener der Universität wurden soziale Existenzbedingungen oder arbeitsrechtliche Parameter zur Bestimmung der nachgefragten Gruppe allerdings nahezu nicht thematisiert. Demgegenüber wird die nachgefragte Gruppe aus der Perspektive der ExpertInnen aus dem Feld außeruniversitäre Forschung und Arbeitsmarkt/Steuerrecht in der paradoxen Verbindung von existenzieller Unsicherheit und höchster wissenschaftlicher Qualifikation wahrgenommen und als Gruppe, die "einerseits hohes Sozialprestige, andererseits kein Einkommen hat" (Amschl) oder als "Gruppe von hoch qualifizierten, ambitionierten WissenschaftlerInnen, denen der traditioneller Karriereweg versperrt ist" (Taschwer), schließlich als "externe Lückenbüßer, die den Betrieb aufrechterhalten, aber keine angemessene Bezahlung dafür erhalten" (Hartmann) definiert.

Die ExpertInnengespräche haben u.a. ergeben, daß es um ein zukünftige Entwicklung von Kooperationsmodellen geht, die die Beziehungen von "Innen" und "Außen" in einer Weise fördern, die die ungleichen infrastrukturellen und organisatorischen Voraussetzungen besser ausgleichen läßt. Insbesondere die ExpertInnen aus dem Feld Arbeitsmarkt bzw. Steuerrecht und der außeruniversitären Forschung verweisen auf die Vorteile und die Synergieeffekte eines einzurichtenden institutionalisierten Ortes für Externe und Freie ("WissenschaftlerInnenhaus"), der die Rahmenbedingungen für ein Networking von Externen LektorInnen und freien WissenschaftlerInnen schaffen würde. Hinsichtlich der Möglichkeiten einer Beteiligungen im Bereich von EU wurde signifikant von den ExpertInnen des außeruniversitären Feldes formuliert, daß das Fehlen einer institutionellen Anbindung der Externen und Freien WissenschaftlerInnen einem Ausschluß aus dem EU-Förderungsbereich gleichkommt.

Seit Mitte der neunziger Jahre wird unter dem Titel "National Innovation Systems" der Versuch unternommen, die Forschungs- und Wissenschaftssysteme in den OECD-Mitgliedsstaaten nach einheitlichen, die Vergleichbarkeit der Ergebnisse sicherstellenden Kriterien zu beschreiben. Existenz, Funktion und Situation von Externen LektorInnen und Freien ForscherInnen werden im Konzept der NIS nicht thematisiert, was insbesondere mit dem verhältnismäßig grobmaschigen Indikatorensystem und den zugrundegelegten Karrieremodellen zusammenhängt. Jene Gruppe, die – teils programmatisch, teils notgedrungenenmaßen – wesentlichste Ideale des Konzepts erfüllt – Innovations- und Outputorientierung, Flexibilität, interinstitutionelle und interdisziplinäre Mobilität – wird damit weder zahlenmäßig erfaßt, noch als neues, zumindest konkurrierendes Paradigma zum klassischen Karrieremodell herangezogen. Das geplante EU-Projekt wird die Aufgabe haben, die im Teil "Internationale Perspektiven" beschriebenen Engpässe des NIS-Ansatzes zu beheben. Es wurden 6 PartnerInnen für ein EU-Projekt gefunden: zwei aus Italien (Rom und Genua), sowie je einer aus Deutschland, Frankreich, den Niederlanden und Ungarn. In diesen Ländern herrschen zum Teil gegensätzliche Verhältnisse, nicht nur hinsichtlich der Gewichtung der vier Felder, sondern auch, was ein mögliches Profil der "Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen" innerhalb derselben bzw. zwischen ihnen betrifft. Hier fand am 31. März und am 1. April 2000 ein Treffen aller Länder-VertreterInnen statt, bei dem die genaue Projektstrukturierung besprochen wurde. Da jedoch die weiteren nötigen Anbahnungskosten für eine ursprünglich geplante österreichische Koordination vom BMWV nicht bewilligt wurden und aufgrund der aktuellen politischen Situation in Österreich und seiner

damit verbundenen Position innerhalb der EU, welche allen PartnerInnen zu denken gab, wird die Koordination an Italien abgegeben.

Abschließend ein Dank: an alle InterviewpartnerInnen vor allem an jene, die – weil freiberuflich tätig, keine Dienstzeit haben und uns ihre Freizeit zur Verfügung stellten, an die Universitätsdirektionen in Wien, Graz, Innsbruck, an die Statistikabteilung im ehemaligen BMWV, an Gudrun Wolfgruber und Carolyn Szedonja-Hornung die sich an den Interpretationen der biographischen Interviews beteiligten, Ariane Schmied für organisatorisch-administrative Unterstützung bei der Anbahnung des geplanten EU-Projekts und an alle Freunde und Freundinnen, Kollegen und Kolleginnen die uns während des Forschungsprojekts mit Ratschlägen und Aufmunterungen versorgten. Aufmunterungen werden die Externen und Freien WissenschaftlerInnen in nächster Zeit notwendiger haben denn je – angesichts der bevorstehenden Budgetkürzungen, der Vollrechtsfähigkeit und anderer Maßnahmen, die jene an den Rändern bestenfalls dort belassen, wenn nicht abtrennen. Aufmunterungen werden nicht ausreichen – wissenschaftspolitisches Handeln wird notwendig sein. Eine durch Budgetkürzungen legitimierte auf Technologieförderung konzentrierte Forschungsförderung bedeutet nämlich nichts anderes als eine totale Verschleuderung des Kapitals an Wissensressourcen, das sich in den letzten Jahrzehnten herausgebildet hat.

Wien, im März 2000

1. Spannungsfelder – Theoretische Annäherungen

1.1. Projektthema, Projektteam, forschungspolitischer Kontext und Implikationen für die Methodenwahl

1.1.1. Einleitung

Die Auseinandersetzung mit dem Profil und der Identität Externer LektorInnen und Freier WissenschaftlerInnen kann nur in Verbindung mit den wissenschaftlichen und sozialen Arbeitsbedingungen dieser Gruppe sowie im Kontext von globaleren arbeitssoziologischen Veränderungen dargestellt werden. Diese Bedingungen sind strukturell anhand von vier organisatorischen Feldern skizzierbar:

1. Organisationsstruktur und Organisationskultur der Universitäten
2. Österreichische Forschungspolitik und zentrale Einrichtungen zur Vergabe von Forschungsmitteln
3. außeruniversitäre Forschungseinrichtungen
4. Arbeitsmarkt und sozial- sowie steuerrechtliche Bedingungen

Diese Studie erfolgte interdisziplinär und bezieht historische und internationale Erfahrungen, theoretische Überlegungen sowie empirische Erhebungen zu diesem bis jetzt kaum beleuchteten Untersuchungsfeld mit ein. Die durch die diversen wissenschaftlichen Kompetenzen der MitarbeiterInnen garantierte Methodenvielfalt ermöglicht sowohl für die Arbeits- und Lebensbedingungen der untersuchten Gruppe relevanten Institutionen und Einrichtungen in ihren Strukturen und den Strategien ihrer RepräsentantInnen zu erhellen, als auch eine Darstellung der konkreten Lebensentwürfe und Erfahrungen dieser Gruppe zu erarbeiten. Gegenseitige Erwartungen oder Zuschreibungen, vor allem aber die wesentlichen Wechselwirkungen zwischen organisatorischen Feldern und individuellen oder kollektiven Erfahrungen der untersuchten WissenschaftlerInnengruppe, sollen zentrale Aspekte und Potentiale "freier" wissenschaftlicher Arbeit in Österreich klarer erfaßbar machen.

"Die Forscher müssen auch dazu beitragen, Verfahren und Institutionen zu entwickeln, die es erlauben, die Kompetenz der Forscher in der Auseinandersetzung um die Ermöglichung, die Förderung und die Begrenzung der Forschung voll zur Geltung zu bringen. Die institutionelle und prozedurale Lösung der Konflikte, die derzeit zwischen der Forschung einerseits sowie der

Gesellschaft und der Politik andererseits bestehen, erfordert innovative Phantasie. Dabei kann auf die Phantasie, die aus der Situation und der Erfahrung der Forscher gespeist wird, nicht verzichtet werden.”⁴

Es ist eher selten und wird rasch unter Ideologieverdacht gestellt, wenn Objekt und Subjekt der Forschung sich als Personengruppe weitgehend decken. Den Ergebnissen solcher Untersuchungen wird zumeist eine interessensgeleitete, subjektive Perspektive unterstellt, die den, trotz aller Kritik noch ungebrochen, bemühten Ansprüchen auf Wertfreiheit entgegensteht. Diese Untersuchung geht jedoch gerade von einem in Zukunft wohl noch genauer zu gestaltenden Interesse aus und bezieht es als Motor produktiv ein. Objektivität in der wissenschaftlichen Zugangsweise ist davon keineswegs ausgeschlossen. Vielmehr scheint uns eine Sicht auf die Verteilungskämpfe im Bereich der Wissenschaft, die auch dieses Interesse beleuchtet und reflektiert, klärender und eröffnender, als die verschleiern und meist hinter den Kulissen ablaufenden “Entscheidungsprozesse”, die diesen Namen im politischen Sinne kaum verdienen. Eine Repolitisierung, auch des Universitäts- und Forschungsbereichs, ist jedoch unerlässlich, denn nur durch Politik im besten Sinne expliziter, reflektierter und öffentlicher Beratung, Entscheidungsfindung und Gestaltung, können die derzeit stattfindenden Umwälzungen für die Zukunft Sinn erhalten.

1.1.2. Zum Verhältnis zwischen hochschulpolitischer Praxis und wissenschaftlicher Forschung

Die wissenschaftliche Erforschung eines soziokulturellen oder soziopolitischen Phänomens, bzw. eines sogenannten Forschungsgegenstandes, setzt dessen vorerst vage Kriterien bemühende Eingrenzung sowie die Relevanz in der gemeinschaftlichen Wahrnehmung voraus. Daß diese erste hervorhebende Eingrenzung und damit Gegenstandsbestimmung der Externen/Freien als sozio-politische Kategorie innerhalb der Hochschul- und Forschungslandschaft durch politische Protest-Praxis erfolgte, ist in Analogie mit dem wissenschaftlichen und theoretischen Impetus vieler sozialer Bewegungen nichts Neues.

Die vorliegende Untersuchung entstand im Auftrag der 1996 gegründeten “IG Externe LektorInnen und Freie WissenschaftlerInnen”. Die Entstehungsgeschichte dieser Interessengemeinschaft ist eng verknüpft mit den Streikereignissen, in denen sich im Frühjahr 1996 die österreichischen Hochschulen und Universitäten gegen die abschließenden Gesetzesvorlagen eines umfassenderen

⁴ ZACHER, Hans F.: Forscher und Forschungspolitik: Der Beitrag der Forscher zur forschungs-politischen Diskussion. In: Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften: Berichte und Mitteilungen, 1, 1992.

Universitätsreformpakets zur Wehr setzten.⁵ Dieser Gesetzesentwurf, eine Reform des Hochschullehrer-Dienst- und Besoldungsrechts, enthielt nicht nur unterschiedlich starke Einschnitte in die Verdienstmöglichkeiten der Universitätsbediensteten, er hatte auch schwerwiegende Konsequenzen für die zukünftige Aufteilung der Lehrtätigkeit und ihrer Bezahlung zwischen den HochschullehrerInnen.⁶ Daß sich das letztendlich zwischen VertreterInnen der Gewerkschaft (GÖD), der Regierung (BMfWV) und der UniversitätslehrerInnen (ULV, BUKO, Rektorenkonferenz, Mittelbau Protestkomitee, Aktionskomitee Externe LektorInnen, Lektorenverband) ausverhandelte Dienst- und Besoldungsrecht⁷ insbesondere zum Nachteil der Externen LektorInnen auswirken würde, hat zwar Eingang in diverse ministerielle Schriften gefunden⁸, konkrete Maßnahmen oder Reformen zur angekündigten Gegensteuerung wurden jedoch erst ansatzweise in Erwägung gezogen.

Daß die vorliegende Studie dazu einen Beitrag leisten soll, ist eines ihrer ausdrücklichen Ziele. Das Interesse, das die AuftragnehmerInnen verbindet, ist nicht so sehr ein korporatistisches (der dazu nötige Korps wäre zudem nicht so recht eingrenzbar) im traditionellen Sinn. Was die Situierung des Aktionskomitees und der IG im Kontext hochschulpolitischer Interessensvertretung betrifft, so ist dieser Bruch mit traditionellen Organisationen am ehesten in der nicht zu übersehenden Verbindung zu den Strukturen der in den 80er Jahren sich verbreitenden universitären Basisgruppen zu suchen. Die konvergierenden Interessen sind sowohl als sozioökonomische sowie als forschungs- und bildungspolitische Interessen in einem weiteren Sinn zu bestimmen. Damit untrennbar verbunden ist das Interesse an Selbstbestimmung sowie an politischer Teilhabe an der Gestaltung und (Ein-)Ordnung der eigenen Arbeitsverhältnisse und -bedingungen im Dienste einer an Forschung und Bildung interessierten Gesellschaft.

Die Vielzahl an Gesetzesmaterien, die den Wissenschaftsbetrieb in Österreich regeln, sind hinsichtlich ihrer historischen Entwicklung bezüglich der Freien WissenschaftlerInnen zu betrachten:

“Betrachtet man die HSR [Hochschulreform] unter dem Gesichtspunkt des Rechts, das einen zentralen Stellenwert als Mittel der Reform einnimmt, so lassen sich folgende Materien voneinander unterscheiden, die neu geregelt bzw. reformiert wurden: das Studienrecht, das Organisationsrecht, das Hochschülerschaftsrecht, das Studienförderungsrecht, das Dienst- und Gehaltsrecht für Hochschullehrer sowie weitere hochschulrelevante Materien wie das Forschungsförderungs- und -

⁵ Die IG wurde aus dem während des Streiks entstandenen “Aktionskomitee Externe LektorInnen” gegründet und soll auch jene in ihrer Bezeichnung einschließen, die erstens die Mehrheit der Externen auszumachen scheinen und zweitens jene, die im Gegensatz zu den sogenannten ExistenzlektorInnen, nicht durchgehend als Lehrbeauftragte fungieren oder als solche ihre soziale Existenz fristen.

⁶PECHRIGGL, Alice: Das Profil der Externen zwischen vogelfreier Verschubmasse und Klein-honoratioren. In: Information der Interuniversitären Koordinationsstellen für Frauenforschung Wien, 2/1996, S. 15–21.

⁷ LEGAT, Anneliese; Reuther, Tilmann (Hg.): Universitätslehrerverband – Leistung durch Kooperation. Zukunftsperspektiven für die österreichischen Universitäten. Universitätspolitische Thesen des Universitätslehrerverbandes. (=Mitteilungsblatt; 2/1999), o.O. 1999.

⁸zuletzt: BUNDESMINISTERIUM FÜR WISSENSCHAFT UND VERKEHR (Hg.): Hochschulbericht 1999, 3 Bde., Wien 1999. (im folgenden: Hochschulbericht 1999)

organisationsrecht, das Studienberechtigungsgesetz, das Studentenheimgesetz und indirekt relevante Bereiche wie das Einkommenssteuerrecht, das 1985 zu dem Zweck der indirekten (steuerlichen) Forschungsförderung novelliert worden ist.“⁹

Den Befund, den Josef Melchior in seiner Arbeit zur Pathogenese der österreichischen Hochschulreform gibt, läßt sich in gleicher Weise Ende der 80er Jahre abgeben.

Beginnend in den 60er Jahren – 1966 wurde das Allgemeine Hochschulstudienengesetz (AHStG) beschlossen – findet eine Stärkung des sogenannten akademischen Mittelbaus an den österreichischen Universitäten und Hochschulen statt. Diese legistische Maßnahme ermöglicht zunächst überhaupt die Partizipation verschiedener Kurien an den Hohen Schulen und somit auch jener der externen Lehrbeauftragten. Hertha Firnberg, damals Abgeordnete der SPÖ im Nationalrat und ab 1970 erste Wissenschaftsministerin, wies anlässlich der Vorlage der ersten Studienpläne in einer parlamentarischen Rede nachdrücklich auf diese Demokratisierung hin:

“In die Richtung der Demokratie der Hochschulen wird heute ein erster Schritt getan. Und es scheint mir das bedeutungsvollste an diesen Gesetzen zu sein. Es wird dieser Schritt als Experiment unternommen, auf zwei Jahre befristet, und nur bei drei Studienrichtungen. Wir entsprechen damit einem Vorschlag der Parlamentarischen Hochschulkommission. Wir führen die Studienkommission (...) ein, und es werden nunmehr StudentInnen, ProfessorInnensowie AssistentInnen und DozentInnen, also jener Personenkreis, den man als akademischen Mittelbau bezeichnet, in Hinkunft gemeinsam gewisse Kompetenzen ausüben. Die Mitsprache aller dieser Gruppen ist in diesen Bereichen institutionalisiert. (...) Die Studienkommissionen sind nach der Drittelparität zusammengesetzt.“¹⁰

Der Verankerung der Mitbestimmung des Mittelbaus im AHStG folgte jene im UOG '75. Beide den Universitätsbetrieb konstituierenden Gesetze wurden mittlerweile einerseits durch das Universitätsstudienengesetz mit Wirksamkeit 1. August 1997 und andererseits durch das Zug um Zug umgesetzte Universitätsorganisationsgesetz '93 ersetzt.

“Rückblickend ist festzustellen, daß der Bruch in der Entwicklung der Universität, der sich mit der sogenannten ‘wirklichen’ Hochschulreform ankündigt, keineswegs so unvermittelt kommt, wie er erscheint. Vielmehr drängt sich der Verdacht auf, daß sich nun eine Tendenz offen durchsetzt, die seit den 60er Jahren hinterrücks wirkte, nämlich die Ausrichtung der Universität an Maßstäben ökonomischer und bürokratischer Rationalität.“¹¹

Diese neuen Gesetze führten ganz in diesem “hinterrücks” wirkenden Sinne zu einer Stärkung der monokratischen Organe und damit zu einer Einschränkung der Entscheidungsmöglichkeiten der Kollegialorgane. Wesentlicher Unterschied ist jedoch die Neubestimmung der Kurien, die dazu führte, daß Externe Lehrbeauftragte zwar den Status von Universitätsangehörigen behalten (UOG '93, ¶ 19, Abs. 2), aber nicht mehr in der Mittelbaukurie wahlberechtigt sind. Die Kurienzugehörigkeit (Oberbau,

⁹ MELCHIOR, Josef: Zur sozialen Pathogenese der österreichischen Hochschulreform. Eine gesellschaftstheoretische Rekonstruktion, Baden-Baden 1993, S. 176 f.

¹⁰ WALDBRUNNER, Karl: Auf dem Weg zum Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung. In: Wissenschaft und Weltbild. Festschrift für Hertha Firnberg, Wien 1975, S. 224

¹¹ MELCHIOR 1993, S. 17

Mittelbau) wird auf die dienstrechtliche Kategorie des privatrechtlichen oder öffentlich-rechtlichen Dienstverhältnisses beschränkt. Davon ausgenommen sind, neben den Studierenden, die in einer eigenen Kurie vertreten sind, die Arbeitskreise für Gleichbehandlungsfragen, ein Kollegialorgan sui generis. Hier zielt die Rekrutierung der Mitglieder auf die gesamte Gruppe der Universitätsangehörigen ab (UOG '93, § 39, Abs 3). Etwas differenzierter stellt sich die Mitwirkung in Kollegialorganen für jene WissenschaftlerInnen dar, die im Rahmen der Teilrechtsfähigkeit beschäftigt sind (UOG '93, §37, Abs 3). Der Senat kann beschließen, daß einer/m Angestellten gemäß Abs. 1 das Recht eingeräumt wird, bei der Willensbildung der Kollegialorgane im Rahmen der Personengruppe der UniversitätsassistentInnen und der wissenschaftlichen MitarbeiterInnen im Forschungs- und Lehrbetrieb oder der Personengruppe der Allgemeinen Universitätsbediensteten mitzuwirken. Zwischen den zeitlichen Eckpunkten der Einführung des AHStG, des UniStG und des UOG '93 ist somit die Entwicklung der rechtlichen Stellung der externen Lehrbeauftragten und der freiberuflichen WissenschaftlerInnen im universitären Bereich zu sehen.

Ein zentrales Moment in der Entwicklung der Forschungsförderung der letzten Jahrzehnte ist die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses. In Österreich wurde diese Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre forciert. Hierbei ist einerseits die notwendige institutionelle, meist universitäre Anbindung, andererseits die Individualförderung zu analysieren.

War es im UOG '75 noch die Heranbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses, die zu den Grundsätzen und Aufgaben der Universitäten zählte, so wurde dies im UOG '93 um den Begriff Förderung ergänzt. Im Bundesgesetz vom 1. Juli 1981 über die Forschungsorganisation in Österreich werden in §1 die leitenden Grundsätze des Bundes für die Organisation und die Förderung von Wissenschaft und Forschung dargelegt (§1, Abs. 2). Die Ziele für die Förderung von Wissenschaft und Forschung durch den Bund, sowie für die Organisation wissenschaftlicher Einrichtungen des Bundes sind insbesondere:

1. die Erweiterung und Vertiefung der wissenschaftlichen Erkenntnisse
2. zur Lösung sozialer, wirtschaftlicher, kultureller und wissenschaftlicher Problemstellungen verantwortlich beizutragen, vor allem zur Sicherung und Hebung der allgemeinen Lebensqualität und der wirtschaftlichen Entwicklung
3. die rasche Verbreitung sowie die Verwertung der Ergebnisse von Wissenschaft und Forschung
4. die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses.¹²

In ähnlicher Weise werden im Bundesgesetz zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung die Aufgaben der beiden Fonds – Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung und Forschungsförderungsfonds für die gewerbliche Wirtschaft – definiert (§4, Abs. 1 a):

¹² FOG 1981, §1, Abs. 2

“Förderung von Forschungsvorhaben einzelner oder mehrerer natürlicher Personen (Förderungswerber) einschließlich der Gewährung von Forschungsbeihilfen für Forschungsvorhaben des wissenschaftlichen Nachwuchses auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Forschung.”¹³

In den Erläuternden Bemerkungen wird auf die Nachwuchsförderung Bezug genommen:

“Durch die explizite Einbeziehung der Förderung der Forschungstätigkeit des wissenschaftlichen Nachwuchses sollen den Fonds auch eigene Nachwuchsförderungs-programme ermöglicht werden. Grundlage der Gewährung von Forschungsbeihilfen für Forschungsvorhaben des wissenschaftlichen Nachwuchses ist nach wie vor das konkrete Forschungsvorhaben. Durch die vorliegende Gesetzesbestimmung soll jedoch klargelegt werden, daß bei solchen Vorhaben nicht wie bei Normalvorhaben primär die wissenschaftliche Tragfähigkeit des Projekts, sondern auch die bewußte Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses Mitentscheidungskriterien sein sollen.”¹⁴

Besonderer Wert wird dabei auch auf Förderungsbeiträge für junge WissenschaftlerInnen gelegt, durch die es ihnen ermöglicht werden soll, ein bestimmtes Forschungsvorhaben durchzuführen. Wie problematisch die Verwendung und Bestimmung des Begriffes Nachwuchs ist, wird in Kapitel 1.2.1.4. genauer erläutert.

Einen anderen Aspekt stellt die unterschiedliche Verwendung der Begriffe Förderung und Finanzierung dar. Sicherlich ist in diesem Zusammenhang auch die im UOG '75 verankerte und 1977 durchgeführte Gründung der “Bundeskonferenz des wissenschaftlichen und künstlerischen Personals” zu berücksichtigen, die ihrerseits die Interessen des akademischen Mittelbaus wahrnimmt. Zu deren Aufgaben zählt die “ (...)Erstellung von Gutachten und die Erstattung von Vorschlägen über alle Gegenstände des Universitäts- und Hochschulwesens, die Beratung und Erstattung von Gutachten über diejenigen Gegenstände, die vom Bundesminister für Wissenschaft und Forschung bezeichnet werden.”¹⁵ Dabei ist anzumerken, daß diese Bundeskonferenz bis zum UOG '93 auch die externen Lehrbeauftragten als Teil der Mittelbaukurie mitvertreten hat. Durch die gesetzliche Änderung beschränkt sich die Vertretung nunmehr ausschließlich auf den internen Mittelbau.

Einen weiteren Bereich innerhalb der Nachwuchsförderung stellt die Förderung des weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchses dar. Die Etablierung dieses Bereichs wurde zu Beginn der 80er Jahre, einerseits durch die beginnende Frauenforschung in einigen Disziplinen an den Universitäten und andererseits durch die immer steigende Zahl an Studentinnen und Absolventinnen, geradezu notwendig. Bereits in der Österreichischen Forschungskonzeption '80 der damaligen Wissenschaftsministerin Hertha Firnberg wurde die Frauenforschung als Schwerpunkt berücksichtigt. Unter dem Titel “Frauen und Forschung” wurde für Forschungsprojekte im Auftrag des BMWF folgendes festgehalten:

¹³ FFG 1982, ¶4, Abs 1 a

¹⁴ EB 214, BlgNR 15. GP, S. 20

¹⁵ UOG '75, ¶106, Abs 5

“Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den Problemen, Erfahrungen und Interessen von Frauen ist auszuweiten und zu vertiefen. Die fachspezifischen Wissenschaftsinhalte sollten daraufhin überprüft werden, ob und in welcher Weise sie Erfahrungen und Probleme, Aktivitäten und Interessen von Frauen reflektieren, und dementsprechend sollen in der Forschung inhaltliche Ansätze entwickelt werden. Dies betrifft grundsätzlich alle wissenschaftlichen Disziplinen, nicht nur die Sozial- und Geisteswissenschaften, und weist auf einen wichtigen Bereich zukünftiger Forschungsarbeit hin. Außerdem sollen vermehrt Forschungsvorhaben mit frauenspezifischen Problemstellungen durchgeführt werden.”¹⁶

So legt die Ausformulierung des Schwerpunktes zunächst nicht nahe, daß es hierbei um eine spezifische Nachwuchsförderung geht. Vor dem Hintergrund der Entstehungszusammenhänge – hier ist vor allem die Zweite Frauenbewegung zu nennen – ist in Betracht zu ziehen, daß zu diesem Zeitpunkt die Förderung des weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchses zunächst nur implizit ist. Dies ergibt sich nicht zuletzt daraus, daß es noch keinerlei institutionalisierte Frauenforschung gab, die ja erst die Notwendigkeit einer expliziten Förderung des weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchses herausstellte und deren gesetzliche Verankerung nach sich zog.

1982 wurde das erste Sonderkontingent für frauenspezifische Lehraufträge den Universitäten zur Verfügung gestellt. (siehe dazu Kapitel 1.3.) Damit wurde der Entwicklung Rechnung getragen, daß immer mehr Interesse und Bedarf von seiten der Studentinnen an frauenspezifischen Lehrveranstaltungen bestand. Da die Universitäten nicht bereit waren und teilweise sind, aus dem regulär zugewiesenen Kontingent dafür Stunden zur Verfügung zu stellen, entstand diese (Förderungs-)Maßnahme. Das Kontingent wurde direkt durch das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung angewiesen und durch entweder bevollmächtigte oder nicht bevollmächtigte Senatskommissionen vergeben.

Erst zu Beginn der 90er Jahre fand die Förderung des weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchses an den Universitäten ihre gesetzliche Verankerung durch die Einrichtung der Arbeitskreise für Gleichbehandlungsfragen. Die Situation an den Universitäten hinsichtlich der Benachteiligung von Frauen ist ausreichend in der Literatur erörtert.

In den 90er Jahren wurden weitere Förderungsmaßnahmen für den weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchs etabliert: Dissertationsstipendien für Technikerinnen im Bereich der Ingenieurwissenschaften (1993), Habilitationsstipendien für Frauen (Charlotte-Bühler-Stipendien 1992).

Zur Förderung der postdoktoralen Forschung schreibt die “Österreichische Akademie der Wissenschaften” seit 1993 APART-Stipendien aus (“Austrian Programme for Advanced Research and Technology”). Hier sollen Frauen besondere Berücksichtigung finden. Am Beispiel der APART-

¹⁶Forschungsförderung '80, S. 60, zit. n. KEPLINGER, Maria: Frauenforschung im Auftrag des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung. In: Seiser, Gertraud; Eva Knollmayer (Hg.): Von den Bemühungen der Frauen, in der Wissenschaft Fuß zu fassen, Wien 1994, S. 31

Stipendien läßt sich die gesamte Problematik der sogenannten Nachwuchsförderung zeigen. War zu Beginn der Vergabe die Altersgrenze mit 40 Jahren angegeben, so wurde sie im Jahr 1996 auf 35 herabgesetzt. Damit wird in diesem Fall von Seiten der Akademie der Wissenschaft klargestellt, daß es um Karriereförderung geht, die sich stringent an universitären Laufbahnen und ihren Aufstiegsphasen orientiert. Wie ernst es der Akademie der Wissenschaft tatsächlich mit der Nachwuchsförderung ist, zeigt jedoch die stetig sinkende Zahl von zur Verfügung stehenden Stipendien. War zu Beginn an eine jährliche Expansion gedacht, so standen laut letzten Informationen für 1998 nur noch sieben, gegenüber vormals 24, Stipendien zur Verfügung.

Ein weiteres, etwas anders gelagertes Beispiel für Nachwuchsförderung ist das vom FWF durchgeführte Startprogramm. Hier handelt es sich um das fragwürdige Förderinstrument der Preisvergabe. Zielgruppe sind junge, hervorragend qualifizierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aller Fachdisziplinen. Als Zweck dieses Programms gibt der FWF an, dieses solle angesichts knapper werdender Mittel im Forschungsbereich ein Signal setzen und Forscherinnen und Forschern die Möglichkeit bieten, auf längere Sicht und finanziell weitgehend abgesichert, ihre Forschungsarbeiten zu planen und eine eigene Arbeitsgruppe aufzubauen. Hier ist die Altersgrenze ebenfalls 35, aber es muß bereits eine Habilitation abgeschlossen oder kurz vor dem Abschluß sein. Angesichts der immer steigenden Zahl an Freien WissenschaftlerInnen und Externen Lektorinnen steht jedoch generell der Begriff Nachwuchs zur Diskussion. Geht man davon aus, daß ausschließlich die universitären Qualifikationsstufen (Doktorat, Habilitation) ausschlaggebend sind, so sind alle jene Personen als Nachwuchs zu bezeichnen, die – verfolgt man es konsequent weiter – kein Ordinariat innehaben, eine Zuordnung, die angesichts diversifizierter Lebensläufe so nicht haltbar ist.

Seit dem sogenannten Sparpaket 1996, den ersten Implementierungsphasen des UOG '93, der Beschlußfassung des KUOG, der grundlegenden Novellierung des Hochschullehrer dienstrechtes, und studienrechtlicher Veränderungen durch das Universitätsstudiengesetzes und der vor kurzem beschlossenen Einführung des Bakkalaureats hat sich die Diskussion um die Zukunft der Universitäten, der Universitäten der Künste, der Wissenschaft und Forschung in Österreich, neuerliche intensiviert. Die Impulse dazu gingen in den meisten Fällen in alter österreichischer josefinistischer Tradition vom Bundesminister, beziehungsweise von einzelnen Abteilungen des Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung aus. Die jeweiligen Initiativen, Forschungen, Berichte sind jedoch nur teilweise aufeinander bezogen oder abgestimmt. Einerseits werden Forschungen in Auftrag gegeben, die fundierte, politikrelevante Ergebnisse bringen sollen, andererseits werden parallel bereits Maßnahmen präsentiert, die in anderen Verfahren (Beiräte, Symposien, Diskussionen) entwickelt wurden.

Im Folgenden soll eine kurze Zusammenfassung jener Materialien geboten werden, die für die Fragestellungen im Rahmen dieses Forschungsprojektes aktuell zur Debatte stehen und hinsichtlich des Themenkomplexes Externer LektorInnen/Freier WissenschaftlerInnen relevant sind. Exemplarisch wird auch die jeweilige Position zur Notwendigkeit/Abschaffung/Bedeutung der Habilitation herausgearbeitet.

1.1.2.1. Politikrelevante Hochschulforschung: "Frauen in Wissenschaft und Forschung"

Anlässlich der 100sten Wiederkehr des Jahres der ersten Promotion einer Frau (Elisabeth Ehrental von Possaner) an einer österreichischen Universität wurde der Forschungsschwerpunkt "Politikrelevante Hochschulforschung: Frauen in Wissenschaft und Forschung" vom Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr ausgeschrieben. Mitte des Jahres 1999 wurden die Zwischenberichte vorgelegt und Anfang 2000 wurden die vier Forschungsprojekte¹⁷ abgeschlossen. Im Zentrum dieser Forschungen stehen die Fragen nach den geschlechtsspezifischen Auswirkungen von Mobilität im universitären Feld, die Auswirkungen der Einführung der frauenspezifischen Lehrveranstaltungen ("Frauentopf") auf die Verankerung der feministischen/ frauenspezifischen Lehre in einzelnen Studienrichtungen und die Frage nach Arbeitsmarkt, Arbeitsbedingungen und geschlechtsspezifischen Karriereverläufen im universitären und außeruniversitären Bereich.

1.1.2.2. Grünbuch – Forschungsstrategien Plus

Im März des Jahres 1999 begann eine vom Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr initiierte Diskussion unter dem Titel "Forschungsstrategie Plus", die in dem nun vorliegendem Grünbuch zur österreichischen Forschungspolitik zusammengefaßt ist¹⁸. Unter Beteiligung zahlreicher Vertreter und Vertreterinnen von Institutionen, freiberuflicher Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen und Interessierter wurde in drei öffentlichen Symposien die Zukunft der österreichischen Forschungsorganisation und -politik analysiert und diskutiert.

Unter dem Titel "Forschungspolitik" wurden Bereiche subsumiert, die genaugenommen nicht nur die Forschungs- sondern vielmehr die Wissenschaftspolitik insgesamt umfassen, wie etwa die Thematisierung der Karriereverläufe an Universitäten zeigt. Deutlich wird dabei, daß eine begriffliche

¹⁷ ARGE MOMO Wien (Verein für Kultur, Bildung und Forschung): Räumliche Mobilität und Karrieremobilität von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlerinnen in Österreich; ARGE Wiener Ethnologinnen: Differenzen, Einschlüsse und Ausschlüsse – innen und außen – Universität und freie Wissenschaft; FORBA (Forschungs- und Beratungsstelle Arbeitswelt): Arbeitsmarkt, Arbeitsbedingungen und Berufsbiographien von Wissenschaftlerinnen in der außeruniversitären Forschung; SOLUTION: Universitäre Berufsverläufe und Karrieremuster in Österreich aus geschlechts-spezifischer Perspektive unter besonderer Berücksichtigung der Vereinbarkeits-thematik.

¹⁸Den folgenden Ausführungen lag eine als Entwurf bezeichnete Version mit Einspruchsfrist 1. Oktober 1999 zugrunde.

Unterscheidung zwischen Wissenschafts- und Forschungspolitik nicht stattgefunden hat – ein Beleg für eine allgemeine Diskursdiffusion. Es läßt sich generell feststellen, daß eine Problematisierung von Begrifflichkeiten im Grünbuch nicht stattfindet und daher die Vorschläge und Maßnahmen keineswegs eine grundsätzlichere Perspektive eröffnen.

Ein Beispiel: Unter der Überschrift “Mehr für Nachwuchsforscherinnen tun” wird so etwa die Situation von NachwuchswissenschaftlerInnen problematisiert. Keineswegs wird jedoch generell der Terminus Nachwuchs im Bezugssystem Universität in Frage gestellt oder diskutiert, d.h. also aktuelle Diskussionen weitgehend außer acht gelassen. Der Nachwuchsbegriff im System Universität unterscheidet sich grundlegend von dem in anderen Arbeitssystemen. Salopp formuliert gilt auf der Universität jeder und jede als Nachwuchs, der oder die nicht habilitiert ist, oder– wie bereits an anderen Stellen angedeutet – keine Professur hat. Die Habilitation als selbstreferentielles Bewertungssystem schließt sozusagen die Ausbildungsphase ab. Unter dem Titel “Das neue Laufbahnmodell” werden drei Typen von Dienstverhältnissen beschrieben, die sich im wesentlichen an formalen Voraussetzungen orientieren. Das System Diplom/Master-Dissertation-Habilitation ist dabei Grundlage, die Habilitation oder die gleichzuhaltende Eignung bleibt die Voraussetzung für die Erlangung einer außerordentlichen Unversitätsprofessur. Ein Blick in die Hochschulstatistik¹⁹ zeigt, daß das Durchschnittsalter beim Abschluß der Habilitation bei 40 Jahren liegt (wobei Frauen durchschnittlich ein halbes bis ein Jahr älter waren), 40jährige also noch “Nachwuchswissenschaftler und -wissenschaftlerinnen” sind. Die Vorschläge zum Laufbahnmodell nehmen auf diese altersbezogene Statusfrage keinerlei Bezug, sondern schreiben eine lineare Berufslaufbahn fort, die nur peripher und disziplinenabhängig den zukünftigen Laufbahnen entsprechen wird.

Der Frage der Lehre wird im Grünbuch nur in Zusammenhang mit dem Laufbahnmodell angesprochen, keineswegs wird jedoch auf die Bedeutung, die die Lehre durch Externe LektorInnen für Österreichs Universitäten hat Bezug genommen oder auf die Veränderungen, die durch die 2.BDG-Novelle 1997 (BGBl I Nr. 109) entstanden sind, eingegangen. Es gibt lediglich das Bestreben, die in einem Dienstverhältnis Stehenden von der Lehre zu entlasten, ohne jedoch Vorstellungen davon zu entwickeln, wie Lehre im universitären, aber auch außeruniversitären Feld zu organisieren wäre.

Die Frage der Freien Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen wird nicht explizit thematisiert. Für den außeruniversitären Bereich werden eine Reihe von Maßnahmen vorgeschlagen. Sie beziehen sich aber vor allem auf eine institutionalisierte außeruniversitäre Forschung und keinesfalls auf die immer größer werdende Gruppe von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen, die als sogenannte “Neue

¹⁹ Hochschulbericht 1999, Bd. 2., S. 58ff.

Selbständige“ tätig sind. Der Heterogenität des außeruniversitären Sektors wird nur bedingt Rechnung getragen.

1.1.2.3. Weißbuch zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft²⁰

Im “Weißbuch zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft”, das von einer Vorbereitungsgruppe im Auftrag des Bundesministers erarbeitet wurde, wird die Problematik der externen Lehre nur gestreift. Es wird aber durchaus die Prekarität der Verhältnisse für Freie WissenschaftlerInnen erkannt, wie auch die Notwendigkeit artikuliert, das vorhandene Potential zu nützen.

“Die freien WissenschaftlerInnen stellen ein an quantitativer wie auch qualitativer Bedeutung zunehmendes Segment mit einem relativ hohen Frauenanteil dar. Zwar werden die freien WissenschaftlerInnen dem außeruniversitären Bereich zugeordnet, doch sind sie de facto sehr häufig an der Schnittstelle zwischen diesem und den Universitäten angesiedelt (Nachwuchs, Projektangestellte, Lehrbeauftragte).

Die Schnittstelle zwischen Universität und außeruniversitären Forschungs- und Lehrinrichtungen stellt einen zukunftssträchtigen Bereich dar, den es auszubauen und klarer zu strukturieren gilt. Gerade die jüngeren sowie die freien WissenschaftlerInnen sind auf diesen Bereich angewiesen, das heißt auf eine größere Durchlässigkeit, eine Öffnung der Universitäten für außeruniversitär Tätige. Die außeruniversitäre Forschungslandschaft in Österreich ist nicht nur auf organisatorischer Ebene sondern auch bezüglich des sozio-ökonomischen Status der WissenschaftlerInnen durch ein hohes Maß an Heterogenität gekennzeichnet. Die Bandbreite reicht von jenen, die als “neue UnternehmerInnen” arbeiten, über befristete Projektangestellte sowie Privatangestellte in privat geführten Forschungseinrichtungen bis hin zu dauerhaft Beschäftigten in Bundeseinrichtungen. Über die Arbeitsbedingungen der im außeruniversitären Bereich tätigen Forscherinnen können daher keine für alle gültigen Feststellungen getroffen werden. Es handelt sich allerdings um ein klar segregiertes Berufsfeld: So befinden sich Frauen überwiegend in Teilzeit- und prekären Arbeitsverhältnissen, sind überdurchschnittlich oft als Hilfskräfte beschäftigt und verdienen im Durchschnitt weniger als ihre Kollegen, auch dort, wo sie vergleichbare Arbeit leisten.

In den letzten Jahren hat sowohl die Zahl der Forschungseinrichtungen, als auch der ForscherInnen – insbesondere der hochqualifizierten – deutlich zugenommen, wobei in den analysierten Feldern des außeruniversitären Bereichs die Zunahme bei den Forscherinnen signifikant höher ist als bei den Forschern.”²¹

Im Weißbuch werden auch einige Vorschläge zur Veränderung der Situation der freien Wissenschaftlerinnen gemacht, die – sollten sie umgesetzt werden – tatsächlich eine Verbesserung der Situation darstellen würden.

²⁰ BUNDESMINISTER FÜR WISSENSCHAFT UND VERKEHR, Caspar Einem (Hg.): Weißbuch zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft, Wien 1999 (im folgenden: Weißbuch)

²¹Weißbuch, S.9f.

1.1.2.4. Universitätspolitische Leitlinien der Österreichischen Rektoren-konferenz in Zusammenarbeit mit den Vorsitzenden der Obersten Kollegialorgane gemäß UOG 1993

In den "Universitätspolitischen Leitlinien" bleibt der außeruniversitäre Sektor weitgehend unbeachtet. Lehre wird lediglich in einem allgemeinen Zusammenhang thematisiert. Zwar wird einerseits die Qualifizierung im Lehrbereich gefordert, andererseits aber der Bereich der Lehre durchaus als Belastung gewertet.

"Die Forschung ist der inhaltliche Motor jeder qualitativ anspruchsvollen universitären Lehre. Die Einheit von Forschung und Lehre bedeutet nicht, daß akademische Lehrerinnen und Lehrer immer zugleich lehren und forschen müssen. Eine systematisch organisierte, periodische Entlastung von Lehraufgaben zugunsten von Forschungsarbeiten (Forschungssemester, Auslandsaufenthalte) ist zur Förderung einer aktuellen forschungsgeleiteten Lehre als innovatives Element unverzichtbar."²²

Abgesehen von der Tatsache, daß in einem beträchtlichen Teil der Lehrveranstaltungen – ein vertiefter Blick in die Vorlesungsverzeichnisse und Studienführer der letzten Jahre genügt – die Universitätslehrenden immerwiederkehrende Inhalte vermitteln und dabei keineswegs von einer forschungsgeleiteten Lehre gesprochen werden kann, gibt es auch hier keine Leitlinie, wie diese dann nicht abgehaltene Lehre substituiert werden soll. Die Frage des Nachwuchses wird in den Leitlinien der Rektorenkonferenz nur als Problematik des interner Nachwuchs verstanden, wenn etwa zu lesen ist:

"Die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses ist ein zentrales Anliegen der Universität und muß verstärkt als Führungsaufgabe verstanden werden. Wichtige Ansatzpunkte hierfür sind neben konsequent durchgeführten Karrieregesprächen eine Aufwertung des Doktoratsstudiums – eventuell in Zusammenhang mit der Einführung eines dreigliedrigen Studiensystems – sowie die Ausweitung und Förderung der Weiterbildung. Eine Verbesserung der Situation in diesem Bereich muß durch eine flexiblere Gestaltung des Dienstrechts unterstützt werden."²³

1.1.2.5. Universitätslehrerverband: Leistung durch Kooperation – Zukunftsperspektiven für die österreichischen Universitäten²⁴

In den "Zukunftsperspektiven" des Universitätslehrerverbandes wird auf die Heterogenität der universitären und außeruniversitären Forschung verwiesen, keineswegs jedoch auf die Heterogenität

²² ÖSTERREICHISCHE REKTORENKONFERENZ (Hg.): Universitätspolitische Leitlinien der Österreichischen Rektorenkonferenz in Zusammenarbeit mit den Vorsitzenden der Obersten Kollegialorgane gem. UOG 1993, Wien 1998, S. 12 (im folgenden: Leitlinien)

²³ Leitlinien, S. 23

²⁴ LEGAT, 1999

von Beschäftigungsstrukturen, sondern nur "hinsichtlich der Ziele, Theorien, Methoden, Techniken und Inhalte."²⁵ Damit ist der Bezug zum außeruniversitären Sektor auch schon erledigt.

Der ULV fordert eine einheitliche UniversitätslehrerInnenkategorie, die dienstrechtlich in drei Personalkategorien untergliedert sein soll. Lehrbeauftragte sind der Kategorie der UniversitätslehrerInnen zugerechnet. Die einzige inhaltliche Aussage zur externen Lehre bezieht sich auf das Wahlrecht: "Lehrbeauftragte sollen das Wahlrecht ab einem bestimmten Beschäftigungsausmaß erhalten." Das Beschäftigungsausmaß kann aber – wie sowohl UOG als auch Abtelegungsgesetz vorschreiben – sechs Semesterstunden in a) nicht überschreiten. Hier wird auch nicht auf die Unterschiede in UOG '93 und KUOG bezüglich des Wahlrechts der Lehrbeauftragten Bezug genommen, sieht doch das KUOG die Regelung des Wahlrechts für Lehrbeauftragte in den Satzungen vor. Die Universität für angewandte Kunst hat in ihren bereits genehmigten Satzungen etwa das uneingeschränkte passive und aktive Wahlrecht für Lehrbeauftragte verankert.

1.1.2.6. Habilitation

Im Schwerpunkt "Politikrelevante Hochschulforschung: Frauen in Wissenschaft und Forschung" wird die Frage nach der Habilitation in den jeweiligen Forschungsprojekten dort behandelt, wo sie für die Forschungsfragen relevant sind.

Im "Grünbuch –Forschungsstrategien Plus" wird die Abschaffung der Habilitation nur unter der Überschrift: "4. Den Frauenanteil in der Forschung erhöhen" gefordert. Dort ist zu lesen: "Ein erster Teilschritt zur Abschaffung der Habilitation ist zu setzen, indem es zur Aufwertung der Doktoratsstudien sowie zur Schaffung von Vertretungsprofessuren kommt." Dieser Vorschlag, offensichtlich seinem Gehalt nach aus dem Weißbuch übernommen, reduziert jedoch die Fragestellung auf ein frauenspezifisches Problem und sieht nicht die grundsätzliche und strukturell bedingte Fragestellung. Der Zusammenhang zwischen Aufwertung des Doktorates und der Schaffung von Vertretungsprofessuren ist hier nicht nachzuvollziehen.

Eine der wissenschaftspolitisch mittelfristigen Forderungen im "Weißbuch" ist die Abschaffung der Habilitation, die parallel mit der Aufwertung des Doktoratsstudienganges und der Dissertation einhergehen soll.

"Zu den wissenschaftspolitisch mittelfristigen Forderungen gehört die Forderung nach Abschaffung der Habilitation. Insbesondere in Disziplinen, in denen als Habilitation nur große Einzelwerke zugelassen werden, gerät dieses Erfordernis oft zu einer Hürde, die in keinem Verhältnis zu den aufgewendeten Energien und zu ihrem wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn steht. Es wird damit die Konzeption bzw. das Menschenbild von isolierten EinzelwissenschaftlerInnen, die zu Kooperation im Team unfähig sind und in ihren KollegInnen nur KonkurrentInnen sehen, gefördert, ebenso wie die Abhängigkeit von jenen Personen, die über die Habilitierenden Mentorfunktionen

²⁵ Ebd. S. 9

ausfüllen. Gleichzeitig bedeuten seriöse Habilitationsgutachten viel Arbeit und daher werden sie oft entweder nicht in der gebotenen Genauigkeit gemacht oder es wird die Übernahme eines Gutachtens abgelehnt.

Zusätzlich gilt fachintern die Frage, wer sich habilitieren darf, sehr häufig schon bei Habilitationsbeginn als ausverhandelt. Die Folge davon ist, daß willkürlich habilitiert wird. Da durch die erforderliche Mehrheit von bereits Habilitierten in den Habilitationskommissionen der Frauenanteil strukturgemäß sehr gering ist, und da durch die Bedeutung des Verhandlungsmoments die "Old-Boys Networks" besonders stark zum Tragen kommen, wirkt dieser finale Initiationsakt in die Gruppe jener, die um wissenschaftliche Spitzenpositionen konkurrieren müssen, in besonders hohem Ausmaß frauenausschließend. Gleichzeitig mit der Abschaffung der Habilitation muß es allerdings zu einer Aufwertung der Dissertation mit einer Integration in einen echten Doktoratsstudiengang kommen."²⁶

Das Weißbuch nimmt also zur Abschaffung der Habilitationen am explizitesten Stellung, benennt Gründe und macht Vorschläge zur Veränderung.

Auch die Österreichische Rektorenkonferenz stellt in ihren "Leitlinien" durchaus die Habilitation zur Diskussion. Sie präferiert die Einführung des dreigliedrigen Studiums (Bachelor-/Masters-/Doktoratsstudium), das mittlerweile gesetzliche Realität ist. "Als logische und wünschenswerte Folge einer solchen Entwicklung wird das Doktoratsstudium als wissenschaftliche Qualifikation wesentlich aufgewertet. In diesem Falle sind Rolle und Stellenwert der Habilitation neu zu überdenken."²⁷ In einer Aussendung der Österreichischen Rektorenkonferenz vom 15. Juni 1999 lehnt diese als Reaktion auf das Weißbuch jedoch die Abschaffung der Habilitation ab. "Die österreichischen Rektoren lehnen den Vorschlag von Wissenschaftsminister Caspar Einem, die Habilitationen abzuschaffen, 'mit Entrüstung' ab."²⁸ Als Reaktion auf das Weißbuch lehnte auch die Bundeskonferenz der Professoren die Abschaffung der Habilitation ab.

In den "Zukunftsperspektiven des Universitätslehrerverbandes" wird ähnlich wie bei der österreichischen Rektorenkonferenz auch auf die Einführung der Dreigliedrigkeit verwiesen. Unter dem Titel "UniversitätslehrerInnen" ist zu lesen:

"Für die interne Qualifikation kann die (derzeit im deutschen Sprachraum übliche) Habilitation durch ein erweitertes Doktoratsstudium im Sinne der oben dargelegten Errichtung eines dreigliedrigen Studiensystems abgelöst werden. Zur Förderung von Innovation, Kooperation und Internationalisierung kann das Departement gewisse UniversitätslehrerInnenstellen – wie bisher – mit sofortiger Definitivstellung ausschreiben (Berufung)."²⁹

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß es durchaus eine Bereitschaft gibt, die Habilitation zu überdenken, wiewohl die Reaktion der Rektorenkonferenz auf das Weißbuch zeigt, daß es hier durchaus auch eine reflexartige Ablehnung gibt, wenn die Abschaffung offensiv vertreten wird.

²⁶ Weißbuch, S. 46

²⁷ Leitlinien, S. 15

²⁸ APA Wissenschaft und Bildung, 15. Juni 1999

²⁹ LEGAT 1999, S. 22

Hinzugefügt sei in diesem Zusammenhang auch, daß sowohl FPÖ als auch das Liberale Forum gegen eine Abschaffung der Habilitation sind. In den geführten ExpertInneninterviews (siehe Kapitel 4) wurde ebenfalls nach dem Stellenwert der Habilitation gefragt.

1.1.3. Historische Fluchtlinien

Zumindest drei historische Entwicklungslinien erscheinen für die Positionierung von Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen von besonderem Interesse:

1. Die Gewährung und verfassungsrechtliche Sicherstellung der "Freiheit" von Lehre und Forschung
2. Die Entwicklung und (Neu-)Hierarchisierung universitärer Personalkategorien im Zuge der Universitätsreformen des 19. Jahrhunderts
3. Die Entwicklung von Forschung von einer privaten Passion zu einer Profession

Auf diese Fluchtlinien soll im folgenden kurz eingegangen werden.

Ad 1: Die hoheitliche Einräumung einer "Freiheit" zur Lehre und Forschung erscheint als Spezifikum des deutschsprachigen Raumes. Solange die klassischen bürgerlichen Freiheitsrechte, insbesondere die Meinungs- und Pressefreiheit, nicht durchgesetzt waren, konnte einer spezifischen Kategorie von Personen das "Privileg" erteilt werden, bei sonst aufrechterhaltener Kontrolle öffentlich ihre "Privatmeinung" zu vertreten. Wenn im Zuge der humboldtschen Bildungs- und Universitätsreform somit die Freiheit von Lehre und Forschung zum Leitthema wurde, dann explizit als Berechtigung für eine Gruppe von Amtsinhabern: Universitätsprofessoren zeichneten sich somit weniger durch eine besondere Tätigkeit, als durch eine besondere rechtliche Stellung aus. Sofern die Gewährung der Freiheit von Forschung und Lehre früher erfolgte als die Statuierung der allgemeinen Meinungs- und Pressefreiheit (bzw. weniger rigiden rechtlichen Einschränkungen unterlag), wurde sie zugleich mit einer strengeren staatlichen Kontrolle des Zugangs zu "berechtigenden" Positionen verbunden: Mit der Gewährung der Lehr- und Forschungsfreiheit wurde wie selbstverständlich eine Kontrolle über den Berufungsvorgang mitbeansprucht³⁰.

Für den deutschsprachigen Raum bleibt damit eine Verbindung des Status eines "berufenen" Hochschulprofessors/einer Hochschulprofessorin mit einer "besonderen" Berechtigung zur

³⁰ Vgl. zum Zusammenhang: MEISTER, Richard: Entwicklung und Reformen des österreichischen Studienwesens, Graz / Wien 1962.

Auffällig erscheint, daß etwa im französischen Kontext die Betonung der Lehr- und Forschungsfreiheit im 19. Jahrhundert keine Rolle spielt, sofern die Meinungs- und Pressefreiheit als das immer vorrangige Rechtsgut betrachtet wird, das eine Statuierung von Lehr- und Forschungsfreiheit völlig entbehrlich bzw. sogar unmöglich macht. In der Geschichte der französischen Wissenschaftsinstitutionen steht damit auch die Verantwortung der Lehrenden als Staatsbedienstete im Vordergrund; Lehrende sind zwar an sich frei zu forschen und zu lehren, was immer sie wollen, jedoch bleiben sie ihrer Regierung verantwortlich und dürfen nicht gegen deren Interessen handeln (für diesen Hinweis danke ich Eric Brian, G. H.)

Forschung und Lehre implizit bis heute bestehen, nicht-universitäre bzw. nicht-professorale Forschung und Lehre immer in einer Defensivstellung gegenüber der besonderen und unhinterfragt Legitimität genießenden Form. Auch bei der Unterscheidung zwischen Professoren/Mittelbau/Externe Lehrende wirkt die historische Privilegierung der Professoren als allein zur "öffentlichen Wirkung" berechtigt stets mit.

Ad 2: Während in vormodernen bzw. frühmodernen Universitäten die Hierarchisierung innerhalb der Unversitäten vor allem über die bestehende Hierarchie der Fakultäten und der unterschiedlichen Bezahlung ihrer Mitglieder erfolgte, kommt es mit der Etablierung der Habilitation als Voraussetzung für das Professorenamt (in Österreich 1849 eingeführt) erst zu der Dreiteilung im heutigen Sinn in "wissenschaftliche Hilfskräfte", habilitierte, aber nicht berufene "Privatdozenten", die einen Pool an zu berufenden "Nachwuchskräften" bilden und entweder nicht bezahlt oder über spezifische Sonderformen bezahlt werden, und den eigentlichen "Universitätsprofessoren" herausbilden. Aus einer Unterscheidung in "Amtsinhaber" und "Nichtamtinhaber", der keinerlei Unterstellung hinsichtlich der wissenschaftlichen Qualifikation entspricht, wird eine Reihung hinsichtlich mutmaßlicher Qualifikation, sofern diese jeweils das vorgebliche Entscheidungskriterium über Aufnahme/Nichtaufnahme darstellen sollen: Die Habilitierten entscheiden über die Habilitation neuer Bewerber, die Professoren wählen – wenn auch unter dem Einfluß der Störvariable "Ministerium" – ihren neuen Kollegen aus der Gruppe der Habilitierten.

ad 3: Bis ins 19. Jahrhundert hinein dominiert das Bild der Forschung als "private Passion", für die keine finanzielle Abgeltung erfolgt und für deren Kosten privat aufzukommen ist. Um die Kosten zu tragen bzw. Möglichkeiten des Austausches zu schaffen bilden sich eine hohe Anzahl teils sehr aktiver privater Vereine. Traditionelle Ausnahmen stellen staatliche Institutionen mit klar abgegrenzten Aufgabengebieten dar, insbesondere im Bereich der militärischen und medizinischen Forschung. Akademiegründungen können dabei eher den Charakter eines privaten Vereins – so z. B. die Royal Academy – oder einer staatlichen Institution mit bestimmten hoheitlichen Aufgaben – so z. B. die AcadŽmie des sciences – erhalten. An Universitäten beschäftigte Professoren werden explizit für ihre Lehre bezahlt. Ab dem 19. Jahrhundert – und insbesondere unter dem Einfluß der humboldtschen Rhetorik – wurde die Forschung als ein Komplementär betrachtet, für das Professoren angesichts einer niedrigen Lehrverpflichtung freigestellt erscheinen.

Insgesamt dominiert damit zum Ende des 19. Jahrhunderts die Trias Professor-Privatdozent-Privatgelehrter das Bild der Universität; der Professor wird für die Lehre bezahlt und forscht in der Freizeit, der Privatdozent wartet auf eine Position und überdauert, ähnlich den Juristen in der Referendarszeit, die Wartefrist auf Grundlage eigener ökonomischer Mittel, der Privatgelehrte geht seiner Passion Wissenschaft als Selbstzweck nach, wobei sein Lebensunterhalt entweder durch

Renteneinkommen oder durch Beamtenstellung in einer wenig aufwendigen, aber wohlbezahlten Verwaltungskarriere gesichert ist. Eine explizite Bezahlung für "reine" Forschungstätigkeit kommt in diesem Bild nicht vor, auch wenn eine solche im letzten Viertel des 19. Jahrhundert in der Industrieforschung durchaus Konturen gewinnt und Anfang des 20. Jahrhunderts mit der Gründung außeruniversitärer Forschungsinstitutionen etabliert wird.³¹

1.1.4. Das Beispiel ExistenzlektorInnen

Bereits in der Ersten Republik existierte der "Verband der Lektoren", der vor allem die Interessen der Sprachlehrer wahrgenommen hat. Daneben, vor allem in der Zeit des Austrofaschismus, erlangte der sogenannte "Akademische Arbeitsdienst" Bedeutung für die Bereitstellung von Arbeitskräften für die Universitäten. Er vertrat vor allem Personen, die wissenschaftliche Hilfsdienste verrichteten, in den meisten Fällen ohne Remuneration. Diese Hilfsdienste wurden als Einstiegsszenario angesehen und entsprachen gewissermaßen Praktikantenstellen. Der "Akademische Arbeitsdienst an den Österreichischen Hochschulen." verstand sich vor allem als jene Interessenvertretung, die den akademischen Nachwuchs an die Universitäten vermittelte. "Der wissenschaftliche Arbeitsdienst ist ein geeignetes Mittel, die Berufsnot der Akademikerschaft zu lindern", stand am 15. Jänner 1936 in der "Österreichischen Hochschulzeitung" zu lesen. Die "Österreichische Hochschulzeitung" war damals das offizielle Organ der Österreichischen Hochschülerschaft.

Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme 1938 wurde der "Verband der Lektoren" aufgelöst bzw. in den "NS-Lehrerbund" eingegliedert. Der "Akademische Arbeitsdienst an den Österreichischen Hochschulen" wurde aufgelöst. Eine detaillierte Aufarbeitung der Wissenschaftspolitik der Ersten Republik, des Austrofaschismus und des Nationalsozialisten in Hinblick auf die Frage von Externen Lehrbeauftragten/Freien WissenschaftlerInnen würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen und wäre in einem gesonderten, durchaus lohnenden Forschungsvorhaben vorzunehmen.

1949 wurde der "Verband der wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs" gegründet, der sich als Dachverband der außeruniversitären Forschung verstanden und seinerseits bereits seit der Gründung auf die Probleme der außeruniversitären Forschung verwiesen hat. Im selben Jahr wurde die "Wiener Universitätszeitung" gegründet. Die Übernahme durch den Verband und die Umbenennung in "Österreichische Hochschulzeitung" erfolgte 1953.

1952 konstituierte sich der Verband der Lektoren neu, beziehungsweise knüpfte vereinsorganisationsrechtlich an die Tradition des Vorkriegsverbandes an. Im wesentlichen konzentrierten sich die Aktivitäten des Verbandes auf die Erhöhung der Remuneration, die Forderung

³¹Vgl. z. B. die Gründung der Kaiser-Wilhelms-Gesellschaft

nach Bezahlung von Vorbereitungszeiten, Weiterbildungsmöglichkeiten und notwendigen Sachmitteln wie Bücher, Zeitschriften etc. Eine weitere zentrale Forderung in den 50er Jahren war die Schaffung von hauptamtlichen Lektorenstellen analog zu jenen in der damaligen BRD. Zunehmend bestand die Aufgabe des Lektorenverbandes jedoch darin, für die Verbesserung der Bedingungen der "Existenzlektoren" zu arbeiten. Keineswegs war hier jedoch tatsächlich ein neuer Typus von Lehrenden, also im Sinne einer hauptamtlichen Lektorenstelle, geschaffen worden, sondern die Lektorenaktionen wurden immer als "Sanierungsmaßnahmen", als Behebung von Defiziten verstanden.

Die erste rechtliche Erwähnung der LektorInnen in der Zweiten Republik ist im Hochschultaxengesetz vom 25. Juni 1953 zu finden:

“§ 23. Remuneration für Lehraufträge

(1) Für Lehrveranstaltungen, die auf Grund eines besonderen Lehrauftrages abgehalten werden, besteht Anspruch auf eine Remuneration nach Maßgabe der folgenden Bestimmungen.

(2) Die Remuneration beträgt:

- a) für die den ordentlichen und außerordentlichen Professoren außerhalb ihrer Lehrverpflichtung erteilten besonderen Lehraufträge, für die Lehraufträge der Honorar- und Privatdozenten und der anderen fallweise mit der Erteilung wissenschaftlichen Unterrichts beauftragten Lehrkräfte, ferner für die vorübergehende Vertretung eines Professors in der ihm obliegenden Lehrverpflichtung (Supplierung) für jede Wochenstunde einer Vorlesung oder eines wissenschaftlichen Seminars im Semester.....ÖS 250,-
- b) für jede wöchentliche Übungsstunde (Laboratoriums- und Institutsübungen, Zeichen-, Konstruktions- und ähnliche Übungen) im Semester.....ÖS 125,-
- c) für die den Lehrern im engeren Sinn (Lektoren) erteilten Lehraufträge für jede wöchentliche Unterrichtsstunde im Semester.....ÖS 160,-
- d) für die von den Lektoren abgehaltenen Proseminarübungen an den wissenschaftlichen Seminaren der philosophischen Fakultäten für jede wöchentliche Übungsstunde im Semester.....ÖS 190,-."

Im Hochschultaxengesetz wurde auch die Vergabe der Lehraufträge durch das Bundesministerium für Unterricht geregelt.

Die Bedeutung des "Verbandes der Lektoren" kann insgesamt in diesem Zusammenhang nicht beurteilt werden. Es kann jedoch davon ausgegangen werden, daß sie angesichts einer sozialpartnerschaftlichen Struktur hinsichtlich gesetzlicher Interessenvertretungen, zumindest vor Beginn der sogenannten Lektorenaktion, eher niedrig war.

Bereits in der Formulierung des Hochschultaxengesetzes 1953 wird die bis heute andauernde Heterogenität der LektorInnen deutlich. Da sind einerseits die Lehrkräfte, die "fallweise mit der Erteilung wissenschaftlichen Unterrichts" beauftragt wurden und andererseits "die Lehrer im engeren Sinn (Lektoren)". Diese Heterogenität findet heute nicht zuletzt durch die Differenzierung der Lehraufträge in verschiedene Kategorien ihren Ausdruck. Der "Verband der Lektoren" hatte vor allem

das Anliegen einer Übernahme der sogenannten Existenzlektorinnen in ein Dienstverhältnis gegenüber dem Dienstgeber vertreten. Mit Rücksicht auf die Planstellen, die im Zuge der Lektorenaktionen vergeben wurden (dies waren hauptsächlich Vertragslehrer- oder Bundeslehrerstellen) kann davon ausgegangen werden, daß es sich also um die Gruppe der "Lehrer im engeren Sinn" handelt, die im Verband ihre Stimme fanden. Die ExistenzlektorInnen waren vor allem Lehrbeauftragte im Bereich der Sprachausbildung sowie an den sechs österreichischen Kunsthochschulen (jetzt Universitäten der Künste).

In einem Entschließungsantrag des Nationalrates vom 7. Juni 1990³² ersuchte dieser die Bundesregierung, den Stellenplan an den österreichischen Universitäten, Hochschulen und an der Akademie der Wissenschaften zu erweitern, vor allem hinsichtlich des Problems der "Existenzlektoren". Dieser Entschließungsantrag wurde anlässlich der Beschlußfassung der Novellen zum UOG, AOG und KHOG gefaßt:

"Die Universitäten und Hochschulen künstlerischer Richtung weisen nach wie vor einen hohen personellen Nachhol- und Zusatzbedarf auf, weil den in den letzten Jahrzehnten besonders stark gestiegenen Studentenzahlen, den Studienreformen mit der Einführung neuer Studienrichtungen und -zweige, der Einführung neuer Unterrichtsformen und den Konsequenzen aus hochschuldidaktischen Erkenntnissen sowie der Notwendigkeit der Spezialisierung, Intensivierung und Internationalisierung der Forschung keine adäquate Steigerung der Zahl der Planstellen gegenüberstand.

Die Mehrererfordernisse in der Lehre mußten zu einem wesentlichen Teil durch remunerierte Lehraufträge abgedeckt werden; eine relativ große Zahl von Lehrbeauftragten insbesondere an den Kunsthochschulen übt eine so umfangreiche und 'hauptberufliche' Lehrtätigkeit aus, die dem Verwendungsbild eines Universitätslehrers im Dienstverhältnis entspricht (sog. 'Existenzlektoren').

Die Bundesregierung wird daher ersucht, die zur Beseitigung des Personalnotstandes der Universitäten und Hochschulen erforderlichen Maßnahmen auf dem Sektor des Stellenplanes zu setzen und entsprechende Anträge an den Nationalrat zu stellen. Hierbei soll besonders auch eine Lösung des Problems 'Existenzlektoren' an den Hochschulen und Universitäten gefunden werden."

Der "Verband der Lektoren" war in seinem Vorgehen immer auf die Unterstützung der gesetzlichen Vertretungen angewiesen, war er doch lediglich ein Verein, der keinerlei rechtliche Position gegenüber dem Dienstgeber hatte. Partner in der Durchsetzung von Ansprüchen, d.h. in der Forderung nach Übernahme in Dienstverhältnisse, war einerseits die "Gewerkschaft Öffentlicher Dienst, Bundessektion der Hochschullehrer" und andererseits die "Bundeskonzferenz des wissenschaftlichen und künstlerischen Personals". Aber auch andere Gremien, wie etwa die "Österreichische Rektorenkonferenz" und andere Mittelbauvertretungen unterstützten das Anliegen, "Existenzlektoren" in Dienstverhältnisse überzuführen.

³² E156-NR/XVII.GP

1983 wurde die erste Lektorenaktion durchgeführt, in der für die LektorInnen rund 200 Vertragslehrerplanstellen zur Verfügung gestellt wurden. Doch bereits zu diesem Zeitpunkt war klar, dass dies nur der Anfang sein kann. In einer Parlamentarischen Anfrage³³ des Abgeordneten zum Nationalrat Dr. Christian Brünner weist dieser auf die fortgesetzte Problematik neuerlich hin:

“Bedauerlicherweise blieb diese EntschlieÙung des Nationalrates bei der Budgeterstellung für das Jahr 1992 seitens des zuständigen Bundeskanzleramtes erneut unbeachtet. Das Bundeskanzleramt und das Finanzministerium lehnten die seit 1985 alljährlich vom Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung beantragte Fortsetzung der “Lektorenaktion” auch für den Stellenplan 1992 ab. Die unterzeichneten Abgeordneten wollen mit der gegenständlichen Anfrage somit nicht nur die demokratiepolitisch problematische MiÙachtung von EntschlieÙungsanträgen des Nationalrates aufzeigen, sondern insbesondere auf die Tatsache hinweisen, daß die sozialrechtliche Stellung der Existenzlektoren nach wie vor völlig ungesichert ist.”

Die EntschlieÙung des Nationalrates konnte nur durch fortgesetzten Druck verschiedenster Interessensgruppen durchgesetzt werden. Zahlreiche Resolutionen der Bundeskonferenz und des Lektorenverbandes wurden verabschiedet und den zuständigen politischen Entscheidungsträgern zugeleitet. Immer wieder kam es zu Verzögerungen, galt es doch von seiten des Finanzministeriums und des Bundeskanzleramtes eine endgültige Lösung zu finden, die nach Vergabe der Planstellen für Existenzlektoren keine neuen Existenlektoren entstehen ließ. In einem Schreiben des Bundeskanzleramtes vom April 1991 wird die Absicht deutlich:

“Die seinerzeit durchgeführte und als einmalige SanierungsmaÙnahme geplante Lektorenaktion wurde ursprünglich mit der Aufnahme von 200 Vertragslehrern über den Stand begrenzt. Es hat sich in der Folge gezeigt, daß die von den Interessensvertretungen behauptete Kostenneutralität bei der Umschichtung von den Sach- in den Personalaufwand nicht eingetreten ist. Trotz Umschichtung der Budgetmittel aus dem Sachaufwand in den Personalaufwand ist keine Verringerung der Aufwände für remunerierte Lehraufträge erfolgt. Durch die Vergabe von Lehraufträgen, vor allem im Bereich der Kunsthochschulen, ist es de facto zu einer ständigen und unkontrollierten Ausweitung im Bereich der sogenannten “Existenzlektoren” gekommen. Sie werden verstehen, daß das Bundeskanzleramt einer solchen Entwicklung entgegenzutreten muß. Aus dieser sicherlich für alle Beteiligten unbefriedigenden Situation bieten sich nach Ansicht des Bundeskanzleramtes nur dann Lösungsansätze an, wenn verbindliche und nachprüfbare Kontingentierungen der remunerierten Lehraufträge vorgelegt werden.”

Auch Peter Kostelka, 1991 Staatssekretär im Bundeskanzleramt, wies in einem Schreiben auf die notwendigen Vorbedingungen für die Lösung des Existenzlektorenproblems hin:

³³ II-4197 der Beilagen zu den Stenographischen Protokollen des NR, XVIII. Gesetzgebungsperiode, 18. Dezember 1991

“Die Haltung meines Hauses zur Lösung des Problems der ‘Existenzlektoren’ ist Ihnen bereits seit längerem bekannt und hat sich nicht geändert. Ich bekenne mich nach wie vor zu meiner Aussage, daß eine Lösung der Fragen der ‘Existenzlektoren’ dann möglich sein wird, wenn die Gewähr besteht, daß das Entstehen neuer Existenzlektoren ausgeschlossen ist. Ich darf noch drauf hinweisen, daß die von Ihnen dargestellte Kostenneutralität durch Umschichtung vom Sach- in den Personalaufwand nur für die unmittelbar davon betroffenen Lektorinnen und Lektoren zutrifft. Wenn nämlich durch eine solch einfache Aktion die Lösung möglich wäre, hätte bereits nach der im Jahr 1983 durchgeführten Lektorenaktion das Entstehen neuer ‘Existenzlektoren’ weitgehend ausgeschlossen sein müssen.”

Wesentlich für die Durchführung der letzten “Existenzlektorenaktion” waren also einerseits die sogenannte Budgetneutralität und andererseits die Garantie der Verhinderung neuer “Existenzlektoren”, also die Beschränkung der Höhe der Lehrauftragsstunden. In der Beantwortung einer parlamentarischen Anfrage der Grünen³⁴ war sich der damalige Bundesminister für Wissenschaft und Verkehr Dr. Erhard Busek durchaus bewußt, daß eine derartige Bedingtheit eigentlich nicht möglich war: “Bei insgesamt steigendem Bedarf an Lehrveranstaltungen wird mit oder ohne Fortsetzung der ‘Lektorenaktion’ gerechtfertigter Zusatzbedarf an Planstellen bzw. Lehraufträgen anzuerkennen sein.” Dennoch wurden die Bedingungen letztendlich von allen akzeptiert, die Lektorenaktion als “sozial motiviert” etikettiert, damit sichergestellt wurde, daß es sich bei der Schaffung von zusätzlichen Planstellen nicht um eine generelle Kapazitätserhöhung handelte.

Erst im Jänner 1994 richtete das Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr ein Schreiben³⁵ mit dem Ersuchen um Erhebung der “Existenzlektoren” an alle Universitäten und Kunsthochschulen :

“Das Bundeskanzleramt und das Bundesministerium für Finanzen haben nunmehr die grundsätzliche politische Zustimmung zu einer neuerlichen und abschließenden ‘Lektorenaktion’ erteilt. Mit Wirksamkeit vom 1. Oktober 1994 sollen alle derzeit vorhandenen ‘Existenzlektoren’ durch eine Überleitung in Dienstverhältnisse saniert werden. Gleichzeitig ist aber als korrespondierende Bedingung das Entstehen neuer ‘Existenzlektoren’ durch die Einführung einer Obergrenze für die pro Lehrbeauftragtem erteilten Lehrauftragsstunden im Bundesgesetz über die Abgeltung der Lehr- und Prüfungstätigkeit an den Hochschulen zu unterbinden.”

Lehrbeauftragte, die in den Genuß der letzten Lektorenaktion kamen, wurden nach folgenden Kriterien ausgewählt:

- Lehrbeauftragte, die an einem Standort folgende Stundenuntergrenze überschritten haben: 6 Lit.a oder 8 Lit.b oder 10 lit.c. Bei einer Mischung zwischen den 3 Remunerationstypen war die Umrechnung der Stunden nach folgendem Schlüssel vorzunehmen: 1 Stunde lit. a = 0,75 Stunden lit.b = 0,6 Stunden lit. c

³⁴ Nr. 1806/J-Nr/9

³⁵ GZ 148/10-I/B/10A/94

- Die Umrechnung wurde nicht in der Relation der Remuneration (1:0,75:0,5) vorgenommen, weil nicht die Remunerationsgewichtung, sondern die Stundengrenze – die von der Remunerationrelation abweicht – zu ermitteln war.
- Der “Beobachtungszeitraum” betrug 7 Semester, wobei eine nicht durchlaufene Lehrauftragstätigkeit, etwa durch Mutterschaftskarenzurlaub, Berücksichtigung fand.
- Remunerierte Lehraufträge an einer anderen Hochschule/Universität wurden nur dann in das künftige Dienstverhältnis einbezogen, wenn sich diese andere Hochschule oder Universität am selben Hochschulort befand.
- Lehraufträge an einem anderem Hochschulort blieben für das Dienstverhältnis außer Betracht, fielen und fallen aber unter die Stundenbegrenzung für Lehraufträge.
- Anhand der Studienpläne mußten die entsprechenden Kollegialorgane überprüfen, ob an den vom betreffenden “Existenzlektor” bisher abgehaltenen Lehraufträgen und der Person des “Existenzlektors” weiterhin Bedarf bestanden hat.

War in den Vorbereitungen immer wieder von rund 200 Planstellen die Rede, so konnte der damalige Wissenschaftsminister Dr. Erhard Busek stolz verkünden:

“Busek: Problem der ‘Existenz-Lektoren’ gelöst
 Erfreuliches für die rund 670 sogenannten Existenz-Lektoren an Kunsthochschulen und Universitäten: Mußten sich diese Hochschullehrer bisher ausschließlich mit Lehraufträgen für jeweils ein Semester erhalten, bekommen sie mit Wirkung 1. März 1995 Dienstposten als Assistenten. Das sieht eine Änderung des Bundesgesetzes über die Abgeltung von Lehr- und Prüfungstätigkeiten an Hochschulen vor, die am Dienstag den Ministerrat passiert hat. ‘Damit ist eine seit langem dauernde, unangenehme Angelegenheit aus der Welt geschafft’, erklärte Wissenschaftsminister Erhard Busek am Dienstag beim Pressefoyer nach dem Ministerrat.”³⁶

Die meisten Planstellen, die in diesem Zusammenhang vergeben wurden, waren wieder Vertrags- oder Bundeslehrerstellen. Betont wurde in diesem Zusammenhang, daß diese Maßnahme budgetneutral sei, das heißt, das es lediglich um eine Umschichtung der Kosten ging, nicht jedoch um eine Strukturmaßnahme. Gleichzeitig wurde durch die Gesetzesänderung auch eine gesetzliche Obergrenze für Lehraufträge von maximal sechs Wochenstunden, sowohl für Universitäten als auch für Kunsthochschulen (Universitäten der Künste), eingezogen.

Bereits im UOG '93 wurde die Höchstgrenze für Lehraufträge – aus organisationsrechtlicher Perspektive durchaus systemfremd – verankert. Unter Paragraph 30, Absatz 7 ist zu lesen:

³⁶ APA Wissenschaft und Bildung, 17.5.1994

“Das Höchstmaß jener Lehraufträge, für die eine Remuneration nach Maßgabe besonderer gesetzlicher Bestimmungen gewährt wird, beträgt für Lehrveranstaltungen aus einem wissenschaftlichen Fach sechs Wochenstunden im Semester, für Lehrveranstaltungen aus einem künstlerischen oder praktischen Fach acht Wochenstunden im Semester.”

Die Stundenobergrenze war also durchgesetzt und damit sichergestellt, daß es in dem ursprünglichen Sinn keine “ExistenzlektorInnen”mehr geben wird. Daß jedoch auch vier oder sechs Stunden ausreichen um “ExistenzlektorIn” zu sein, zeigen die vorgelegten Forschungsergebnisse. Es war nicht möglich die Gesamtzahl der Planstellenzahl herauszufinden, die im Zuge der jeweiligen ExistenzlektorInnen insgesamt geschaffen wurden, aber zählt man die veröffentlichten Zahlen zusammen, dürften es zumindestens 900 sein.

Deutlich wird aber, daß die VerliererInnen dieser Aktionen die weiterhin als Externe LektorInnen Tätige sind. Die Veränderungen im Dienstrecht, aber auch in UOG und KUOG, haben zu einer Neustrukturierung der Vergabe von Lehraufträgen und der Beauftragung mit Lehre geführt. Hier folgt ein Beispiel, welches vielleicht verdeutlicht, wie sehr die Reformen der letzten Jahre zu einer eklatanten Bevorzugung der intern Lehrenden und zu einer Benachteiligung der Externen geführt haben: Ein Bundeslehrer, der an eine Universität tätig war, konnte vor den Dienstrechtsänderungen an einer anderen Universität mit einem Lehrauftrag beauftragt werden. Er galt an der zweiten Universität ebenso als “Externer” und erhielt für seinen remunerierten Lehrauftrag dasselbe wie Externe LektorInnen, die nicht Bundeslehrer an einer anderen Universität waren. Derselbe Bundeslehrer, der heute an einer anderen Universität lehrt, erhält diesen Lehrauftrag heute im Rahmen seines Dienstverhältnisses und in nicht seltenen Fällen als Mehrdienstleistung ausbezahlt – und diese ist – abhängig von Dienstaltes –ungleich höher als die um 17 Prozent gesenkte und nicht einmal inflationsangepaßte Remuneration für Lehraufträge.

Es waren aber nicht nur die Stundenbegrenzung und drastische Kürzung der Remuneration, sondern auch organisationsrechtliche Maßnahmen, wie die Eliminierung der Externen aus dem Mittelbau der Universitäten und die Kontingentierung der Lehraufträge, die langfristig die Externen aus den Universitäten hinausdrängen sollten.

“Sollte sich der ökonomische und bürokratische Anpassungsdruck, der auf den Studierenden lastet, weiter erhöhen, so drohen der kulturelle Sinnverlust, die psychopathologischen Erscheinungen und die sozialen Desintegrationsphänomene noch weiter um sich zu greifen. Ob ein solches, zugegebenermaßen pessimistisches Szenario Wirklichkeit wird oder nicht, wird nicht zuletzt davon abhängen, ob diese Gefahr erkannt und entsprechende Gegenmaßnahmen gesetzt werden.”³⁷

³⁷ MELCHIOR 1993, S. 385

Das, was Melchior hier für die Studierenden formuliert, kann auch für die Externen und Freien als gültig betrachtet werden. Das pessimistische Zukunftsszenario zeichnete Hertha Firnberg bereits in den 50er Jahren:

“Die immer kritischer werdende Akademikerfrage bildet in Österreich seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges ein viel diskutiertes Problem; die Überfüllung der Hochschulen, der übermäßige Nachwuchs in den akademischen Berufen, das Problem stellenloser oder in berufsfremde Beschäftigung gepresster Akademiker beschäftigten auch die breitere Öffentlichkeit und immer wieder taucht in erbitterten Diskussionen das Schlagwort von der Bildung eines ‘akademischen Proletariats’ und der daraus erwachsenden Gefahren auf, verbunden mit Warnungen mehr oder minder zuständiger Stellen vor dem Drang nach dem Hochschulstudium und den verschiedensten Vorschlägen zur Bekämpfung dieser sozialen Gefahr. Die ‘Akademikerfrage’ gehört unstreitig heute zu den aktuellen Tagesfragen.”³⁸

³⁸ FIRNBERG, Hertha; Otruba, Gustav: Die soziale Herkunft der niederösterreichischen Studierenden an Wiener Hochschulen. In: Kammer für Arbeiter und Angestellte in Niederösterreich (Hg.): Der niederösterreichische Arbeiter. Studien zur Sozial- und Wirtschaftsstruktur Niederösterreichs in Vergangenheit und Gegenwart. Heft 3, Wien 1951, S 1

1.2. Externe Lehrbeauftragte und Freie WissenschaftlerInnen: ein Segment von Individuen in einer prekären Intersektion

1.2.1. "Identität" eines im Entstehen begriffenen kollektiven Subjekts? 1.2.1. Identität eines im Entstehen begriffenen kollektiven Subjekts?

1.2.1.1. Elemente und Grenzen der Identitätsbestimmung

Der Begriff der Identität ist in den letzten Jahrzehnten grundlegend problematisiert worden, insbesondere was die "Identität" kollektiver Subjekte bzw. die über soziale und ökonomische Kategorisierung und Hierarchisierung begründete "Identität" von immer schon sozialisierten Individuen betrifft.³⁹

Mit der Erforschung des "Profils" der Externen Lehrbeauftragten und Freien WissenschaftlerInnen geht es um die Bestimmung einer Personengruppe, die in mehreren Schnittfeldern angesiedelt ist, die vorerst nur über eine sich im wissenschaftlichen Betrieb häufende, aber nicht durchgängige Kongruenz zweier Arten der Berufsausübung definiert wird. Dies bedeutet zwar eine Eingrenzung der aufgrund ihrer Heterogenität und Fluktuation schier unerforschbaren Menge der Externen Lehrbeauftragten an österreichischen Universitäten, stellt aber angesichts der Vielfältigkeit der Forschungstätigkeit sowie aufgrund des sowohl quantitativ wie auch qualitativ stark variierenden Status die operationalen Schwierigkeiten des Identitätsbegriffs noch deutlicher heraus. Es ging daher mehr um die kontextualisierte Phänomenalisierung eines im Entstehen begriffenen polymorphen Berufsbildes, das symptomatisch und auch zukunftsweisend ist für allgemeinere Entwicklungen von "Beruf" und "Arbeit". Des weiteren ging es um die Skizzierung des dynamischen Verhältnisses zwischen dieser Art der professionellen (Un-)Situiertheit und der wissenschaftlichen Arbeit.

Ziel war es also nicht so sehr, eine Identität nachzuzeichnen oder gar aufzubauen, sondern im Kontext von sehr unkoordiniert sich wandelnden Arbeits- und Sozialversicherungsverhältnissen, von Hochschulrecht und Forschungslandschaft, von Wissenschaft und Lehre, universitären und außeruniversitären Forschungsinstitutionen sowie von Ausschluß und Einschluß in den

³⁹ Dieses Problemfeld wurde vor allem im Anschluß an postmarxistische und poststrukturalistische Ansätze im Kontext feministischer Theorie seit den 70er Jahren behandelt, hat aber in gewissen sozialwissenschaftlichen Disziplinen erst vor einigen Jahren an Relevanz gewonnen ("multiple identities", "crossing", "intersexions" usw., um nur einige der dort gerade gängigen Begriffe zu nennen).

Universitätsbetrieb, Möglichkeiten und Existenzwirklichkeiten von an Universitäten als Externe LektorInnen lehrenden WissenschaftlerInnen auszuloten und in einen ersten, soweit wie möglich systematischen Zusammenhang zu bringen. Daß die herkömmlichen sozialwissenschaftlichen Analysekatoren hierfür nicht ausreichend sind, hatte zur Folge, daß wir uns aus verschiedenen theoretischen wie auch erhebungsmethodologischen Perspektiven unserer Zielgruppe näherten. Der disziplinspezifischen Heterogenität der Forschungs- und Lehrbedingungen für Externe und Freie konnte dabei nur relativ schematisch Rechnung getragen werden.⁴⁰

Die Frage der Identität bzw. die Problematik einer nicht vorhandenen kollektiven (aber auch individuellen) Identität als "Externe/Freie" ist dennoch aus verschiedenen Gründen zentral; sie ist nicht als Frage nach einer kollektiven Substanz, sondern nach den Bedingungen und Kriterien einer solchen (Nicht-)Identität relevant; sie ist grundlegend für die Frage nach politischer Präsenz und sie ermöglicht als diese spezielle die Skizzierung eines Profils einer neuen Generation von WissenschaftlerInnen, die sich weder auf die bevorzugten Identifikationsmuster jener reduzieren läßt, welche sich politisch organisieren, noch auf irgendeine der bisher erforschten Kategorien von HochschullehrerInnen und/oder WissenschaftlerInnen.

Die Schwierigkeiten liegen dabei nicht zuletzt in der Wahl der Perspektive. Nicht eindeutig und längerfristig beantworten läßt sich etwa die Frage, ob die betreffende Gruppe und die Frage nach ihrer (Nicht-)Identität stärker aus der Perspektive des Konkurrenzverhältnisses Interne-Externe, also eher vom Standpunkt der Klassenproblematik her zu untersuchen ist (Jobholder vs. Freelancer ohne angemessenen bzw. entsprechenden Arbeits- bzw. Auftragsmarkt und ohne Standesvertretung), oder vom mehr "ständischen" Standpunkt des Berufs her (Wissenschaft und Lehre als Beruf(-ung), Fluktuation im Beruf, jeder ist in seinem Leben beides: angestellt und frei/arbeitslos, wo also die Abwechslung der Zustände und des Status relevanter ist als die Klasse, die eine zwingendere und dauerhaftere Zugehörigkeit voraussetzt).

Konkret läßt sich diese Frage selbst wieder nur über eine Einteilung gemäß anderen Perspektiven beantworten: Der Standpunkt der Klasse überwiegt hinsichtlich der materiellen Existenz bzw. Subsistenz, verbunden mit der (Nicht-)Positionierbarkeit innerhalb der Struktur bzw. der Felder und der Arbeitsverhältnisse, während der Standpunkt des Standes wohl für das jeweilige Berufsverständnis überwiegt, insbesondere was die Perspektive einer wissenschaftlichen Laufbahn bzw. das Selbstverständnis als WissenschaftlerIn betrifft. Doch diese Einteilung ist keineswegs absolut: Die Grenzen verschwimmen dort, wo die bewußte Positionierung innerhalb der Struktur und gegenüber den Arbeitsverhältnissen – und damit eine Klassenperspektive – in das berufliche Selbstverständnis

⁴⁰ am konkretesten in den qualitativen Interviews, siehe Kapitel 2

integriert wird. Dies ist explizit spätestens seit der Organisierung der LektorInnen während des Streiks der Fall, implizit zumindest seit den Zeiten bzw. während der Zeiträume, in denen die Erteilung eines Lehrauftrags keineswegs mehr einen wahrscheinlichen späteren Eintritt in das Hochschullehrerbeamtenamt bedeutete.

Einen besonders schwer zu determinierenden Faktor stellen diesbezüglich die unterschiedlichen Disziplinen dar, sowie die bis heute innerhalb der Forschungsgemeinschaft nicht klar kategorisierten Unterscheidungen zwischen Grundlagen- und angewandter Forschung. Für die Arbeitsbedingungen und die Karrieremöglichkeiten von Externen und Freien erscheint die Spannung zwischen den beiden Extremen der experimentellen, naturwissenschaftlich-technischen Laborforschung einerseits, der geistes- und kulturwissenschaftlichen Theoriebildung andererseits, als besonders brisant. Es geht dabei nicht nur um die Auswirkungen der alten Einteilung zwischen Empirismus und theoretisch-spekulativer Reflexion auf das berufliche Selbstverständnis als WissenschaftlerIn. Deshalb ist eine diesbezügliche arbeitssoziologische Perspektive für die Untersuchung wissenschaftssoziologischer Entwicklungen und ihrer Auswirkungen auf die genannten Arbeits- und Einbindungsbedingungen für Externe von besonderer Relevanz.

Diese zentralen Faktoren und Kategorien können keineswegs getrennt von jenen des Geschlechts und der Generation gesehen werden. Dabei erweist sich letztere gerade im Bereich der universitären Wissenschaft und Lehre in vielerlei Hinsicht als die markantere und differenzierendere Kategorie, zum Beispiel die Zusammenarbeit mit KollegInnen oder die Art des Haupteinkommens betreffend. Was jedoch die Zugangs- und Rekrutierungsmodalitäten, die Integration der Lehrbeauftragten in den Institutsbetrieb sowie die ökonomische Situation der Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen insgesamt betrifft, so stellt das Geschlecht nach wie vor die wohl relevanteste Hierarchisierungskategorie dar (siehe Kapitel 1.3.). Es gilt dabei allerdings die Unterschiedlichkeit der (Selbst-)Wahrnehmung bezüglich dieser Relevanz hervorzuheben. Diese Unterschiedlichkeit ist keineswegs nur subjektiv begründet (je nach feministischem "Bewußtseinsgrad") sondern variiert ebenfalls gemäß Disziplin (so etwa wird die Kategorie Geschlecht als Forschungsgegenstand niemals in allen Disziplinen von vergleichbarer Relevanz sein).

1.2.1.2. Vom Existenzlektor zu den SubsistenzlektorInnen?

Bei der Definition der LektorInnen als soziologisch relevante Menge ist der Begriff des "Existenzlektors" von besonderem Interesse. Er setzt die Definition eines Existenzminimums voraus,

die bei sechs Wochenstunden Lehre (lit. a) fixiert war. Diese Definition wurde, wie erwähnt, als Grundlage für die Fixstellung jener Lehrenden herangezogen, die in diesem Stundenausmaß lehren, wonach die Vergabe von Lehraufträgen pro Person auf maximal sechs Wochenstunden beschränkt wurde. Die Tatsache, daß seit Jahren immer mehr Externe LektorInnen(/Freie WissenschaftlerInnen) aus vier bis sechs Wochenstunden remuneriertem Lehrauftrag (Äquivalent lit. a) ihr einziges regelmäßiges und damit hauptsächliches Einkommen beziehen, schien den gewerkschaftlichen StandesvertreterInnen, die diese Regelung damals mitdurchsetzten, unglaublich. Was heißt also Existenz, und wie schnell relativiert sich ein Existenzminimum durch die Veränderung der Perspektive oder der jeweiligen Position und ökonomischen Situation derer, die sie gerade einnehmen und politisch als Norm vertreten, als Norm, unterhalb derer Existenz nicht mehr zu existieren möglich scheint?

Ein wesentlicher Unterschied zwischen den heute ihr hauptsächliches Einkommen über den Lehrauftrag beziehenden Externen und den damaligen ExistenzlektorInnen liegt wohl darin, daß sich jene nicht mehr mit derselben Ausschließlichkeit wie diese als LektorInnen verstehen (können) und das Gehalt für den Lehrauftrag eher als Subsistenzgrundlage zu sehen ist.

In Zusammenhang mit dem Subsistenz-Status Externer/Freier ist sicherlich auch die Tatsache zu sehen, daß LektorInnen angesichts der im Verhältnis zum Anstieg der Studierendenzahlen sehr geringen Personalaufstockung an den Universitäten auch als eine Art Reservearmee im Lehrkörper fungierten und immer noch fungieren. Für die umstrittene Bezeichnung "SubsistenzlektorInnen" spricht der HeimarbeiterInnenstatus vieler Externer und Freier sowie die Tatsache, daß der Lehrauftrag oftmals tatsächlich die Subsistenz, also das "Auskommen" in einer wissenschaftlichen Karriere sichert, in der es vorerst um fachliche Qualifizierung und einen bestimmten Lebensstil geht. Bedenken, diesen Begriff einzuführen, gab es allerdings aufgrund der negativen Konnotation, die ihm in der Nationalökonomie im allgemeinen anhaftet. Nun ist aber sowohl aus der quantitativen Vorstudie als auch aus der nun vorliegenden, repräsentativeren Umfrage klar hervorgegangen, daß Externe/Freie häufig mittels ihrer Lehrauftragstätigkeit "subsistieren", und zwar Frauen signifikant häufiger als Männer. Dies drängt nicht zuletzt den Gedanken an Mies, Thompson und Werlhofs Buch "Frauen, die letzte Kolonie" auf, in dem sie die hauptsächlich landwirtschaftliche, aber auch emotionale und sozio-reproduktive Subsistenzwirtschaft der Frauen untersuchen. Diese Subsistenzwirtschaft zeichnet sich ebenso wie jene der Lehrbeauftragten und einiger anderer "atypisch"Beschäftigter, das heißt teilweise oder nur "geringfügig Beschäftigter", durch eine Mischung aus bezahlter und unbezahlter Arbeit aus; einer Arbeit, die jedenfalls als gesellschaftlich und makroökonomisch relevant anzusehen ist, auch wenn diese Relevanz von den meisten ökonomischen Theorien nicht oder nur zögernd berücksichtigt

wird. Die neueste Publikation zum diesem Thema Bennholdt-Thomson/Holzer/Müller 1999⁴¹ streicht gerade diesen Aspekt des Marginalen hervor und definiert landwirtschaftliche Subsistenzwirtschaft nicht ganz ohne Naivität als politisch-ökonomisches Programm, nämlich als Grundlage des "Nicht-Integriert-Sein-Wollens". Subsistenz wird als das bezeichnet "was notwendig ist für ein zufriedenes Leben, im Gegensatz zu Gewinnstreben, Konkurrenz, Konsumismus und Umweltzerstörung." Diese idyllisierende Sichtweise soll im hier gebräuchlichen Sinn von Subsistenz möglichst vermieden werden, und zwar trotz der Hervorhebung bestimmter Aspekte der Autonomie und der nicht vordergründig gewerkschaftlichen Position der IG sowie der AutorInnen dieser Studie. Auch kann die obengenannte Definition aus verschiedenen Gründen nicht auf den Subsistenz-Status der Externen/Freien übertragen werden (landwirtschaftliche PW, unterschiedliche Produktionseinheiten, "Dritte Welt", Kapitalakkumulation etc...).

Am ehesten kann noch bei älteren Lehrbeauftragten, die seit vielen Jahren von ihren Lehraufträgen leben, von "ExistenzlektorInnen unter dem offiziellen Existenzminimum" gesprochen werden; oder von Subsistenz-Existenzlektoren, die während einer längeren Spanne ihres Lebens ihre Existenz ausschließlich als Lehrbeauftragte bestreiten und sich mit ihrer Lehrauftragstätigkeit auch professionell identifizieren (insbesondere SprachlehrerInnen, die ja auch das Gros der von der "Lektorenaktion" betroffenen ExistenzlektorInnen ausmachen). Die meisten derzeitigen Externen LektorInnen gehören jedoch jener Generation an, die als wissenschaftlicher Nachwuchs gilt und deren Tätigkeit als Lehrbeauftragte einen Teil ihrer wissenschaftlichen bzw. wissenschaftsnahen Karriere darstellt. Dem entspricht auch das tendenziell sinkende Durchschnittsalter der Lehrbeauftragten.

Noch virulenter wird die Frage nach der Existenz, wenn es um die wissenschaftliche Existenz einer Freien WissenschaftlerIn geht, die oftmals schwerwiegend in Gefahr ist, wenn ihr/ihm der Lehrauftrag nicht mehr erteilt wird. Während jene WissenschaftlerInnen, die in einer außeruniversitären Forschungsinstitution eingebunden (oder regelmäßig an eine solche angebunden) sind, auch ohne Lehrauftrag ihren Status als WissenschaftlerInnen behalten, sind Freie WissenschaftlerInnen viel dringender auf den Beibehalt ihres Lehrauftrags angewiesen, insofern dieser die einzige institutionelle An- bzw. Einbindung darstellt. Dies gilt insbesondere für den wissenschaftlichen Nachwuchs, der sich vorerst immer über die Universitäten qualifiziert, egal, ob er danach dort, an außeruniversitären bzw. universitätsähnlichen Forschungseinrichtungen oder im Ausland weiterarbeitet. Der Lehrauftrag stellt somit einen zentralen Pfeiler in der Qualifizierungsphase fast aller WissenschaftlerInnen dar und ist darüber hinaus für die Habilitation unerlässlich.

⁴¹BENNHOLDT-THOMSEN, Veronika; HOLZER, Brigitte; MÜLLER, Christa (Hg.): Das Subsistenz-handbuch - Widerstandskulturen in Europa, Asien und Lateinamerika, Wien 1999.

Das Universitätslektorat durch freie WissenschaftlerInnen stellt auch ein Schnittfeld zwischen verschiedenen Institutionen dar. Es erfüllt dabei sowohl eine strukturelle als auch eine forschungssystematische Austauschfunktion und erweist sich damit als Element des zunehmend an Bedeutung gewinnenden Wissenstransfers zwischen Universität und anderen gesellschaftlichen Sektoren. Beide Austauschfunktionen sind nicht zuletzt mit dem Status der LektorInnen als Migrierende verbunden. Das betrifft zunächst einmal die Verbindung zwischen der Universität und der an Relevanz gewinnenden Drittmittelforschung durch das Einbringen neuer Forschungsergebnisse in die Lehre nicht universitätsangestellter DrittmittelforscherInnen im weitesten Sinn. Ebenso fällt darunter die Verbindung, die Lehrbeauftragte zwischen wissenschaftsbezogener Praxis (von außeruniversitärer Forschungspraxis über Forschungsmanagement, Forschungsanwendung, öffentlicher Vermittlung von Wissenschaft etc.) und herkömmlichem Universitätsbetrieb herstellen. Dies wird für die Universitäten selbst insbesondere mit den immer öfter in die neuen Studienpläne integrierten Projektphasen virulent. Schließlich sei erwähnt, was seit kurzem als innovative Initiative der Universitäten angepriesen wird, aber von Externen LektorInnen/Freien WissenschaftlerInnen (ebenso wie von einigen bzw. sehr wenigen Universitätsbediensteten) seit vielen Jahren praktiziert wird: der gleichzeitige Unterricht an Universitäten und Volkshochschulen bzw. anderen Institutionen der Erwachsenenbildung.⁴²

Der Permeabilität der "Felder"Universität, außeruniversitäre Forschung, Forschungsfinanzierung und externer Arbeitsmarkt, verstanden als produktive Migration der Individuen zwischen diesen, wird in den kommenden Jahren immer mehr Bedeutung zukommen. Bei der genannten Migration geht es selbstverständlich nicht um die bisher üblichen, monopolistischen Personalunionen bestimmter ProfessorInnen. Die Frage ist, ob die betreffenden Institutionen sich gemäß den neuen gesellschaftlichen und forschungspraktischen Anforderungen in diesem Sinne umgestalten werden, oder ob sie weiterhin in der Abgeschlossenheit ihrer traditionellen Strukturen und Seilschaften bzw. Zugangsrituale verharren werden.

Die Perspektivengewichtung zwischen erstens, Forschung (Wissensproduktion, Innovation etc.), zweitens, Lehre (Didaktik und Lehrinhalte, -meinungen) und drittens, sozialer Dimension (Arbeit, Beruf, Tätigkeiten, finanzielle Absicherung), stand nicht zuletzt im Zeichen folgender Frage: Welcher Forschungsbegriff liegt der Hierarchisierung der wissensbezogenen Tätigkeiten zugrunde, d.h. wie hängt dieser Effekt eines Forschungsideals mit den sozialen Hierarchisierungsmechanismen im Fall der Situierung und Selbsteinschätzung der Externen/Freien zusammen? Dabei sind vor allem die

⁴² Insbesondere in dem immer noch zunehmendes Interesse genießenden Bereich der feministischen Theorie und Geschlechterforschung sind zahlreiche Externe zu finden, die sowohl an Universitäten als auch an Erwachsenenbildungseinrichtungen tätig sind. Erwähnt seien hier vor allem autonome Frauenprojekte wie die "Frauenhetz", die "Virginia Woolf Mädchenschule", "Alpha" etc. aber natürlich auch das diesbezügliche Lehrgangbot an einigen VHS (Hietzing, Ottakring, Stöbergasse etc.) sowie das "Feministische Grundstudium" in Strobl.

Verkehrungen im Verhältnis zwischen Lehre und Forschung zu berücksichtigen: je nach dem, ob es um den Status innerhalb der Hochschulen oder um den Einstieg in sie geht, ist einmal die Forschung höher gestellt, ein anderes Mal die Lehre (über letztere wird der Zugang primär ermöglicht, über erstere geschieht die Profilierung in der Scientific Community).

1.2.1.3. Externe/Freie als wissenschaftlicher Nachwuchs zwischen Abstellgleis und paternalistischem Geleit in eine unsichere Existenz

Wie vielfach bemerkt, gibt es in keiner anderen Profession einen so alten Nachwuchs wie in der Wissenschaft. Wenn wir, wie zuweilen in auf Deutschland bezogenen Studien, alle nicht habilitierten WissenschaftlerInnen oder gar die nicht-professoralen HochschullehrerInnen zum Nachwuchs zählen, so ergäbe das für Österreich das geradezu groteske Bild einer Vielzahl von NachwuchswissenschaftlerInnen, die kurz vor der Pensionierung stehen (und zwar keineswegs nur im Fall der wissenschaftlichen Beamten), ein Bild, das mit dem in Österreich eingeführten Wegfall der Habilitation als Fixstellungskriterium möglich wurde. Wie auch immer die der Habilitation gleichwertige Arbeit beurteilt werden mag, die Tatsache, daß diese heute vielen als skandalös erscheinende Klausel zur Umgehung der Habilitation existiert, macht es unmöglich, den wissenschaftlichen Nachwuchs in Forschung und Lehre mit den Nicht-Habilitierten oder mit den in befristeten Dienstverhältnissen stehenden HochschullehrerInnen gleichzusetzen. Zum einen, weil es bereits seit langem Habilitierte gibt, die als solche keine Stellung an einer Universität haben (und diese Zahl dürfte gerade unter den jüngeren Habilitierten im Wachsen begriffen sein)⁴³, zum anderen, weil eine stark an demographische und Qualifikationskriterien gebundene Kategorie sich nicht auf eine sozioökonomische Statuskategorie bzw. deren (noch) Nicht-Gegebenheit reduzieren läßt.

Die wechselnden Kriterien bei der Rekrutierung der HochschullehrerInnen stellen einen der schwerwiegendsten Gründe für die ungleiche Entwicklung und die daraus entstehenden generationsspezifischen (Miß-)Verhältnisse dar, sowohl innerhalb der Universitäten als auch zwischen Internen und Externen. Diesen wohnt ein sehr hohes Konfliktpotential inne, dem auf die unterschiedlichsten Weisen begegnet bzw. ausgewichen wird. Die Abwechslung zwischen Rekrutierung vieler, vergleichsweise ungenügend Qualifizierter während der Expansionsphasen einerseits, weniger, vergleichsweise hoch Qualifizierter bei gleichzeitigem Ausscheiden ebenso gut

⁴³ Eine eigene Studie widmet sich den Habilitierten als "wissenschaftlichem Nachwuchs": Siehe KARPEN, Ulrich: Zur Lage des habilitierten wissenschaftlichen Nachwuchses, Bonn 1986.

Qualifizierter in Stagnationsphasen andererseits, ist ein altbekanntes Phänomen, das auch gemäß der in den jeweiligen Disziplinen vorhandenen Fluktuationen, Ausweichmärkten etc. variiert.

Zur Eindämmung solcher Tendenzen gibt es bereits zahlreiche Empfehlungen. So schlägt etwa Hans Joas eine Vermehrung der professoralen Posten im Verhältnis zu den niedrigeren Positionen vor, das heißt eine tendenzielle Abflachung der Pyramide in der Personalstruktur, die bekanntlich am stärksten für die den Nachwuchs und die Forschungsproduktivität betreffenden Strukturprobleme verantwortlich ist.⁴⁴ Weiters empfiehlt er eine Ausgewogenheit zwischen befristeten und unbefristeten Posten, eine größtmögliche Bindung der Fixstellung an Qualifikationskriterien, sowie Einstiegsmöglichkeiten auf allen Ebenen.⁴⁵ Michael Daxner schlägt einen "Verbleibkorridor" für jüngere WissenschaftlerInnen vor, der mit einer relativ spät anzusetzenden Fixstellung einhergehen müsse und in diversen Formen struktureller An- und Einbindung an bzw. in die Universitäten bestehen sollte.⁴⁶

Die Umsetzung solcher Vorschläge erscheint für die ungleich festgefahreneren Situation in Österreich umso dringlicher, insbesondere in Hinblick auf eine effektivere Frauenförderung im Bereich der Wissenschaften (BMWW e.a. 1999). Daß hier bei der Bestellung – trotz aller Aufrufe zur Mobilität und Spezialisierung im Ausland – vorwiegend lokale, sogar familiäre Banden und Männernetzwerke über alle sonstigen Verbindlichkeiten hinaus entscheidend werden, ist vor allem von feministischen WissenschaftlerInnen hinlänglich kritisiert, aber, wenn nicht gar lautstark bestritten, im akademischen Establishment erst wenig oder nur in Form von Lippenbekenntnissen zur Kenntnis genommen worden.

1.2.1.4. Die Verbindung zwischen Nachwuchsproblematik und Lehrbeauftragtenproblematik

(personelle Reproduktion; Selektion und Förderung des Nachwuchses; dogmatische

⁴⁴ Es wird zu sehen sein, wie sich die durch die Vermehrung der Professorentitel ("Univ.-Doz" mit universitärer Anstellung werden "Ao. Profs") im Zuge der letzten Dienstrechtsverhandlungen erzielte Erhöhung des Anteils der "ProfessorInnen" auf die Nachbesetzungspraxis, die erwähnte Pyramide und die Permeabilität zwischen Universität und außeruniversitärem Forschungsarbeitsmarkt auswirken wird. (Während die ehemaligen "Ao. Profs" per UOG '93 zu "Profs" aufrückten, wurde 1996 allen habilitierten Universitätsbediensteten das Anrecht auf die Titelführung "Ao. Prof" (neu) zuerkannt. Diese neuen "Ao. Profs" sind aber weiterhin Mitglieder der Mittelbaukurie und nicht, wie ihr Amtstitel vermuten ließe, der ProfessorInnenkurie. Auf den ersten Blick erscheint zwar die zuweilen von VertreterInnen des Mittelbaus vorgebrachte Sorge bezüglich einer möglichen Auflösung des Kuriengleichgewichtsberechtigt (der Mittelbau wurde erst, allerdings auch auf Wunsch des internen Mittelbaus selbst, um die Externen vermindert und nun wahrscheinlich demnächst um die neuen "Ao. Profs", denn es wird nicht auf plausible Weise an einer auf zwei Kurien aufgeteilten ProfessorInnenenschaft festgehalten werden können). Doch demokratiepolitisch sind diese Sorgen eher fadenscheinig angesichts der Tatsache, daß das Kurienwahlrecht eine feudale Institution darstellt, die, dort wo sie etwas demokratischer, nämlich drittelparitätisch funktioniert, ohnehin nicht selten durch die übergeordnete Instanz, in der die Professorenkurie soviel Gewicht hat wie Mittelbau und Studierende zusammen, außer Kraft gesetzt wird.

⁴⁵JOAS, Hans: Das deutsche Universitätssystem und die Karrieremöglichkeit junger Wissenschaftler. In: Mayer, Karls Ulrich (Hg.): Generationsdynamik in der Forschung, Frankfurt am Main 1992, S. 110–122.

⁴⁶DAXNER, Michael: Ist die Uni noch zu retten?, Reinbek bei Hamburg 1996.

Kontinuität)

Der Lehrauftrag gilt immer noch – wenngleich mit radikal gesunkener Wahrscheinlichkeit einer darauffolgenden Anstellung – als Einstiegsmöglichkeit bzw. als Mittel zur Förderung eines selektionierten Nachwuchses (relativ wenige Stellen, daher Lehraufträge und Mitarbeit in Forschungsprojekten als Rekrutierungsfelder, von denen die Lehre und Forschung an den Hochschulen auch substantiell abhängig ist/war). Dies gilt nicht nur, weil er eine unumgängliche Etappe auf dem Weg zur Habilitation ist, sondern auch, weil er oftmals schon vor der Entscheidung für diesen Weg eine Art von vielversprechendem Initiations- und Aufnahme ritual darstellt, über das ein Mentoringverhältnis weitergeführt wird.⁴⁷ Diese kontinuierlich sichernden Rituale und Strategien tragen zugleich dazu bei, viele alteingesessene Disziplinen angesichts wachsender Disziplinenentgrenzung im Zuge von wissenschafts-theoretischer Kritik und zunehmender Bedeutung der Inter- und Transdisziplinarität vor ihrer befürchteten Auflösung zu bewahren. Solche Strategien drohen allerdings aufzuweichen, wenn die Lehrbeauftragten organisiert auf ihren Status verweisen und diesen wissenschaftlich begründen, oder wenn sie die Lehrauftragskontingente als Arbeitsmarkt betrachten, in dem ebenso transparente Zugangs- und Ausschreibungsregeln gelten sollen als anderswo.⁴⁸

1.2.1.4.1. Nachwuchs als Zwischenstatus

Ein Aspekt, der zur Erhellung der quantitativen und qualitativen Untersuchung wichtig erscheint, ist die Tatsache, daß Externe/Freie, als immer jüngerer Nachwuchs in einem Zwischenstadium zwischen Studierendenstatus und Erwerbstätigenstatus schweben, in dem der Übergang von der wissenschaftlichen Lernarbeit zur angemessen bezahlten Forschungsarbeit bzw. Werkvertragsarbeit fließend ist. Dieses Phänomen weist in mancher Hinsicht Parallelen zur Lehrlingsproblematik auf. Dazu kommt, daß die Erlangung von symbolischem Kapital, um sich als WissenschaftlerIn innerhalb der

⁴⁷ Es darf dabei aber nicht vergessen werden, daß gerade der jüngere Nachwuchs nach dem Studienabschluß auch zu nahezu gänzlich unentgeltlicher Lehre angeheuert wird. Die TutorInnen-tätigkeit stellt hierbei die institutionelle Form einer Einschulung in die Lehrtätigkeit dar. Was die tatsächliche "Lehre zur Lehre" betrifft, so kann hier nur kurz auf das gleichsam totale Fehlen einer didaktischen Ausbildung der UniversitätslehrerInnen hingewiesen werden. Daß die erst seit den 80er Jahren funktionierende TutorInnenausbildung hier die einzige Form der "Lehre zur Lehre" darstellt, ist von besonderer Wichtigkeit. Das hiermit ebenfalls ein schwerwiegender Generationenbruch verbunden ist, bedarf keiner weiteren Erklärung.

⁴⁸ Nicht nur bei durchaus qualifizierten Lehrauftrags- sondern auch bei ebensolchen Habilitations-anträgen mancher "fremderer" Externer ist oft der Aufschrei zu vernehmen "da könnte ja jeder kommen". Er ist in der Naivität seiner selbstverständlichen Voraussetzung, daß das rechtmäßigerweise nicht so zu sein hätte, geradezu entwaffnend.

Scientific Community zu profilieren, am Anfang einer wissenschaftlichen Karriere wichtiger ist als die Bezahlung. Diese Profilierung ist mit dem steigenden Eintrittsalter in abgesicherte Positionen wiederum Bedingung für die Aussicht auf eine erwerbsmäßige wissenschaftliche Karriere.

Dieser Zwischenstatus kommt nicht zuletzt darin zum Ausdruck, daß sowohl psychisch wie auch ökonomisch kein expliziter Platz eingenommen wird. Darin kann ein Charakteristikum von Jugendlichkeit aber auch von Borderline-Existenzweisen gesehen werden. Ökonomisch relevant daran ist, daß der Verbleib in diesem existentiellen Zwischenraum oftmals mit einem Leben "von der Hand in den Mund" durch Jobben und unterbezahltes sowie minimal bis gar nicht versichertes⁴⁹ wissenschaftliches Arbeiten verbunden ist.

Daß dieser langgezogene Zeitraum des Nachwuchsstatus nicht nur Ausbeutungsverhältnissen Vorschub leistet, sondern auch das persönlich oftmals geschätzte StudentInnendasein hinauszögert, ist dabei aber ebensowenig zu übersehen. Nicht zuletzt in dieser Hinsicht sind Status und Lebenssituation bestimmter WissenschaftlerInnen, insbesondere der Geistes- und KulturwissenschaftlerInnen, aber auch ausgewählter BiologInnen (etwa in der Zoologie) oder AstronomInnen, mit jenen von KünstlerInnen zu vergleichen. Dieser eine besondere Lebensqualität und Autonomie in der Arbeitsgestaltung und Themenwahl betreffende Aspekt ist sicherlich für viele Freie WissenschaftlerInnen von großer Bedeutung. Ebenso relevant ist die überwiegend festzustellende Armut in diesem Segment, die gerade unter den Frauen inakzeptable Ausmaße annimmt.⁵⁰

Schließlich ist in manchen Bereichen, insbesondere in den Naturwissenschaften, eine intellektuelle Enteignungspraxis immer noch Usus, da BetreuerInnen oder rein formale ProjektleiterInnen sich mit der Forschungsarbeit der von ihnen abhängigen, nicht habilitierten WissenschaftlerInnen profilieren, oftmals ohne den geringsten eigenen wissenschaftlichen Beitrag.

⁴⁹ Diese Lücke ist jedoch durch das Strukturanpassungsgesetz, das 1998 in Kraft trat, nahezu geschlossen worden.

⁵⁰ siehe Kapitel 2.5. bzw. 3.2.6.

1.2.3. Strukturprobleme der Arbeit von WissenschaftlerInnen und Externen Lehrbeauftragten

1.2.3.1. Die vier Felder Universität-außeruniversitäre Forschungs-institutionen- Forschungsfinanzierung-externer Arbeitsmarkt

Die genannten vier Felder stehen in einem stark variierenden Gewichtungsverhältnis. Sie wurden in ihrer Synergie für die Intersektion Freie/Externe in mehrerer Hinsicht in die Untersuchung einbezogen: in Hinblick auf die Art und die Vielfältigkeit der Arbeitsverhältnisse, in Hinblick auf Fragen bezüglich der Personalstruktur und der Rekrutierungszyklen an den Universitäten, sowie in Hinblick auf den Grad der Permeabilität und damit auch der Mobilität zwischen diesen Feldern. Ziel dieser strukturell-systematischen Verankerung der Thematik ist auch die Eröffnung umsetzbarer Perspektiven im Sinne einer besseren und kontinuierlicheren Absicherung der betreffenden WissenschaftlerInnen und einer fruchtbareren Dynamik zwischen universitärer und außeruniversitärer Forschung und Lehre. Es ist jedoch klar, daß ohne eine allgemeine, die gesamte Gesellschaft betreffende Reform der Sicherungssysteme angesichts einer unaufhaltsam in Richtung diskontinuierliche und heute noch "atypisch" genannte Arbeitsverhältnisse gehenden Entwicklung, die genannte Absicherung und damit eine minimale Gerechtigkeit in der Verteilung des Reichtums und der Arbeit nicht zu haben sein wird. Sie kann jedenfalls nicht alleine durch eine Umstrukturierung der Konstellation zwischen den genannten Feldern herbeigeführt, schon gar nicht garantiert werden. Dennoch scheint eine solche Umstrukturierung den Gestaltungserfordernissen in Richtung der genannten Reform und in Hinblick auf bessere wissenschaftliche und gesellschaftliche Entfaltungsmöglichkeiten unumgänglich.

Weiters dürfte auch in Österreich, im Sinne eines gerechteren Generationenvertrages und einer regelmäßigeren Alterskurve, eine Reform der Rekrutierungsmechanismen sowie der Arbeitsverhältnisse innerhalb der Universität den EntscheidungsträgerInnen zunehmend als unumgänglich erscheinen. Dabei dürfte es jedoch nicht so sehr darum gehen, soziale Absicherungen durch Deregulierung zu ersetzen, sondern eher darum, optimale Kombinationen bzw. Kombinationsmöglichkeiten zu schaffen, in denen ein größerer Grad an Prekariatät (Befristung, Werkvertrag etc.) eines bestimmten Arbeitsverhältnisses etwa durch mehr Forschungsfreiheit sowie institutionelle Vorkehrungen, die einen späteren Wechsel in andere Tätigkeitsfelder bzw. wissenschaftliche Arbeitskontexte ermöglichen, kompensiert wird.

Die Universitätsreform hat sich auf die Lage der Externen/Freien in vielfacher Weise negativ ausgewirkt. Am drastischsten im Bereich der Mitbestimmung, indem durch das UOG '93 den Externen

Lehrbeauftragten das Wahlrecht entzogen wurde, sowie im Bereich der Remuneration und der Lehrauftragskontingente, die im Zuge des neuen Besoldungsgesetzes und des neuen Dienstrechts massiv gekürzt wurden. Dennoch bleiben die Externen/Freien in erster Linie über die Universitäten in die "Scientific Community" eingebunden, beziehen von den Universitäten ihre zentralen Qualifikationen in der Lehre und bleiben als zugleich Außenstehende und Teil einer Art Hochschullehrer-Reservearmee an die Personalstruktur der Universitäten gebunden. Dies gilt, obwohl sich immer weniger Lehrbeauftragte eine Karriere als Universitätsbedienstete vorstellen können, sei es aufgrund von realistischen Einschätzungen angesichts der geringen prozentuellen Aufnahme von auch hervorragend qualifizierten NachwuchswissenschaftlerInnen in den Dienst der Universität, sowie von immer geringer werdenden Forschungsmöglichkeiten für Universitätsbedienstete, sei es aus anderen Motiven, wie etwa die Bevorzugung einer abwechslungsreicheren, wenn auch ungesicherteren Karriere in der Privatwirtschaft oder im Kulturbereich gegenüber einer lebenslangen Beamtenlaufbahn an der Universität mit ihrer traditions- und ritualzentrierten Kultur.⁵¹

Der wachsenden Bedeutung von außeruniversitären Forschungsinstitutionen für WissenschaftlerInnen und für die wissenschaftliche Forschung wird erst seit kurzem eingehender Rechnung getragen, insbesondere was die kleineren unter ihnen betrifft.⁵² Dazu kommt eine Vermehrung von "selbständig" arbeitenden WissenschaftlerInnen, die jedoch weit davon entfernt sind, zahlenmäßig genau erfaßt zu werden. Diese Tendenz ist nicht nur verbunden mit den erwähnten Entwicklungen auf dem Arbeitsmarkt und in den Beschäftigungsverhältnissen bzw. ihrer ansatzweisen Neuregulierung (Freie Dienstnehmer, geringfügig Beschäftigte, Neue Selbständige, Scheinselbständige etc.), sondern auch mit dem gesellschaftlichen Status des Wissens im Zeitalter der Informationsgesellschaft (Telearbeit) und der extrem kapitalintensiven "technosciences" (neuer Taylorismus in der naturwissenschaftlichen Forschung).

Insbesondere angesichts der immer zentraleren gesellschaftlichen Bedeutung des Wissens und der Wissenschaften, ist es nur logisch, daß sich auch der soziale und professionelle Status der WissenschaftlerInnen weit über die Grenzen, die staatliche, insbesondere universitäre Rekrutierungsmechanismen ziehen, hinausbewegt und radikal vervielfältigt hat.

1.2.3.1.1. Anteil der externen Lehre und Zugangsbedingungen unter dem Gesichtspunkt der Fächer

⁵¹siehe Kapitel 3.3.4.

⁵² zuletzt: Positionierung der außeruniversitären Sozialforschung, (=Schriftenreihe des Forum Sozialforschung; 4) Wien, 1999.

Gerade in den ältesten aber auch stets sich erneuernden und vervielfältigenden Fächern, den nicht exakten Wissenschaften, in denen das Dogma (Lehrmeinung) die zentrale Kanonisierungsinstanz ist, sind die meisten Externen angesiedelt. Dies ist nicht allein über die Kategorie des Arbeitsmarktes d.h. des größeren Angebots an Lehrenden erklärbar. Die Frage nach dem Selbstverständnis der in diesen Fächern verankerten UniversitätslehrerInnen und WissenschaftlerInnen, sowie eine wissenschaftsgeschichtliche und wissenschaftstheoretische Einbeziehung des Verhältnisses zwischen Gegenstand der Disziplin und Subjekt bzw. Akteur, verweist darauf, daß die Umstrittenheit des Kanons mit einem umstritteneren aber oft auch offeneren, ja demokratischeren Zugang zur Lehrauftragstätigkeit korreliert. Die Ausschreibungsbedingungen sind dementsprechend transparenter als in naturwissenschaftlichen oder technischen Fachrichtungen.

1.2.3.2. Der Arbeitsbegriff im Wandel

Deregulierung, Kumulation von Tätigkeitsfeldern, veränderte Zeitlichkeit der Beschäftigungsverhältnisse, neuer Generationenvertrag (Rekrutierungszyklen, Nachwuchs, Überalterung, universitäre Gerontokratie), Neue Selbständige und befristete Angestellte, Beschäftigungsstatus zwischen Sozialhilfe und geringfügiger Beschäftigung: all diese Phänomene verweisen auf eine generelle "Krise der Arbeit", d.h. auf Unterbeschäftigung sowie auf ein Mißverhältnis sowohl zwischen Qualifikation und Arbeitsplatzschaffung als auch zwischen Zahl und Intensität der Beschäftigungen. Strukturelle Veränderungen in der Beschäftigungsstruktur sind unmittelbar mit dem Aufklaffen von Löchern in den Absicherungssystemen der Wohlstandsgesellschaften verbunden. Dennoch sind diese Phänomene bis vor kurzem in der österreichischen Sozialforschung, aber vor allem von den politischen und sozialpartnerschaftlichen EntscheidungsträgerInnen, weitgehend vernachlässigt worden, fast scheint es, als hätten sie den historisch-institutionellen Wahrnehmungsrahmen, den letztere verkörpern, gesprengt. Diese Phänomene gehören auch zu den grundlegendsten Entstehungsbedingungen der Externen/Freien als kollektives Subjekt. Deren wohl prägnantesten Merkmale sind die finanzielle und soziale Unabgesichertheit; die Diskontinuität in der Beschäftigungslage und die Unklarheit über die berufliche Zukunft. Erstere ist bei den Frauen unter den Externen/Freien noch merklich größer als bei den Männern, bei den jüngeren massiver als bei den älteren, wobei die Alterskurve sinkt.

Allgemein weist die Beschäftigungslage in Österreich eine Zunahme von verschiedenen Tätigkeitskombinationen in verschiedenen Beschäftigungsverhältnissen auf.⁵³ Externe/Freie werden in der Statistik zweifellos auch als TelearbeiterInnen geführt, doch kennzeichnet diese Art der Arbeit nur zum Teil ihren Beschäftigungsmodus. Es ist außerdem fraglich, ob Universitätsbedienstete, für die es ja keine Anwesenheitspflicht gibt, und die sehr oft auch in ihren eigenen Arbeitsräumen zu Hause forschen, auch als Telearbeiter geführt werden. WohnzimmerforscherInnen werden sie jedenfalls im Gegensatz zu den Externen/Freien und außeruniversitär forschenden so selten genannt wie Gelegenheits- oder FreizeitwissenschaftlerInnen, obwohl sie dies, aufgrund der wachsenden Arbeitsbelastung mit nicht wissenschaftlichen Tätigkeiten an den Universitäten, immer öfter zu sein angeben.

1.2.3.2.1. Freiheit und Zwang, Autonomie und Entfremdung

Die Verortung in der "normalen" Erwerbsarbeit ist für viele zu stark an Zwang und Kontrolle durch Anwesenheit gebunden, die der freien Arbeitskraft und der freien Wissenschaft nur abträglich sein können. Doch vor der versuchten Integration von Werkverträgen in das Netz der Sozialversicherung sind unklare Grenzen zwischen selbständigen und unselbständigen WissenschaftlerInnen, zwischen eigenen Produktionsmittel (Computer, Handy, Telekommunikation) und öffentlich bereitgestellten Produktionsmittel (Bibliotheken, Archive) in den "software"-Wissenschaften (Geistes-, Kultur-, und theoretische Wissenschaften) immer expliziter geworden.

Der von vielen WissenschaftlerInnen zunehmend beklagte Taylorismus in den industrialisierten "technosciences", insbesondere im Bereich der Biologie und Humanmedizin (der medizinisch-industrielle Sektor bindet mittlerweile mehr Kapital als der militärische), trägt maßgeblich zur wachsenden Entfremdung in den Wissenschaften bei. Entsprechend häufiger werden

⁵³ Ebenso steigen Teilzeitarbeit (Talos, 1997: allg. in Ö, Frauen haben 26% Teilzeitquote; 85% der Teilzeitbeschäftigten sind Frauen), geringfügige Beschäftigung (Quote 6,5% 1999, Frauen 72,3%), die Arbeitslosigkeit sowie die Häufigkeit arbeitsloser Phasen, Arbeit im "Freien Dienstvertrag" und von "Neuen Selbständigen" (allg. mehr Männer, Zunahme der "selbständigen" WissenschaftlerInnen vor allem unter den Frauen). Zu den atypisch Beschäftigten zählen weiters die sogenannten "arbeitnehmerähnlichen" bzw. "abhängigen Selbständigen" (insgesamt 32.000; befristet: 7,8%; Frauen 8,4%, Männer 7,3%, davon 41,7% Frauen bzw. 57,8 Männer mit Ausbildungsvertrag). Bei dem atypischen Beschäftigungsverhältnis Telearbeit fällt auf, daß 60% über einen Hochschulabschluß verfügen, die Beschäftigten zumeist männlich sind (81%), sowie jeweils zur Hälfte selbständig bzw. unselbständig erwerbstätig sind. "Rund 90% aller Telearbeiter arbeiten in den Berufsabteilungen 'Gesundheits-, Lehr- und Kulturberufe', 'Mandatäre, Rechts-, Verwaltungs- und Büroberufe', 'Handels- und Verkehrsberufe' und 'technische Berufe'; rund drei Viertel arbeiten im Dienstleistungssektor." (Hammer 1998, zit. nach TALOS, Emmerich (Hg.): *Atypische Beschäftigung. Internationale Trends und Sozialstaatliche Regelungen. Europa – USA*, Wien 1999, S. 263).

WissenschaftlerInnen dort in immer stärker taylorisierten Arbeitsprozessen aber zugleich auch in unsicheren Beschäftigungsverhältnissen eingesetzt, was manche ArbeitssoziologInnen wiederum als Zeichen des Postfordismus deuten. Wird beides zusammengenommen, so kann von einem steigenden Grad der Entfremdung gesprochen werden (der Grad der Unzufriedenheit nicht nur über das übertriebene Arbeitspensum – 60 Wochenstunden sind die Regel – ist unter den MolekularbiologInnen nicht zufällig am größten).⁵⁴

Gleichzeitig monopolisieren diese Bereiche zunehmend den öffentlichen Begriff von "Wissenschaft", sogar in dem von Humboldt geprägten deutschsprachigen Raum, und auch strukturell werden alle Wissenschaften immer stärker am Modell dieser Art von "Sciences" gemessen. Diese Aspekte tragen zur weiteren Entzauberung der Wissenschaft als Einheitsbegriff bei. Allgemein kann von einer Ungleichzeitigkeit der Produktionsweisen bzw. von einer Verschiedenheit der Arbeitsweisen und -verhältnisse, nicht nur gemäß der Disziplinen bzw. Subdisziplinen, sondern auch gemäß Technik und Methode sowie gemäß der Tatsache, ob die "Produkte" für den Bildungs-, den Kultur- oder den kapital- und produktionsmittelintensiven Konsumgütermarkt bzw. die Industrie (Patente) hergestellt werden. Zugleich ist es seit dem Aufstieg der Kulturindustrie schwierig, genaue Trennlinien zu ziehen. Auch verschieben sich mit der Entstehung neuer gesellschaftlich verwerteter und auch in kapitalistischen Termini verwertbarer Kultur- und "Wissens"-Arbeit die Trennlinien zwischen humanistischem bzw. "noblessebehaftetem" "nonprofit"-Sektor und den gewinnorientierten Arbeitsfeldern. Verhältnismäßig zunehmend zum Rückzug des Staates aus seiner Verantwortlichkeit gegenüber dem Erhalt und der Erweiterung des "kulturellen Erbes" werden ehemalige "nonprofit"-Bereiche ebenso unter das Diktat der Verwertbarkeit und Verkäuflichkeit gestellt. Nur noch der Lehrsektor, also vor allem der Unterricht, unterstehen dem klaren Bildungsauftrag des Staates; doch ist auch hier eine beginnende Tendenz zu Privatisierung, Globalisierung und Auslagerung (Lehrveranstaltungen über das Internet) sowie zum Rückgriff auf weitgehend unabgesicherte "freie" Arbeitskräfte zu bemerken.

Die heute vertrauten Modi der Ressourcenverteilung sind an Verortung und Tradition, an Lobbying der Disziplinen durch ihre amtstitelmäßig ausgezeichneten Vertreter sowie an die unmittelbare Verwertbarkeit der Forschung gebunden. Sie lenken implizit Entwicklungen, ohne explizite Beratung darüber, was gesellschaftlich langfristig gebraucht und gewünscht wird. Der Aufbruch dieser starren Pfründewirtschaft und Standespolitik bzw. die Vorherrschaft derartigen Lobbyings kann nur positiv für die Dynamik zwischen Wissenschaft und Gemeinwohl sein. Diese Dynamik der Bildung wird einer immer rasanteren und unüberlegteren Technikentwicklung unterworfen, sowie der Abhängigkeit zwischen Wissenschaft und Wirtschaftswachstum, sprich: einem kapitalistisch-oligarchischem

⁵⁴ Hierbei ist allerdings auf die Entwicklungen in der Laborautomatisierung zu verweisen, die derartige Tätigkeiten von überqualifizierten ForscherInnen auf Maschinen bzw. Roboter übertragen.

Profitdenken. Deshalb wird sie leider zunehmend als Marginalie der Politik gehandelt, die Wissenschaftspolitik und Forschungsförderung immer stärker auf "technosciences" konzentriert, ja reduziert.

Das Phänomen der Sozialhilfe für die "Elite" ist ein zugespitztes Zeichen für den verfallenden Noblesse-Charakter der Wissenschaft in einer kapitalistisch-oligarchisch organisierten Gesellschaft, in der das nicht monetär quantifizierbare "Gut" seine ProduzentInnen zunehmend der Verarmung preisgibt. Dazu kommt, daß Kulturpolitik – in dessen Bereich nichtanwendungszentrierte Forschung fällt – in den letzten Jahren selbst an Konturen verlor. Selbst naturwissenschaftliche GrundlagenforscherInnen müssen sich gefallen lassen, daß der Eindruck entsteht, sie würden allein im Rahmen eines schlecht durchdachten kulturellen Selbstanspruchs wie Folklorehüter der "advanced sciences" gehalten werden.⁵⁵

Vor diesem Hintergrund wird die Heterogenität der Lage, der unterschiedliche Zufriedenheitsgrad mit der eigenen Situation der Externen/Freien deutlicher.

Trotz dieser Ausbeutungsverhältnisse in bestimmten Forschungskontexten und -institutionen ist das in der gesellschaftlichen Arbeitsteilung übliche Mißverhältnis zwischen Entfremdungsgrad der Arbeit und Bezahlung im Bereich der Wissenschaft und Forschung nicht so stark akzentuiert: Während generell in der Bewertung der entlohnten Arbeit die entfremdende Arbeit am schlechtesten entlohnt wird, und die Arbeit, die eher zur persönlichen Entfaltung beiträgt, nicht nur finanziell sondern auch symbolisch am höchsten honoriert wird, werden in den Wissenschaften die Forschungstätigkeiten für die Industrie oder den sozioempirischen Studienmarkt, trotz eines relativ hohen Ausbeutungs- und Entfremdungsgrades gerade bei jungen ForscherInnen, und vor allem die angewandte Forschung im allgemeinen besser entlohnt, als die mit Muße und Kreativität verbundenen Forschungstätigkeiten in den theoretischen sowie in den Geistes- und Kulturwissenschaften, in denen noch eher Selbstverwirklichung anstelle profitorientierter Karriere gesucht und zuweilen gefunden wird. Da in diesen Bereichen die Qualifikationsphase jedoch eine viel längere ist, werden geringe bis keine Bezahlung für Forschungstätigkeit, Vorträge und Veröffentlichungen aufgrund der Notwendigkeit der Akkumulation von symbolischem Kapital in Kauf genommen, wie Bourdieu dies bereits dargelegt hat.⁵⁶

Diese schier unentwirrbare Dialektik zwischen (Un-)Verwertbarkeit, Autonomie/Entfremdung und Notwendigkeit/Muße wird in Momenten der Neuordnung der Arbeit besonders akut, insbesondere

⁵⁵ Daß die Rhetorik der "nur Versorgungsposten" bezüglich unbefristeter, aber sogar bezüglich befristeter Stellen aus öffentlicher Hand nunmehr auch von jenen gebraucht wird, die selbst lebenslänglich Posten bekleiden, die sie als solche der Versorgung bezeichnen, ist symptomatisch für diese Situation, in der das beamtete Bildungsbürgertum sich selbst entlegitimiert, ja abschafft, ohne es wirklich merken zu wollen.

⁵⁶ Vgl. vor allem BOURDIEU, Pierre: Homo Academicus, Frankfurt am Main (1984) 1989.

deshalb, weil es keinen absoluten, überzeitlich gültigen Maßstab für die Bewertung und Berechnung von Arbeit gibt⁵⁷, der in solchen Umbruchsituationen als Ausgangspunkt zur Neuorientierung und -ordnung herangezogen werden könnte. Neustrukturierung kann nur relational stattfinden und sollte expliziter prozessual sowie gemeinschaftlich gestaltet werden.

Die zunehmende Umsetzung von Evaluierungsformen bedarf zur Formulierung sinnvoller Kriterien eines ständigen Reflexions- und Diskussionsprozesses, der insbesondere die Gefahr der ausschließlichen Fixierung von für heterodoxe und heterogene Lehrmeinungen und -praktiken unangemessen Mainstreamkriterien bannen soll.⁵⁸

Je offener das Spiel der Ein- und Ausstiege innerhalb eines Berufsfeldes, desto leichter sei es für die Arbeitslosen sich einzumischen, und desto schwächer wird die Langzeitarbeitslosenrate im Verhältnis zur Gesamtarbeitslosenrate sein.⁵⁹ Die Schere zwischen Jobholdern und Langzeitarbeitslosen stehe also in direktem Zusammenhang mit Offenheit bzw. Geschlossenheit der Arbeitsmärkte. Der Hochschularbeitsmarkt in Österreich gehört zu den geschlossensten. Mobilität und Migration sind daher hier im Gegensatz zu Deutschland oder den USA fast ausschließlich auf die außeruniversitären bzw. befristeten DrittmittelforscherInnen (oder StipendiatInnen) und die Externen Lehrbeauftragten beschränkt. Die Segmentierung des Hochschularbeitsmarktes wird weiters durch die Personalstruktur (Abhängigkeitsverhältnis ProfessorInnen/unbefristet Beschäftigte - abhängige befristet Beschäftigte) der Universitäten verstärkt. Diese Zweiteilung verschärft sich angesichts gleicher Qualifikationskriterien und oftmals weitgehend gleicher Arbeit bei völlig unterschiedlicher Bezahlung und unterschiedlichem Karriereverlauf; sie verweist auf das allgemeine Problem ungleicher Verteilung regulärer Beschäftigungsverhältnisse und der damit verbundenen sozialen Absicherung, bei der zudem ein signifikantes Geschlechter- und Generationsgefälle zuungunsten von Frauen sowie der jüngeren Generationen konstatiert wurde.

Vor diesem Hintergrund siedeln sich Freiheit und Zwang zwischen kapitalistischer Ökonomie und Selbstbestimmung, zwischen Risiko und Unsicherheit, aber auch zwischen Jugendlichkeit und Erwachsensein an. Das alte, aus der Aufklärung stammende Gegensatzpaar von Autonomie und Heteronomie ist zwar entgegen Marcel Gauchets Behauptung keineswegs verschwunden⁶⁰, vielmehr

⁵⁷ CASTORIADIS, Cornelius: Von Marx zu Aristoteles, von Aristoteles zu uns. In: Ders.: Durchs Labyrinth (I), Stuttgart 1980, S. 221–276, 297–304.

⁵⁸ Dies ging aus dem von Ulrike Felt im Rahmen einer IG-Veranstaltung 1998 gehaltenen Vortrag zur Umsetzung universitärer Evaluierungsmaßnahmen in Forschung und Lehre hervor.

⁵⁹ COHEN, Daniel: Les salaires ou l'emploi? In: Mongin, Olivier (Hg.): Le travail, quel avenir? Paris 1997, S. 83–113.

⁶⁰ GAUCHET, Marcel: La religion dans la dēmocratie. Parcours de la la•citŽ, Paris 1998.

hat es sich gerade für die Gruppe Externer/Freier zu einem zwischen Autonomie und “double-” bzw. “multiple bind” verschoben.

1.2.3.2.2. Forschungs- und Kreativitätsbedingungen

Die signifikante Korrelation zwischen Autonomie und wissenschaftlicher Kreativität wird kaum mehr bestritten.⁶¹ Unklar bleibt, von welcher Autonomie die Rede ist und welche Bedingungen ihr mehr, welche weniger förderlich sind. Die Autonomie, verstanden als selbstbestimmte Forschungsarbeit mit selbstgewählten Inhalten, ist nicht auf die eine oder andere Gruppe beschränkt (Interne/Externe) sondern eher fachspezifisch variierend. Wer in kurzfristigen Verträgen und oftmaliger finanzieller Unsicherheit forscht, sich um diverse Projekte kümmern muß etc., mag zwar Flexibilität und Mobilität sowie eine pluri-perspektivische Methodenwahl entwickeln und seine Arbeitszeit selbst bestimmen (was Universitätsbedienstete im übrigen meist auch können), es ist aber schwierig, in einem derartigen Kontext eine langwierige Auseinandersetzung und besondere Konzentration erfordernde Vertiefung eines Forschungsproblems zu leisten. Dies ist aber gerade für die Entwicklung origineller Forschungsansätze unerlässlich, die ja von ForscherInnen im postdoktoralen Stadium, das heißt für die Habilitation, erwartet werden.

Hier verlaufen die Differenzierungen weniger zwischen Internen und Externen sondern zwischen WissenschaftlerInnen, deren Arbeitsschwerpunkt in der Forschung liegt, wie bei DrittmittelforscherInnen (insbes. über den FWF) oder Universitätsangehörigen, die an vereinzelt Instituten mit wenigen Studierenden angestellt sind (z.B. Theoretische Physik), und solchen, die neben der Forschung und zur finanziellen Absicherung verschiedene Tätigkeiten am offenen Arbeitsmarkt verrichten oder Universitätsangestellten und sogar einigen Externen, die aufgrund eines klaffenden Betreuungsverhältnisses stark mit administrativen Tätigkeiten und/bzw. routinisierter Lehre sowie Prüfungstätigkeit befaßt sind.

Wenngleich der durch die ökonomische und auch karrierebezogene Unsicherheit entstehende Druck für Externe und Freie gewiß einen Zwang darstellt und die Forschungstätigkeit gerade in den letzten Jahren immer stärker zu kompromittieren droht, stellt das Element der Selbständigkeit dennoch einen an Bedeutung gewinnenden Faktor im Selbstverständnis der Externen/Freien dar. Einige eher neoliberal eingestellte Bildungs- und Wissenschafts-forscher schreiben diesem Druck sogar besondere

⁶¹ ENDERS, Jürgen: Die wissenschaftlichen Mitarbeiter, Frankfurt am Main 1996; WEINERT, Franz E.: Der aktuelle Stand der psychologischen Kreativitätsforschung. In: Generations-dynamik und Innovation in der Grundlagenforschung. Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften: Berichte und Mitteilungen, 3, 1990, S. 21-44.

Wirkung auf die wissenschaftliche Produktivität zu.⁶² Hierzu ist allerdings zu bemerken, daß dies, wenn überhaupt, nur in offenen Wissenschaftssystemen und in Ländern mit dichten universellen Grundsicherungssystemen Gültigkeit behaupten kann (wie etwa in den Niederlanden) und nicht in einem Land wie Österreich, in dem diese Bedingungen noch weitgehend fehlen und die Chance auf eine Anstellung, auch nach der Habilitation, aufgrund der abgeschlossenen und pyramidalen Personalstruktur gerade in Zeiten stagnierender Postenentwicklung immer geringer zu werden tendiert. Hier geht selbst für die "Erlesenen" unter den externen UniversitätsdozentInnen das im deutschen Kontext oft zitierte Spiel von Ausdauer in der Qualifikation, hoher Selektivität und möglicher Entschädigung durch eine Professur selten auf, Nachwuchsförderung geht dementsprechend massiv ins Leere oder ins Ausland.

⁶² S_ZRENSSEN, Aage: Wissenschaftliche Werdegänge und akademische Arbeitsmärkte. In: Mayer, Karl Ulrich (Hg.): *Generationsdynamik in der Forschung*, Frankfurt am Main 1992, S. 83–109. KERORGUEN, Yan de: Une certaine idŽe de l'innovation. In: *La Recherche*, 309, 1998, S. 18–21

1.3. Die Situierung feministisch Lehrender und Forschender an den Rändern des Wissenschaftsbetriebs

Mehrere Faktoren – sowohl hinsichtlich der Identitätsstrukturen externer LektorInnen und freier WissenschaftlerInnen als auch hinsichtlich der ökonomischen Verhältnisse – weisen auf eine Zuspitzung der beruflichen Situation von feministisch lehrenden und forschenden Freien Wissenschaftlerinnen hin. Dies ist zwar nicht direkt aus den Ergebnissen der quantitativen Analyse unserer Fragebögen⁶³ zu schließen, da Lehr- und Forschungsinhalte nicht abgefragt wurden. Jedoch deutet die Relevanz des sogenannten “Frauentopfes” für die Finanzierung von Lehraufträgen aus Sondermitteln⁶⁴, insbesondere an der Grund- und Integrativ-wissenschaftlichen Fakultät, auf eine solche Zuspitzung hin. Das heißt für das hier vorliegende Forschungsprojekt, daß sich an einem mindestens für die letzten 30 Jahre wissenschaftlich, wissenschaftspolitisch und gesellschaftspolitisch hochrelevanten Lehr- und Forschungsinhalt die Ambivalenz der beruflichen Identität und soziökonomischen Situation der gesamten Berufsgruppe in zugespitzter Form zeigen läßt. Dabei kann und soll es hier keineswegs um eine Potenzierung von Marginalisierungsverhältnissen gehen, sondern um ein besseres Verständnis der derzeitig zum Teil höchst widersprüchlichen Verhältnisse und Strukturen des österreichischen Wissenschaftsbetriebs. Mittels dieses Fokusses auf feministisch orientierte Lehre und Forschung sollen Chancen der Veränderung im universitären Feld und Notwendigkeiten des Eingreifens evident werden. Um dieser These genauer nachzugehen, werden im Folgenden detailliertere Thesen über die Situierung von feministisch Lehrenden und Forschenden im Wissenschaftsbetrieb aufgestellt. Anhand anderer, schon vorliegender Untersuchungen werden sechs wesentliche Faktoren identifiziert und die Zuspitzungsthese überprüft. Zunächst wird hierfür der historische Zusammenhang zwischen Frauenbewegung, Demokratisierung der Universitäten in den 70er Jahren und der Entwicklungsgeschichte neuerer feministischer Wissenschaften umrissen, jedoch nur insoweit es für das hier zu erörternde Problemfeld unmittelbar relevant ist.

⁶³ Siehe Kapitel 8.2.2.

⁶⁴ Ebd. Frage 6

1.3.1. Verortung feministischer Wissenschaften im Wissenschaftsbetrieb

Im Zuge der Demokratisierung und Öffnung der österreichischen Universitäten in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts gelangten zum ersten Mal in der Geschichte der modernen Universitäten in einem quantitativ beachtlichen Ausmaß Frauen an diese gesellschaftlich maßgeblichen Orte der Wissensproduktion und Wissensvermittlung. Im Laufe der 80er Jahre kam es in einigen Disziplinen sogar zu einem ausgewogenen Geschlechterverhältnis, was die Anzahl der Erstinskription betrifft.⁶⁵ Aufgrund der quantitativen Relevanz von Studentinnen an den Universitäten einerseits und der qualitativen Relevanz einer neu erwachten Frauenbewegung andererseits wurde die Notwendigkeit und die Möglichkeit einer feministischen Kritik und Transformation der Wissenschaften offensichtlich. Dabei war das Ziel trotz aller Kontroversen von Anfang an weniger eine frauenspezifische Wissenschaft zu begründen als vielmehr die wissenschaftliche Fundierung patriarchaler Herrschaftsverhältnisse aufzudecken und zu überwinden. Das heißt, viel mehr als ein Selbstzweck ist "Feminismus als transformative Politik (...) darauf gerichtet, gesellschaftliche Institutionen zu verändern, jede Form von Unterdrückung zu überwinden, und nicht darauf, bestimmten Gruppen von Frauen innerhalb bestehender Strukturen mehr Raum zu verschaffen".⁶⁶

Inzwischen gibt es eine breite Spanne von Untersuchungen über die Stellung feministischer Wissenschaften in den einzelnen universitären Disziplinen. Bei aller Vielfalt der theoretischen Perspektiven lassen sich verbindende Grundlagen feststellen. So hat feministische Theorie von Anfang an zweigleisig auf die Reduktion von Frauen auf die Entität Geschlecht in wissenschaftlichen Theorien und auf die Subordination von Frauen aufgrund ihres Geschlechts reagiert. Einerseits wird an der diskursiven Relativierung der Geschlechtlichkeit von Frauen gearbeitet, das heißt daran, Persönlichkeitsaspekte für Frauen geltend zu machen, die über das Geschlecht hinausgehen. Andererseits werden Aspekte des Geschlechts von Feministinnen selbst relevant gemacht, insofern es Grundlage epistemischer und sozialer Hierarchisierung ist. Das heißt, es gilt Geschlechtlichkeit in androzentrischen Theorien aufzudecken und deren epistemische Relevanz für wissenschaftliche Aussagen über die Wirklichkeit zu demonstrieren.⁶⁷

⁶⁵SCHANDL, Susanne; Seiser, Gertraud: Quantitative Materialien zur Präsenz von Frauen an Österreichs Hochschulen. In: 100 Jahre Frauenstudium. Zur Situation der Frauen an Österreichs Hochschulen, Wien 1997, S. 55

⁶⁶ LIST, Elisabeth: Denkverhältnisse. Feminismus als Kritik. In: List, Elisabeth; Studer, Herlinde: Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik, Frankfurt am Main 1989, S. 10

⁶⁷ Vgl. HARDING, Sandra: Das Geschlecht des Wissens - Frauen denken die Wissenschaft neu, Frankfurt a. M. u. a. 1994. INTERDISZIPLINÄRE FORSCHUNGSGRUPPE FRAUENFORSCHUNG (IFF): Zweierlei Welten? Feministische Wissenschaftlerinnen im Dialog mit der männlichen Wissenschaft, Frankfurt a. M. 1992. KLINGER, Cornelia: Bis hierher und wie weiter? Überlegungen zur feministischen Wissenschafts- und Rationalitätskritik. In: Krüll, Marianne (Hg.): Wege aus der männlichen Wissenschaft, Pfaffenweiler 1990, S. 21–56.

Außerdem scheint es für feministische Theorien notwendig, neue Verhältnisse zur Entität Geschlecht zu entwerfen. Einer widerlegten androzentrischen Behauptung von Geschlechtsneutralität folgt also keine Forderung nach Geschlechtsneutralität in wissenschaftlichen Theorien, sondern die Forderung nach Offenlegung und Reflexion geschlechtlicher und anderer soziopolitischer Positionierungen. Bemühungen um eine Transzendenz dieser Positionierungen des Erkenntnissubjekts werden dabei auf unterschiedlichen Wegen verfolgt. Eines der zentralen Ergebnisse feministischer Wissenschaften ist die Erkenntnis, daß die epistemische Subjektposition eine soziale und institutionelle Position ist, die einzunehmen nicht nur die Frage eines epistemischen Emanzipationsprozesses ist, sondern immer auch eine soziopolitische Ebene des Aushandelns oder Erkämpfens mit sich trägt.⁶⁸

Feministische Forschung produziert Innovationen also nicht unbedingt in Form technischer oder technologischer Produkte, sondern in Form von neuartigen epistemischen und sozialen Verhältnissen. Hierfür spielt die persönliche Vermittlung im Lehrbetrieb wiederum eine ausschlaggebende Rolle, da innovatives Wissen oft als "stummes Wissen" – in der Wissenschaft genauso wie in technologischen Innovationen nur durch persönliche Präsenz vermittelt werden kann.⁶⁹ Es ist genau diese persönliche Präsenz von Lehrenden, die mit einer feministischen Perspektive forschen, die seit Ende der 70er Jahre massiv von Studentinnen eingefordert wurde. Die vereinzelt Feministinnen innerhalb des Universitätsbetriebs konnten diesen Bedarf in keiner Weise abdecken. In den Studien- und Lehrauftragskommissionen der Fakultäten und Institute wurde der Bedarf kaum gesehen. Dies war 1982 der Anlaß für die damalige Wissenschaftsministerin Herta Firnberg, ein Sonderkontingent zur Förderung der Frauenforschung, den sogenannten Frauentopf, einzurichten.

Da Frauen die Hauptträgerinnen feministischer Lehre und Forschung waren und sind, hatte dies zur Folge, daß Mitte der 80er Jahre die Zahl der weiblichen Lehrbeauftragten und der Frauen, die sich für einen Erwerb in der Wissenschaft entschieden, deutlich zunahm.⁷⁰ Darüber hinaus ist seither jedoch keine statistisch signifikante Steigerung zu vermerken. Verschiedene Untersuchungen weisen ebenso wie ein Blick in die kommentierten Vorlesungsverzeichnisse darauf hin, daß seither weder nicht-weibliche externe LektorInnen, noch WissenschaftlerInnen innerhalb des Universitätsbetriebs zu einem wesentlich größeren Anteil diesen Bereich der Lehre übernommen haben. Daher stellt sich die Frage, unter welchen sozioökonomischen und psychosozialen Bedingungen feministisch Lehrende und Forschende seither arbeiten.

⁶⁸ Vgl. LIST, Elisabeth: Theorieproduktion und Geschlechterpolitik. Prolegomena zu einer feministischen Theorie der Wissenschaften. In: Nagl-Docekal, Herta (Hg.): Feministische Philosophie, Wien 1990, S. 158–183.; ERNST, Waltraud: Diskurspiratinnen. Wie feministische Erkenntnisprozesse die Wirklichkeit verändern, Wien 1999.

⁶⁹ Vgl. FAULKNER, Wendy: Conceptualizing Knowledge Used in Innovation: A Second Look at the Science-Technology Distinction and Industrial Innovation. In: Science, Technology & Human Values, Vol. 19 No. 4, autumn 1994, S. 425–458.

⁷⁰ Vgl. Kapitel 8.2.2. Frage 1 und 8

1.3.2. Feministische Lehrende und Forschende an den Rändern des Wissenschaftsbetriebs

Diese Verknüpfung der Fragen nach der Unterrepräsentanz von Frauen im Wissenschaftsbetrieb und nach der Verortung feministischer Wissenschaften darin, verweist auf die ambivalente berufliche Stellung feministisch Lehrender und Forschender in Österreich. Feministische Inhalte sind also maßgeblich durch Externe Lektorinnen in die österreichischen Universitäten hineingetragen worden. Diese begaben sich in verschiedener Hinsicht damit in eine prekäre berufliche Situation. Sie ermöglichten sich einerseits über die Erarbeitung und Vermittlung einer feministischen Perspektive in den Wissenschaften insgesamt, bzw. in ihrer jeweiligen Disziplin einen kreativen, identitätspolitisch bestärkenden inhaltlichen Zugang zum Wissenschaftsbetrieb.⁷¹ Das bei beruflich abgesicherten Personen auffindbare entsprechend hohe berufliche Selbstbewußtsein fehlt jedoch bei den Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen bzw. kann allenfalls durch ein politisch kämpferisches ersetzt werden, da ihre berufliche Identität ständig in Frage steht und nur situativ oder ambivalent Anerkennung von außen erfährt.⁷²

Eine wesentliche These dieses Forschungsprojekts ist daher folgende: Die Ambivalenz wird wirksam und sichtbar, insofern genau dieser innovative und emanzipatorische Aspekt feministisch Lehrender und Forschender dieselben an den Rändern des Wissenschaftsbetriebs festzuhalten scheint – trotz der Initiativen zur Verankerung feministischer Forschung und Lehre an österreichische Universitäten, die über universitäre Anti-Diskriminierungsmaßnahmen hinauszugehen beanspruchen.⁷³ Inwiefern diese Maßnahmen zusätzlich dazu beitragen, feministische Lehrende und Forschende gerade dort, an den Rändern des Wissenschaftsbetriebs festzuhalten, ist daher eingehender zu diskutieren.

Die weiterführende These lautet daher folgendermaßen: Das Festhalten und Festgehaltenwerden an den Rändern des universitären Wissenschaftsbetriebs passiert für die genannte Personengruppe aufgrund verschiedener Spannungsverhältnisse. Diese bestehen in berufsökonomischen

⁷¹ Vgl. INGRISCH, Doris; Lichtenberger-Fenz, Brigitte: Hinter den Fassaden des Wissens. Frauen, Feminismus und Wissenschaft – eine aktuelle Debatte, Wien 1999.

⁷² Vgl. Kapitel 2.4.

⁷³ Vgl. BIRKHAN, Ingvild: Einleitende Bemerkungen zum Frauenförderungsplan. In: Interuniversitäre Koordinationsstelle für Frauenforschung Wien (Hg.): Information II, 1/1995, Wien 1995, S. 25; FELT, Ulrike: Chancen und Risiken des UOG '93. Zur Situation der Frauen an den österreichischen Universitäten. In: Interuniversitäre Koordinationsstelle für Frauenforschung Wien (Hg.): Information II 1/1995, Wien 1995, S. 9–15; SCHLIESSELBERGER, Eva; Strasser, Sabine: In den Fußstapfen der Pallas Athene? Möglichkeiten und Grenzen des Mentoring von unterrepräsentierten Gruppen im universitären Feld am Beispiel von Frauen in den Kulturwissenschaften, Wien 1998.

Gegebenheiten und Potentialitäten, die einander widersprechen. Es sind diese Widersprüche, die Personen, welche als Externe Lektorinnen feministisch lehren und als Freie Wissenschaftlerinnen feministisch forschen, in ihrer ganzen beruflichen Identität betreffen. Diese ambivalente berufliche Identität, die eben in dieser Hinsicht – und nur in dieser – eine kollektive Identität darstellt, ist zudem in signifikanter Weise zugespitzt: Sie ist nur begrenzt frei gewählt und dennoch ständig von Verlust bedroht.

Verschiedene Faktoren, die für diese Spannungsverhältnisse auslösend oder verstärkend sind, werden im Folgenden näher bestimmt:

Der *erste* Faktor besteht in einer konstant wachsenden Nachfrage (insbesondere von studentischer Seite) nach feministischer Lehre, zum Teil unter den Bezeichnungen “Gender Studies” oder “Frauenforschung”. Diese nach wie vor steigende studentische Nachfrage übt seit nunmehr 25 Jahren immer wieder politischen Druck auf universitäre Gremien aus, die verblüffend konstant resistent dagegen reagieren, feministische Lehre als selbstverständliches Bestandteil jeder Disziplin zu integrieren. Das heißt, die zuständigen Gremien verweigern, bis auf wenige Ausnahmen, den “Ankauf” externer feministischer Lehre, obwohl die jeweiligen Institute und Fakultäten den Bedarf von sich aus nicht decken können. Das vom Wissenschaftsministerium 1982 eingerichtete Sonderkontingent in Höhe von 147 Stunden erwies sich bald als viel zu gering. Denn konzentrierte sich das Sonderkontingent anfänglich nur auf wenige Fachbereiche an der Universität Wien, so weitete sich der BewerberInnenkreis schnell auf andere Fachbereiche und Universitäten aus. Zusätzlich wurden immer wieder Lehrveranstaltungen, die zwar keinen feministischen Ansatz, jedoch eine weibliche Lehrende hatten, aus dem Sonderkontingent Frauenforschung finanziert. Verschärft wurde diese Tendenz durch die dezidiert monolineare Permeabilität des “Frauentopfes”, das heißt, Lehrenden, deren Veranstaltungen einmal aus dem Sonderkontingent finanziert wurden, war es praktisch kaum mehr möglich, eine Veranstaltung aus dem Hauptkontingent finanziert zu bekommen.⁷⁴

Erst 1990 wurde das Sonderkontingent um 53 Stunden auf 200 erhöht. Mit diesen 200 Stunden pro Studienjahr wird seither die externe feministische Lehre in allen Disziplinen an allen Universitäten in ganz Österreich finanziert. Erfolgte die Zuteilung des Lehrauftragskontingents bis zur Novellierung des Dienstrechts und der Implementierung des UOG '93 direkt vom Ministerium an die Universitäten, so sichert nun die Verordnung aufgrund des BGBG (Frauenförderungsplan), ein bestimmtes Kontingent von Lehrauftragsstunden für frauenspezifische/feministische Lehre an den jeweiligen Universitäten. Darüber hinaus haben einzelne Universitäten in ihren Satzungen eine Mindestkontingentierung für

⁷⁴ Vgl. GRIESEBNER, Andrea: Die Wiener Initiative für die Stärkung der Frauenforschung und ihrer Verankerung in der Lehre. Ein Bericht. In: Seiser, Gertraud; Knollmayer, Eva (Hg.): Von den Bemühungen der Frauen in der Wissenschaft Fuß zu fassen. Materialien zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft, Bd. 3, Wien 1994, S. 61-74.

frauenspezifische/feministische Lehre festgelegt. Das UniStG legt außerdem “die Gleichwertigkeit der Frauen- und Geschlechterforschung mit anderen Forschungsbereichen” fest.

Heute, noch einmal fast ein Jahrzehnt später, wird deutlich, daß feministische Lehre inzwischen bis in fast alle natur- und geisteswissenschaftlichen, künstlerischen und technischen Disziplinen Eingang gefunden hat, wenn auch zum Teil unter abenteuerlichen oder stark improvisierten ökonomischen Bedingungen.⁷⁵

Der *zweite* Faktor besteht in der kaum durchgesetzten Verankerung der feministischen Lehre im Curriculum. Gibt es seit 1983 zwar die grundsätzliche Möglichkeit für Studierende, sich feministische Lehrinhalte über eine als Zweitfach gewählte Fächerkombination interdisziplinär prüfungsrelevant zusammenzustellen, so scheiterte dieses Vorhaben bisher oft an der fehlenden Verankerung der Angebote in den Studienplänen und ihrer zum Teil damit verbundenen mangelnden Kontinuität.

Diese mangelnde Kontinuität wirkt sich natürlich auch in einem nicht zu unterschätzenden Ausmaß auf die feministisch lehrenden Externen Lektorinnen aus. Bedeutet ein abgelehnter Lehrauftrag über ein oder mehrere Semester hinweg für alle Externen LektorInnen eine Infragestellung ihrer beruflichen Identität, so bedeutet ein abgelehnter feministischer Lehrauftrag für die betreffende Person zusätzlich – aufgrund der insgesamt umkämpften Stellung feministischer Lehre und Forschung an den Universitäten – eine Verunsicherung bezüglich des konsequenten Weiterverfolgens ihrer wissenschaftlichen Spezialisierung. Das Finden, Erforschen und offensive öffentliche Vertreten eines eigenen fachlichen Spezialgebiets ist jedoch die Grundlage einer wissenschaftlichen Karriere auf der einen Seite und jeglicher Erneuerung und Weiterentwicklung wissenschaftlichen Wissens auf der anderen Seite. Daher wird mit Spannung zu verfolgen sein, welche Konsequenzen die Umsetzung in den Studienplänen des Paragraph 3, Absatz 7 des UniStG über die Grundsätze für die Gestaltung der Studien, insbesondere bezüglich der “Gleichwertigkeit der Frauen- und Geschlechterforschung mit anderen Forschungsbereichen”⁷⁶ für Externe LektorInnen mit feministischem Schwerpunkt in Lehre und Forschung haben wird.

Für viele Fakultäten ist eine Verankerung feministischer Lehre im Pflicht- und Wahlfachbereich in den neuen Studienplänen ein längst überfälliger Schritt zur Sicherung einer qualitativ hochwertigen feministischen Lehre für die Studierenden (wie z.B. Ethnologie, Rechtswissenschaft). In anderen Studienrichtungen müssen bereits bestehende Verankerungen im Curriculum für die neuen

⁷⁵ Vgl. BIRKHAN, Ingvild; Mixa, Elisabeth; Rieser, Susanne; Strasser, Sabine (Hg.): Innovationen 1. Standpunkte feministischer Forschung und Lehre, Wien 1999; HEY, Barbara (Hg.): Innovationen 2. Standpunkte feministischer Forschung und Lehre, Wien 1999.

⁷⁶ RIESER, Susanne; Strasser, Sabine (Hg.): Innen – Außen –Zwischendrin. Perspektiven feministischer Forschung und Lehre 2000. Dokumentation der 5. Österreichischen Wissenschaftlerinnentagung, Wien 19. – 21. November 1998, S. 5

Studienpläne trotz guter Erfahrungen von neuem argumentiert und erkämpft werden (wie z.B. Publizistik). Für manche Universitäten bietet die Notwendigkeit der Erarbeitung neuer Curricula die Chance, feministische Lehre erstmals in ihr Studienangebot aufzunehmen oder umfassend zu koordinieren (wie z. B. Universität für Bodenkultur Wien und TU Wien). Manche Institute gehen weit über solche erste Schritte hinaus. Österreichweiten Pionierinnen-Charakter hat das Projekt feministische Studien am Institut für Erziehungswissenschaften der Universität Innsbruck, wo ab dem Studienjahr 1999/2000 ein Studiengang "Feministische Gesellschafts- und Kulturwissenschaften" als interfakultäres Wahlfach eingerichtet ist, das Studierende aller Fakultäten neben ihrem Hauptfach wählen können. Da das Ganze jedoch nur als sogenanntes kostenneutrales Modellprojekt eingerichtet werden konnte, bleibt offen, wie sich das Projekt auf Österreichs Externe Lektorinnen mit dieser Spezialisierung auswirken wird.

Schon zwischen dem ersten und dem zweiten Faktor wird eine erhebliche Spannung deutlich: Nachfrage, Interesse und Wertschätzung feministischer Lehre von studentischer Seite auf der einen Seite, mangelnde Anerkennung, Etablierung und Kontinuität versprechende Institutionalisierung feministischer Lehre in den Studienrichtungen auf der anderen Seite. Aufgrund der expliziten und analysierten ökonomischen und politischen Sonderstellung von feministischer Lehre im Universitätsbetrieb bestätigt sich an dieser Stelle die These von der Zuspitzung der sozioökonomische Situation und der beruflichen Identität von feministisch orientierten Externen Lehrbeauftragten und Freien WissenschaftlerInnen.

Der *dritte* Faktor besteht in der Ermöglichung des Ablegens von Prüfungen bzw. Schreibens von Seminararbeiten und evtl. Diplomarbeiten oder Dissertationen im Bereich feministischer Forschung. Diese Möglichkeit, sich mit einem feministischen Thema fachlich qualifizieren zu können, ist ein entscheidender Schritt in Hinblick auf die Anerkennung der "Gleichwertigkeit der Frauen- und Geschlechterforschung mit anderen Forschungsbereichen" nach Paragraph 3, Absatz 7 des UniStG.⁷⁷ Schon bei der Auswahl des Dissertationsthemas und insbesondere des Habilitationsthemas, also den beiden entscheidenden Stufen der Initiation in den etablierten Wissenschaftsbetrieb, gibt es ein Auseinanderklaffen zwischen der formellen Möglichkeit einer feministischen Themenstellung und dem informellen Abraten, eine solche Forschungsperspektive zu übernehmen. Dies geschieht oft als gut gemeinter Rat von Seiten potentieller BetreuerInnen in Hinblick auf das Erschweren einer eventuellen wissenschaftlichen Karriere.

Der *vierte* Faktor bezeichnet die wachsende Nachfrage nach feministischer Forschung durch AuftraggeberInnen, die nicht dem universitären Bereich entstammen. Dies sind oft öffentliche Stellen

⁷⁷Vgl. auch RATZER, Brigitte;Mraz, Gabriele: Wie ein Kaktus in der Wüste– Lebenszeichen einer feministischen Technikforschung. In: Hey 1999, S. 63

und Ministerien, für die ein offensichtlicher Bedarf an gesellschaftsorientierter bzw. politikrelevanter feministischer Forschung besteht.⁷⁸ Bei diesen Stellen scheint ein zwingenderer Handlungsdruck als für die Universitäten zu bestehen, die sich als wissenschaftliche Institutionen offenbar nach wie vor auf einer nur mittelbar mit anderen gesellschaftlichen Bereichen verbundenen Reflexionsebene imaginieren können.⁷⁹

Auch zwischen Faktor drei und Faktor vier gibt es ein Spannungsverhältnis, insofern ein offensichtlicher gesellschaftlicher Bedarf an qualifizierten feministischen Forschungen besteht, die Universität als maßgeblicher Ort einer solchen Qualifizierung dieser jedoch nach wie vor ambivalent gegenübersteht. Sowohl dieses als auch das erste Spannungsverhältnis scheint sich in der Person der feministisch Lehrenden und Forschenden zu situieren bzw. auszutragen, die sich ja notwendigerweise in ihrer beruflichen Identität zum Wissenschaftsbetrieb positionieren müssen. Das heißt, auch in wissenschaftspolitischer Hinsicht zeigt sich die prekäre Lage Externer Lehrender und Freier Forschender in zugespitzter Form bei denjenigen mit feministischen Inhalten, da die Abhängigkeit vom politischen Willen inner- und außeruniversitärer EntscheidungsträgerInnen bezüglich Forschungs- und Lehrinhalten evident ist.

Der *fünfte* Faktor bezeichnet die prekäre Art der Finanzierung feministischer Lehre und Forschung durch Sondereinrichtungen, wie zum Beispiel den sogenannten Frauentopf für feministische Lehraufträge oder den gegenwärtigen Forschungsschwerpunkt "Politikrelevante Hochschulforschung: Frauen in Wissenschaft und Forschung" des Wissenschaftsministeriums, der mit einem minimalen Budget fünf Auftragsforschungen mit einer Laufzeit von einem Jahr finanziert. Da in der gegenwärtigen wissenschaftspolitischen Situation feministische Lehre und Forschung sich nur in einem geringen Ausmaß über die Universitäten finanzieren kann, sind feministische Wissenschaftlerinnen in einem erhöhten Ausmaß auf kontinuierliche und verlässliche außeruniversitäre Finanzierung ihrer Lehre und Forschung angewiesen, um nicht durch sogenannte "Brotjobs" von ihrer wissenschaftlichen Arbeit abgehalten zu werden oder völlig in andere Berufszweige abzuwandern.⁸⁰

Diese Finanzierung feministischer Lehre und Forschung in Form von schlecht ausgestatteten kurzfristigen Sondereinrichtungen scheint ebenfalls ein Spannungsverhältnis zwischen finanzieller (wenngleich geringfügiger) Anerkennung und längerfristiger sozioökonomischer Absicherung

⁷⁸ Als Beispiel sei hier auf die laufenden Projekte aus dem Forschungsschwerpunkt "Politikrelevante Hochschulforschung: Frauen in Wissenschaft und Forschung" des BMWV verwiesen.

⁷⁹ Vgl. GEHMACHER, Johanna; Singer, Mona: Feministische Forschung in Österreich. Eine Geschichte zur Fortsetzung. In: LUTTER, Christine; Menasse-Wiesbauer, Elisabeth (Hg.): Frauenforschung, feministische Forschung, Gender Studies. Entwicklungen und Perspektiven, Wien 1999, S. 19–40; KLINGER, Cornelia: Essentialismus, Universalismus und feministische Politik. In: Lutter 1999, S. 95–115

⁸⁰ Vgl. BIRKHAN 1999 und HEY 1999

feministisch Forschender und Lehrender zu bilden, das das Verlassen der Ränder in jede Richtung zu verhindern scheint.

Der *sechste* Faktor betrifft die langfristige Lebens- und Berufsplanung. Einerseits scheint durch die wachsende Nachfrage an feministischer Lehre und Forschung zumindest für viele Frauen in dieser ein vielversprechendes oder zumindest Zukunft verheißendes Berufsbild zu bestehen. Auf der anderen Seite scheinen sich durch eine kontinuierliche Konzentration auf feministische Lehre und Forschung alternative Berufsaussichten stark zu verringern. Zwar betonen die interviewten Wissenschaftlerinnen vieler Studien sehr oft die Zufälligkeit und Unerwartetheit ihrer Karriere, jedoch wurde auch gezeigt, daß dies eher zum zu präsentierenden, bescheidenen Selbstbild einer bestimmten Wissenschaftlerinnen-Generation gehört, als daß es auf eine tatsächliche berufsbiographische Planlosigkeit hinweist.⁸¹ Darüber hinaus scheinen jüngere Wissenschaftlerinnen von Anfang an selbstverständlicher und verantwortungsbewußter mit dem Berufsverlauf umzugehen.⁸²

Dies dürfte bei feministisch Lehrenden und Forschenden ein Spannungsverhältnis zwischen Zukunftsorientiertheit und Fatalismus aufzubauen, dem es dringend Maßnahmen entgegensetzen gilt.

In den beiden vor kurzem erschienenen Bänden der Materialien zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft, Band 9 "Innovationen: Standpunkte feministischer Forschung und Lehre"⁸³ wird deutlich, welche Diskrepanz besteht zwischen der Differenziertheit der disziplinären und transdisziplinären feministischen Ansätze an den verschiedenen Instituten, Fakultäten und Universitäten und ihrer institutionellen und monetären Absicherung.⁸⁴ Gilt der Lehrauftrag bisher generell als klassischer Einstieg in eine universitäre WissenschaftlerInnen-Laufbahn, so muß für den feministischen Lehrauftrag festgestellt werden, daß er bisher eher den Ausgangspunkt für eine marginale Situierung im universitären Wissenschaftsbetrieb darstellt.⁸⁵ Auch in dieser Hinsicht wird die These von der Zuspitzung der ökonomischen und psychosozialen beruflichen Situation, bzw. der Klassen- und Standesposition von mit feministischer Perspektive Lehrender und Forschender unter den Externen LektorInnen und Freien Wissenschaftlerinnen bestätigt.

Nicht unter allen Bedingungen und in jeder Hinsicht ist die Positionierung am Rand des Universitätsbetriebs eine unattraktive. Auf längere Sicht bedeutet für feministisch Lehrende und

⁸¹ Vgl. WETTERER, Angelika: "Es hat sich alles so ergeben, meinen Wünschen entsprechend" – Über die Planlosigkeit weiblicher Karrieren in der Wissenschaft. In: BATHE, Silvia u. a. (Hg.): Frauen in der Hochschule: Lehren und Lernen im Wissenschaftsbetrieb, Weinheim 1989, S. 142–157

⁸² Vgl. INGRISCH 1999, S. 124-128

⁸³ BIRKHAN 1999

⁸⁴ Vgl. BIRKHAN 1999 und HEY 1999

⁸⁵ Abgesehen von KollegInnen, die als sogenannte TrittbrettfahrerInnen sich – von Zeit zu Zeit – den Ruf, feministische Theorie zu lehren, auch gefallen lassen.

Forschende die geringere Eingebundenheit in die institutionellen Zwänge und Riten verkrusteter universitärer Strukturen den Erhalt einer größeren Offenheit gegenüber gesamtgesellschaftlichen Realitäten und internationalen theoretischen und sozialen Bewegungen. Für den einzelnen beinhaltet diese Positionierung also die Möglichkeit, innovativen Impulsen auch längerfristig aufgeschlossen gegenüber zu stehen und sich seine geistige Mobilität zu erhalten. Diese für die österreichische Wissenschaftslandschaft durchaus bedeutsamen Vorteile einer Situierung am Rand können feministisch Lehrende und Forschende jedoch nur nutzen bzw. für alle nutzbar machen, wenn eine wechselseitige Permeabilität des universitären Feldes erreicht werden kann. Ein hierfür erarbeiteter Vorschlag beinhaltet die Gründung von "Marie-Jahoda-Institute" für den geistes- und sozialwissenschaftlichen Bereich und "Lise-Meitner-Institute" für den technisch-naturwissenschaftlichen Bereich, die, ähnlich den Boltzmann-Instituten, im Austausch gegen eine finanzielle und strukturelle Anbindung an Universitätsinstitute für diese einen "brainpool" für den "Gender-Aspekt" darstellen sollen.⁸⁶ Inwiefern Externe LektorInnen und Freie WissenschaftlerInnen mit feministischem Schwerpunkt davon profitieren könnten, müsste konkreter ausgearbeitet werden.

Die soziale Flexibilität, die offenbar notwendigerweise mit der nur bedingt frei gewählten ökonomisch marginalen Situierung im Wissenschaftsbetrieb einhergeht, nutzen feministische Wissenschaftlerinnen in Österreich noch auf eine andere Weise. In bewährter Weise der Zweiten Frauenbewegung nutzen sie die bestehenden, sogenannten autonomen, feministischen Einrichtungen nicht nur als Orte des Rückzugs und kontinuierlichen inhaltlichen Austausches, an denen die Zugehörigkeit zur einen oder anderen universitären Statusgruppe in den Hintergrund tritt, sondern auch zu institutionellen Kooperationen, die oft aufgrund beidseitiger prekärerökonomischer Lage Veranstaltungen erst ermöglichen. Zahlreiche Berichte in den beiden eben erwähnten Bänden "Innovationen 1 + 2" heben diesen Aspekt des Austauschs zwischen innerhalb und außerhalb der Institutionen angesiedelten Forscherinnen sehr positiv hervor.⁸⁷ Ingrisich/Lichtenberger-Fenz sprechen auch von einem unsichtbaren Geflecht persönlicher Unterstützungsnetzwerke, mittels derer feministische Wissenschaftlerinnen ihre berufliche und persönliche Identität in und am Wissenschaftsbetrieb geschaffen haben.

Dieser auffallend positive Bezug und die dezidierte Rückbindung an Institutionen und Verbindungen der feministischen Bewegungen widerspricht nicht nur allen Grabreden, die der Frauenbewegung in den letzten Jahren gehalten worden sind, sondern stellt eine Kehrseite der Zuspitzungsthese dar, insofern feministische Externe Lektorinnen und Freie Wissenschaftlerinnen ihre nur bedingt frei gewählte Positionierung am Rand des Universitätssystems vielfältig und kreativ zu nutzen wissen.

⁸⁶ Vgl. Weißbuch, S. 61

⁸⁷ Vgl. hierzu auch RIESER 1998; INGRISCH 1999, S. 233-251

1.4. Kontinuität und Segmentation – Zu Arbeitswelt, Arbeitsmarkt und Auftragsmarkt für Externe LektorInnen/Freie WissenschaftlerInnen

“Wissenschaft als Beruf” erscheint immer noch – trotz der innigen Warnungen vor Brotlosigkeit und Frustration, mit denen der berühmte, 1919 gehaltene Vortrag Max Webers anhebt⁸⁸ – allein im Rahmen eines geschützten, internen Arbeitsmarkt wie ihn Universitäten und grundlagenfinanzierte außeruniversitäre Forschungseinrichtungen bieten, denkbar. Der Arbeitsmarkt für WissenschaftlerInnen kann als Musterbeispiel für den “internen” bzw. “ersten” Arbeitsmarkt im Rahmen der segmentationstheoretischen Ansätze der Arbeitsmarkttheorie gesehen werden. Insgesamt zeichnen sich ForscherInnenkarrieren aus durch

- hohe Zugangsbarrieren
- vergleichsweise hohes Einkommen und
- hohe Beschäftigungsstabilität (bzw. geringes Arbeitslosigkeitsrisiko).

Alle drei Charakteristika verdanken sich dem Ausschluß von Marktmechanismen durch institutionelle Vorkehrungen (z. B. Beamtenrecht, gewerkschaftliche Organisation usw.).

Daß WissenschaftlerInnen zu den vergleichsweise privilegiertesten gesellschaftlichen Klassenfraktionen gehören, wird gemeinhin mit der relativen Seltenheit ihrer Qualifikationen bzw. mit den hohen individuell und kollektiv erbrachten Investitionen in das spezifische “human capital” in Zusammenhang gebracht und damit die Position der “Insider” gegenüber der Position der “Outsider”⁸⁹ stark privilegiert. Die vorliegende Studie zu Selbstverständnis und Situation Externer LektorInnen und Freier WissenschaftlerInnen versucht nun, diesen notwendigerweise bestehenden externen, “zweiten” Arbeitsmarkt in den Blick zu bekommen, der sich einerseits – hinsichtlich der ausgeführten Tätigkeiten und den Arbeitsbedingungen – nur graduell vom internen, “ersten” Arbeitsmarkt unterscheidet (vgl. dazu das folgende Kapitel 1.4.1.), der sich aber andererseits völlig gegensätzlich bzw. komplementär zum geschützten Bereich verhält: Vorteile des geschützten Bereichs lassen sich über weite Strecken als institutionalisierte Benachteiligungen des ungeschützten Bereichs interpretieren.

Während die relative Entwertung akademischer Bildungstitel durch die massive Expansion des tertiären Bildungsbereichs in zahlreichen Studien beschrieben wurde⁹⁰, fand die analog verlaufende

⁸⁸ WEBER, Max: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Tübingen 1988, S. 582-613

⁸⁹ die – wie in kulturellen Produktionsfeldern üblich – weitgehend unsichtbar bleiben, als Ausgeschlossene nur bedingt durch Aufzeichnungsinstrumente – wie etwa der Arbeitslosenstatistik – dem Feld zugerechnet werden, sondern zumeist – allein durch das Merkmal Studienabschluß identifizierbar – in anderen Berufsfeldern aufgehen.

⁹⁰ Vgl. z. B. die klassischen Studien zur Inflation der Bildungstitel: BOURDIEU, Pierre; Boltanski, Luc; Saint Martin, Monique de; Maldidier, Pascale: Titel und Stelle – Über die Reproduktion sozialer Macht, Frankfurt am

Expansion der wissenschaftlichen "work force" weit geringere Aufmerksamkeit. "Zwischen 1976 und 1986 stieg die Zahl der reinen ForscherInnen [weltweit] von einer Million auf über zwei Millionen an. Und heute [Mitte der 90er Jahre] sind es mehr als drei Millionen, von denen rund ein Drittel in den USA arbeitet."⁹¹ Sofern es in der – wie es ein zu Beginn der 90er Jahre entwickeltes Konzept der OECD nennt – "knowledge based economy" gar nicht zu viele ForscherInnen geben kann, weil implizit angenommen wird, daß alle ForscherInnen beschäftigt und folglich produktiv sind, weil der Status "ForscherIn" – und dem englischen Sprachgebrauch von "scientist" folgend sind im wesentlichen allein NaturwissenschaftlerInnen und VertreterInnen der "technosciences" gemeint – überhaupt nur über die Einnahme eines Arbeitsplatzes innerhalb einer Forschungsinstitution (universitär, außeruniversitär, betrieblich) erfaßt wird, wird das explosionsartige Wachstum als völlig unproblematisch erlebt und hinsichtlich seiner Auswirkungen auf die Laufbahn- und Einkommenssituation der betroffenen Individuen nicht hinterfragt.

Aber nicht nur die Gruppe der "scientists", auch die Gruppe der "scholars" – ForscherInnen in den Sozial-, Geistes- und Kulturwissenschaften – haben ein exponentielles Wachstum erfahren. Werden auch nur die Ausweitung der Dienstposten für universitär Lehrende und Forschende in den sogenannten Geisteswissenschaften herangezogen, zeigt sich ein außerordentliches Wachstum seit den 60er Jahren.⁹²

Trotz des massiven, weiterhin ungebrochenen Anstiegs der Zahl der Forschenden, bleibt ein Modell, wie im folgenden kurz mehr karikiert als skizziert, für die vielen forschungspolitischen Überlegungen prägend: "große" Forscherpersönlichkeiten sind selten, ihnen ist jedoch das Gros allen wissenschaftlichen Fortschritts zuzuschreiben. Der Staat setzt sie an privilegierte Positionen mit großer Machtfülle – insbesondere, was die Reproduktion der Disziplin und die Lehre betrifft –, stellt außerordentliche Mittel (Personal, Infrastruktur) zur Verfügung und sorgt für ein vergleichsweise hohes, von verschiedenen Privilegien (z. B. Pensionsregelungen) begleitetes Einkommen.

Während sich Elemente der alten Ordinarienuniversität aufgrund des bloßen Wachstums des Wissenschaftssystems aufgelöst haben – in einem System, mit einigen dutzend gleichrangigen Mitspielern lassen sich nicht dieselben Strategien verfolgen, wie in einem Feld, das nur wenige, oftmals sogar öffentlich bekannte Großordinarien kennt – haben sich die Grenzen zwischen privilegierten "Insidern" gegenüber der prekären Situation der "Outsider" vermutlich verschärft, bzw. werden nun erstmals KonkurrentInnen innerhalb des wissenschaftlichen Feldes sichtbar, die – wie

Main 1981. BOURDIEU, Pierre; Passeron, Jean-Claude: Die Illusion der Chancengleichheit – Untersuchungen zur Soziologie des Bildungswesens am Beispiel Frankreichs, Rosenheim 1971.

⁹¹ FELT 1995, S. 45

⁹² Vgl. für Deutschland insbes. WEINGART, Peter u. a.: Die sogenannten Geisteswissenschaften: Außenansichten: Die Entwicklung der Geisteswissenschaften in der BRD 1954 – 1987, Frankfurt am Main 1991.

befristete "DrittmittelassistentInnen", externe LektorInnen oder freie WissenschaftlerInnen – deutlich genug zum Feld gehören (und nicht wie früher mit der Nichtaufnahme in eine untergeordnete Position innerhalb des Felds sofort völlig aus dem Konkurrenzverhältnis ausgeschieden sind), ohne daß allerdings für diese innerhalb des Feldes eine soziale "trajectorie"⁹³ – eine wahrscheinliche soziale Laufbahn – vorgegeben wäre. Das Wachstum macht somit überhaupt erst die Privilegien des internen, "ersten" Arbeitsmarkts im wissenschaftlichen Bereich sichtbar, weil sich Personen unter weitaus schlechteren Bedingungen längerfristig im "Spiel" des wissenschaftlichen Feldes halten und nicht frühzeitig die Bühne verlassen⁹⁴.

1.4.1. Budget und Budget – ein Modell des Zusammenhangs zwischen Struktur der Zeitkontingente und Struktur des Einkommens

Externe LektorInnen/Freie ForscherInnen unterscheiden sich von beamteten universitären ForscherInnen oder ForscherInnen, die an einer grundlagenfinanzierten Institution der außeruniversitären Forschung unbefristet angestellt sind (z. B. Forschungszentrum Seibersdorf, Institut für Höhere Studien usw.) hinsichtlich ihrer Einkommens- und Arbeitsbedingungen nicht grundsätzlich, sondern graduell.

Bei zwei wesentlichen Dimensionen der Arbeitsbedingungen von ForscherInnen bietet es sich an, die Unterschiede zwischen fest an einer Universität oder Forschungsinstitution angestellten, in Lehre und Forschung Tätigen einerseits und Freien ForscherInnen/Externen LektorInnen andererseits durch die Zugrundelegung eines Kontinuums zu erfassen und somit vorerst als nur graduell bestimmen. Diese beiden Dimensionen sind:

- Struktur und Umfang des Zeitbudgets
- Struktur und Umfang der Einkünfte

1.4.1.1. Umfang und Struktur des Zeitbudgets

⁹³ Vgl. BOURDIEU, Pierre: Les règles de l'art. Genèse et structure du champ littéraire, Paris 1992, insbes. S. 359ff.

⁹⁴ Vgl. für die Argumentation exemplarisch BOURDIEU 1989

Zu den beruflichen Aufgaben einer ForscherIn gehören nicht nur die *direkt* der Forschungsarbeit gewidmeten Arbeitseinsätze, sondern insbesondere auch Arbeitseinsätze, die notwendig sind, um

- die materiellen *Ressourcen* für die Forschung zu *akquirieren*,
- die gewonnenen *Ergebnisse* unterschiedlichen Foren zu *vermitteln* (Peers des gleichen Forschungsschwerpunktes, FachwissenschaftlerInnen mit anderen Schwerpunkten, WissenschaftlerInnen anderer Disziplinen, fortgeschrittenen StudentInnen, StudienanfängerInnen usw.)
- die sich aus der Forschung, Vermittlung und – falls eine Lehrtätigkeit ausgeübt wird – Lehre ergebenden *Verwaltungsaufgaben* zu erfüllen, sowie
- eine hinreichende Einbindung in wissenschaftliche *Netzwerke* sicherzustellen.

Analytisch lassen sich somit jene Zeitbudgetanteile, die direkt der eigentlichen Forschung gewidmet sind, von jenen unterscheiden, die für die anderen Aufgabenbereiche aufzuwenden sind. Weiters lassen sich die Unterschiede in der Verteilung der Zeitaufwände zwischen den sonstigen Aufgaben dazu heranziehen, Arbeitsbedingungen von ForscherInnen je nach Schwerpunktbildung bei den sonstigen Aufgaben zu klassifizieren.

Generell muß weiters ein relativer Vorrang der direkten Forschungsinvestitionen vor den sonstigen Aufgaben angenommen werden: sinken die direkten Forschungseinsätze in absoluten Zahlen über längere Zeiträume unter einen Minimalwert – und bei diesem werden zwischen den Disziplinen Unterschiede bestehen –, dann muß davon ausgegangen werden, daß sich eine Rollenkonversion vollzogen hat, die Rollendefinition nicht mehr über die Forschungsleistung, sondern über andere Schwergewichte (Administration, Unternehmerschaft) erfolgt. Daraus folgt weiters, daß auf ein wesentliches Ansteigen der absoluten Arbeitsbelastung mit den “ergänzenden” Aufgaben regelmäßig mit einer Erhöhung der Gesamtarbeitssätze reagiert werden muß, weil sonst die Mindesteinsätze an “direkter” Forschungsleistung nicht mehr erbracht werden können. Können massive, dauerhafte Erweiterungen der “ergänzenden” Aufgaben nicht mehr durch eine Ausweitung der Arbeitseinsätze ausgeglichen werden, führt das zwangsweise zu einer zumindest phasenweisen Aufgabe der ForscherInnenrolle.

1.4.1.1.1. Unterschiede im Umfang der Arbeitseinsätze

Hinsicht des *Umfangs* der Arbeitseinsätze zwischen universitären bzw. festangestellten ForscherInnen und Freien WissenschaftlerInnen/Externen LektorInnen muß kein prinzipieller Unterschied

angenommen werden: Prinzipiell ist anzunehmen, daß in beiden Gruppen die quantifizierten Arbeitseinsätze eine ähnliche Spannweite aufweisen, insbesondere auch Universitätsangehörige zu guten Teilen weit höhere Arbeitseinsätze erbringen, als ihrer bezahlten Arbeitszeit entsprechen würde. Strukturell jedoch sind die Zwänge, besonders hohe Arbeitseinsätze zu erbringen, für freie WissenschaftlerInnen/externe LektorInnen deutlich höher, weil die Absicherung ihrer Position allein in einer permanenten Erfüllung aller Aufgabenbereiche einer wissenschaftlichen Tätigkeit besteht und die Risiken, die aus einer kurzfristigen Vernachlässigung eines der Aufgabenbereiche erfolgt, sehr hoch sind.

Beispiele für diesen Unterschied liegen auf der Hand: Beispielsweise brauchen an Universitäten beschäftigte ForscherInnen zwar öffentliche und private Drittmittel, um MitarbeiterInnen zu beschäftigen und Sachinvestitionen zu tätigen; trotz allem können sie die Intensitäten des Antragswesens weitgehend autonom steuern bzw. hängen sie selbst in ihrer ökonomischen Existenz nicht vom Förderungserfolg ab. Freie WissenschaftlerInnen müssen bei ihrer Akquisitionstätigkeit ständig das Risiko einer möglichen Ablehnung durch parallele Projektbemühungen abzuschwächen und insbesondere eine möglichst ununterbrochene Projektabfolge sicherzustellen versuchen. Damit sind die notwendigen Investitionen in das Arbeitsgebiet Projektabwicklung nicht nur insgesamt höher, sie sind auf jeden Fall auch dringlicher und müssen in jedem Fall neben den sonstigen Aufgaben betreut werden, ohne längerfristig ruhen zu können.

Ein Ansteigen der sonstigen Aufgaben – z. B. durch schärfere Konkurrenzbedingungen bei Akquisition von Projektmitteln – müssen Freie WissenschaftlerInnen/Externe LektorInnen somit immer mit einer Erhöhung ihrer Gesamtarbeitseinsätze beantworten. Führt eine Überbeanspruchung durch sonstige Aufgaben bei ForscherInnen mit gesicherten Positionen tendenziell zu einer – zumindest zeitweiligen – Aufgabe ihrer Forschungsaktivitäten, zwingt eine solche Freie ForscherInnen tendenziell – wenn die Möglichkeiten einer Intensivierung der Arbeitseinsätze erschöpft sind – zu einer generellen Aufgabe ihrer Laufbahn, weil ein Großteil der Einkünfte direkt an das Erbringen von Forschungsleistung geknüpft ist (Abgabe von Zwischen- und Endberichten, Verweisen auf Publikationen usw.), somit ein Zurückschrauben der Produktion im engeren Sinn nicht möglich ist.

1.4.1.1.2. Unterschiede in der Struktur des Zeitbudgets

Hinsichtlich der Struktur des Zeitbudgets erscheinen die prinzipiellen Unterschiede zwischen den fest angestellten ForscherInnen insgesamt bedeutsamer als die Unterschiede zwischen fest angestellten

ForscherInnen und Freien ForscherInnen/Externen LektorInnen. Insbesondere liegen die Unterschiede auf unterschiedlichen Ebenen.

Drei Faktoren bestimmen die völlig unterschiedlichen absoluten Aufwendungen, die für Teile der sonstigen Aufgaben innerhalb einer ForscherInnenkarriere aufzuwenden sind:

- Umfang notwendiger Mittelakquisition und damit verbundene Aufwendungen (Anträge, Vor- und Abstimmungsgespräche, Pflege von Unternehmenskontakten usw.)
- Umfang der Lehrtätigkeit, nicht nur hinsichtlich der geleisteten Wochenstunden, sondern insbesondere hinsichtlich der Zahl der dabei betreuten StudentInnen (Anzahl der regulären und außertourlichen Sprechstunden, Korrektur von Übungen, Vorbereitung von Studienmaterialien und Referatsthemen, Abnahme von schriftlichen und mündlichen Prüfungen, Betreuung von DiplomandInnen und DissertantInnen usw.)
- Umfang der Verwaltungsleistungen: Sowohl mit der Administration von Projekten (Abrechnungen usw.) als insbesondere auch mit der Administration von Studienangelegenheiten (Zeugnisse, Bestätigungen usw.) sind große zeitliche Belastungen verbunden, die insbesondere dann zu Buche schlagen, wenn keine Unterstützung durch Sekretariate zur Verfügung steht.

Hinsichtlich der genannten Faktoren bestehen zwischen den Disziplinen, aber auch innerhalb der Disziplinen, zwischen den Instituten große Unterschiede.

Die Intensität der einzuwerbenden Mittel für Personal- und Sachaufwendungen kann völlig unterschiedliche Ausmaße annehmen, wobei die Grenze keinesfalls allein zwischen Geistes- und Sozialwissenschaften einerseits und den Naturwissenschaften andererseits verläuft, sondern in allen Bereichen sowohl ressourcenintensive als auch – abgesehen von den Zeitressourcen der EinzelforscherIn –ressourcenneutrale Forschungsvorhaben realisiert werden und lediglich eine unterschiedliche Häufung zwischen aufwendigen/wenig aufwendigen Projekten besteht.

Ebenso völlig unterschiedlich ist die Arbeitsbelastung durch die Zahl der an Lehrveranstaltungen partizipierenden StudentInnen, wobei auch hier innerhalb der Disziplinen stark unterschiedliche Belastungen bestehen, insgesamt aber die Belastung insbesondere in den Sozial-, Kultur- und Geisteswissenschaften sehr hoch ist.

Die Belastungen durch Verwaltungsaufgaben hängen neben der Ausübung von Funktionen im Rahmen der Universitätsverwaltung (Funktionen in Gremien usw.) insbesondere auch von der Verfügung über SekretariatsmitarbeiterInnen ab und sind somit vor allem auch an den Rang in der Universitätshierarchie gekoppelt.

Ein Vergleich bezüglich der Struktur des Zeitbudgets zwischen universitären ForscherInnen und Freien ForscherInnen/Externen LektorInnen wird sich folglich auf die Analyse bestimmter strukturell bedingter Unterschiede festlegen müssen:

- Die Beanspruchung durch die Lehre und die StudentInnenzahlen wird bei externen LektorInnen insgesamt deutlich seltener von besonderer Bedeutung sein als bei fest angestellten Lehrenden. Dies ändert sich allerdings immer dann, wenn Externe LektorInnen zur Abdeckung des Lehrangebots mit hohen Studierendenzahlen (insbesondere einführende Lehrveranstaltungen) herangezogen werden.
- Die Beanspruchung durch die Akquisition von Forschungsmitteln wird insgesamt deutlich häufiger wesentliche Zeitressourcen binden, und zwar unabhängig von den Disziplinen, weil die Sicherstellung der ökonomischen Grundlagen für die Forschungstätigkeit bereits bei der eigenen Bezahlung beginnt und zugleich durch eine breite Anlage möglicher Einnahmequellen (Diversifizierung der Geldgeber: Antrags- und Auftragsforschung, wissenschaftsnahe Dienstleistungen und Publizistik; Diversifizierung der Forschungsschwerpunkte) die Risiken, an der Weiterfinanzierung der eigenen Tätigkeit zu scheitern, minimiert werden müssen.
- Die Beanspruchung durch Verwaltungstätigkeit wird insgesamt hoch sein, und zwar trotz des weitgehenden Fehlens von Belastungen durch Angelegenheiten der Studienorganisation und der universitären Selbstverwaltung. Dem weitgehenden Wegfall dieser Verpflichtungen steht das durchgängige Fehlen der Unterstützung durch ein Sekretariat gegenüber, sowie die durchschnittlich höhere Belastung bei der Projektabwicklung (mehr Anträge, mehr Einzelprojekte) und die Notwendigkeit, eine hinreichende Infrastruktur aufzubauen und zu verwalten (Büroorganisation, EDV, Steuerwesen, Projektabrechnungen usw.).

1.4.1.2. Umfang und Struktur des Einkommens

Einkommen aus wissenschaftlicher Tätigkeit lassen sich zumindest hinsichtlich der folgenden vier Dimensionen beschreiben:

- des Gesamtumfangs
- des Verhältnisses zum Arbeitseinsatzes bzw. eines Verhältnisses zwischen bezahlten Arbeitseinsätzen und unbezahlten Arbeitseinsätzen
- dem Verhältnis zwischen gesicherten Anteilen des Einkommens und "marktabhängigen" Teilen des Einkommens bzw. der Gesicherheit eines Grundeinkommens.
- der erwartbaren Entwicklung des Einkommens im Zeitverlauf.

Wie beim Umfang und der Struktur des Zeitbudgets sind auch die Unterschiede in den zur Beschreibung des Einkommens genannten Dimensionen zwischen den Universitätsangehörigen äußerst groß und nach Disziplinen und Forschungsbereichen ebenso unterschiedlich, wie insbesondere nach Statusgruppen und zu bildenden Dienstaltersklassen differenziert. Beim Gesamtumfang des Einkommens und beim Verhältnis zwischen bezahlter und unbezahlter Arbeit kommt es zu wesentlichen Überschneidungen zwischen "internen" ForscherInnen und Freien ForscherInnen/Externen LektorInnen. Eine vergleichsweise deutliche Trennung kann jedoch hinsichtlich der Dimensionen "Sicherheit des Einkommens" und "erwartbare Einkommensentwicklung" gezogen werden, zumindest wenn nur der Vergleich zwischen unbefristeten universitären Dienstverhältnissen und der Situation Freier ForscherInnen/Externer LektorInnen angestellt wird.

1.4.1.2.1. Gesamtumfang des Einkommens

Die außerordentlichen Einkommensunterschiede zwischen universitären ForscherInnen sind an dieser Stelle nicht von Interesse. Erinnert werden soll nur, daß je nach Disziplin und Statusgruppe neben den staatlichen Vergütungen (Gehälter, Funktionszulagen, Prüfungsgelder usw.) insbesondere die Möglichkeiten, wissenschaftlichen oder wissenschaftsnahen Nebentätigkeiten (Beratung usw.) nachzugehen, stark ungleich verteilt sind bzw. von diesen individuell sehr unterschiedlich Gebrauch gemacht wird. Sofern neben der universitären Tätigkeit wissenschaftliche Leistungen erbracht werden, treten Universitätsangehörige damit – zumindest in wesentlichen Teilbereichen – als unmittelbare KonkurrentInnen zu freien ForscherInnen auf.

Während es im Ausnahmefall Freie WissenschaftlerInnen/Externe LektorInnen geben mag, die deutlich über dem Durchschnittseinkommen der universitären ForscherInnen liegende Einkünfte erzielen, dürfte das Gros der freien WissenschaftlerInnen Gesamteinkünfte deutlich unter dem Durchschnitt der universitären ForscherInnen beziehen. Wird ein Vergleich auf Basis der Laufbahndauer als ForscherIn angestellt, muß davon ausgegangen werden, daß sich die Einkommensunterschiede mit zunehmenden "Dienstalter" deutlich erhöhen.

1.4.1.2.2. Verhältnis bezahlter/nichtbezahlter Arbeitseinsätze

Insgesamt kann davon ausgegangen werden, daß wesentliche Teile der universitären ForscherInnen (insbesondere in frühen Karrierephasen), ebenso wie der freien ForscherInnen, Arbeitseinsätze erbringen, denen keine direkte ökonomische Abgeltung gegenüber steht.

Dafür, den Anteil nichtbezahlter Arbeitseinsätze bei Freien WissenschaftlerInnen/Externen LektorInnen als durchschnittlich deutlich höher anzunehmen als bei Universitätsangehörigen, sprechen zumindest die folgenden Argumente:

- Es fehlt ein Grundeinkommen, d. h. in Zeiten, in denen zwar der Arbeitsprozeß weitergeht (neue Projektanträge, Abschluß von Projekten nach Ablauf der finanzierten Periode usw.), stehen Arbeitseinsätzen überhaupt kein Einkommen gegenüber.
- Die Strategie, durch Investitionen in unterschiedlichen Aufgabenfeldern die ökonomische Sicherheit zu erhöhen, erfordert insgesamt hohe Arbeitseinsätze, die weitgehend unabhängig vom aktuell erzielten Einkommen weiterlaufen müssen, soll eine einmal gewonnene Position nicht wieder verloren werden.

1.4.1.2.3. Verhältnis gesicherte/“marktabhängige” Einkommensteile

Das Verhältnis zwischen gesicherten und “marktabhängigen” Einkommensteilen, bzw. das gänzliche Fehlen von gesicherten Einkommensanteilen, muß als einer der entscheidendsten Unterschiede zwischen universitären ForscherInnen und Freien ForscherInnen/Externen WissenschaftlerInnen angesehen werden.

Dieser Unterschied bleibt zentral, auch wenn Teile der Universitätsangehörigen Einkommen aus nebenberuflicher wissenschaftlicher Tätigkeit ziehen und diese Einkommensteile als “marktabhängig” zu bezeichnen sind und andererseits ein Teil der Externen LektorInnen Lehraufträge erfüllen, auf deren Erteilung sie weitgehend sicher bauen können und somit über einen sicheren Einkommensteil verfügen.

1.4.1.2.4. Erwartbare Einkommensentwicklung

Neben dem Fehlen einer ökonomischen Grundsicherung stellt das Fehlen einer absehbaren Einkommensentwicklung den wesentlichsten Unterschied zwischen universitären ForscherInnen und Freien WissenschaftlerInnen/Externen LektorInnen dar. Während sich bei unbefristet an der Universität Lehrenden bzw. Forschenden das Grundgehalt vervielfacht, können Freie WissenschaftlerInnen/Externe LektorInnen auf keinerlei sichere Einkommens-zuwächse bauen. Den begrenzten Möglichkeiten, durch Produktivitätssteigerungen und Etablierung höhere Einkommen zu erzielen, stehen insbesondere Einkommensquellen gegenüber, die unabhängig von der Dauer der Tätigkeit gleich hoch bleiben und damit einen Einkommenszuwachs ausschließen (z. B. Sätze des FWF, Vergütung für Lehraufträge). Sofern der Eintritt in eine universitäre Laufbahn für wesentlichen Teile der Freien WissenschaftlerInnen/Externen LektorInnen ein erstrebenswertes Karriereziel bleibt, müssen sie – insbesondere seit der mit 1. 5. 1995 erfolgten Begrenzung der anrechenbaren Vordienstzeiten – auf jede Berücksichtigung ihrer bisherigen wissenschaftlichen Laufbahn verzichten und mit dem Gehalt einer AnfängerIn vorlieb nehmen.

Während so für ForscherInnen in einer universitären Laufbahn vergleichsweise niedrige Anfangsgehälter durch die erwartbaren Einkommenssteigerungen und vorteilhaften Pensionsleistungen aufgewogen werden, fehlt bei Freien WissenschaftlerInnen/Externe LektorInnen dieser Ausgleich.

1.4.2. Zwei Modelle der Freien WissenschaftlerIn/Externen LektorIn

Mit Hilfe der skizzierten Beschreibungsdimensionen lassen sich zwei Modelle der Freien WissenschaftlerIn/Externen LektorIn konstruieren.

Einerseits läßt sich das *Modell "Übergang"* konstruieren; die Position der Freien WissenschaftlerIn/Externen LektorIn wird dabei dezidiert als transitorisch angesehen, als Überbrückung einer Wartezeit auf eine (zumeist) universitäre Karriere.

Andererseits läßt sich ein *Modell "Autonomie"* konstruieren; hier werden die Investitionen darauf ausgerichtet, dauerhaft eine selbständige Position als Freie WissenschaftlerIn zu sichern und die dafür erforderlichen Rahmenbedingungen individuell zu schaffen.

Die beiden Modelle unterscheiden sich grundsätzlich hinsichtlich ihrer rationalen Grundsätze, die im folgenden thesenhaft skizziert werden sollen. Aufgrund der Gegebenheiten ist allerdings davon auszugehen, daß die Mehrheit der Freien WissenschaftlerInnen/Externen LektorInnen die Anforderungen beider Modelle zu erfüllen versucht; diese doppelte Ausrichtung wird als dritter Punkt skizziert.

1.4.2.1. *Modell Übergang*

Sofern die Tätigkeit als Freie WissenschaftlerIn/Externe LektorIn als Übergangphase angesehen wird, die sich gegenüber der angestrebten Beschäftigungsform insbesondere durch ihre Nachteile auszeichnet, ergeben sich daraus zwei Grundsätze:

- Die Phase soll möglichst kurz gehalten werden
- Die getätigten Arbeitsinvestitionen sollen dazu beitragen, die Wahrscheinlichkeit zu erhöhen, daß der Eintritt in eine universitäre Laufbahn gelingt

Arbeitsinvestitionen werden so weit wie möglich an die Anforderungen des universitären Arbeitsmarktes angepaßt, wobei Strategien, die sich an lokalen Forschungsschwerpunkten und sozialen Beziehungen auf Institutsebene ausrichten, von Strategien unterschieden werden können, die sich an überregionalen Trends orientieren und sich um die Anerkennung von international angesehenen FachvertreterInnen bemühen.

Der Umfang der Arbeitseinsätze wird möglichst hoch gehalten. Der Tätigkeitsbereich bleibt vergleichsweise begrenzt und spezifisch auf den akademischen Markt ausgerichtet. Direkte

Forschungsinvestitionen werden gegenüber indirekten Investitionen stark bevorzugt bzw. letztere nur eingeschränkt wahrgenommen. Insbesondere unterbleibt der Aufbau einer eigenständigen Akquisitionspraxis weitgehend. Selbstpräsentation und der Aufbau sozialer Netzwerke erfolgt mit starker Ausrichtung auf bevorzugte bzw. wahrscheinliche universitäre Arbeitgeber.

In dem Maße, in dem davon ausgegangen wird, daß die "Wartephase" relativ kurz andauern wird, werden geringe, studentischen Einkommensniveaus durchaus vergleichbaren Einkommenshöhen akzeptiert, große Anteile der Forschungsleistung unentgeltlich erbracht. Möglichkeiten, kurzfristig höhere Einkommen (z. B. durch Beteiligung an Ausstellungsprojekten, angewandten Forschungsprojekten usw.) zu erzielen, werden dann zurück-gewiesen, wenn diese die Erbringung notwendiger Vorleistungen für den akademischen Markt (z.B. den Abschluß der Dissertation) verzögern und damit die wahrscheinliche Wartezeit verlängern würden.

1.4.2.2. Modell Autonomie

Wenn eine dauerhafte, von Zufällen und persönlicher Willkür von Einzelpersonen weitgehend autonome Position als Freie WissenschaftlerIn/Externe LektorIn aufgebaut werden soll, dann richten sich die Investitionen an folgenden Grundsätzen aus.

- *Sicherstellung* eines weitgehend ununterbrochenen Erwerbs der materiellen und symbolischen Ressourcen (wissenschaftliche Reputation usw.) für eine langfristige, kontinuierliche Forschungstätigkeit
- *Verbesserung* der Arbeitsbedingungen (Ausweitung der Entscheidungsspielräume, Optimierung der Zeiteinsätze (Reduktion der Gesamtbelastung auf ein erwünschtes Ausmaß, Stärkung des Forschungsanteils am Zeitbudget, Erhöhung der bezahlten Anteile) bzw. der Einkommenssituation (insbes. Verstetigung und Steigerung des Gesamteinkommens)

Eine Sicherstellung der Voraussetzungen für eine langfristig kontinuierliche Forschungstätigkeit wird insbesondere durch eine Kombination folgender Einsätze versucht werden:

- besonders hohe Gesamtarbeitseinsätze
- hohe Einsätze für Projektakquisition (Anträge ausarbeiten, KooperationspartnerInnen finden usw.)
- Diversifikation der Arbeitsgebiete bzw. partielle Ausrichtung der Arbeitsschwerpunkte an sowohl im akademischen als auch im nicht-akademischen Bereich nachgefragten Themen
- Diversifikation der Publikationsformen und -foren

- Erschließung des Zugangs zu unterschiedlichen Forschungsfinanzierungsformen (Antragsforschung, Auftragsforschung für öffentliche, semi-öffentliche und private Auftraggeber; wissenschaftsnahe Dienstleistungen usw.)
- Lehrangebote an unterschiedliche Institutionen (unterschiedliche Universitätsinstitute an unterschiedlichen Standorten, Angebote an sonstige öffentliche (Fachhochschulen, Verwaltungsakademie usw.) und private Bildungseinrichtungen (Volkshochschulen; private Seminaranbieter usw.)
- hohe Investitionen in den Aufbau und die Aufrechterhaltung sozialer Netzwerke

Insgesamt sind die Strategien, die eine dauerhafte Existenz als Freie WissenschaftlerIn/ Externe LektorIn ermöglichen sollen, jenen bei der Etablierung in typisch freiberuflichen Berufsfeldern (Steuer- und Unternehmensberatung, Architektur, Graphik usw.) vergleichbar. Hohe Arbeitseinsätze bei vergleichsweise geringem Einkommen werden für den Aufbau einer hinreichenden Marktposition hingenommen. Sofern die Arbeitseinsätze, die nicht direkt der Forschung zugute kommen, insbesondere in der Etablierungsphase besonders hoch sind, besteht die Gefahr, daß es periodenweise zu einem weitgehenden Aussetzen der eigentlichen Forschungstätigkeit kommt.

Bei einer dauerhaften Privilegierung der "Unternehmerfunktion" gegenüber der Forschung muß von einem Rollenwandel gesprochen werden; die Orientierung an der Sicherstellung hinreichender Arbeitsbedingungen wird durch das gewinnorientierte Agieren auf "wissenschaftsnahen" Märkten ersetzt, das Interesse an der eigenen Forschungstätigkeit geht verloren, oftmals werden die eigentlichen Forschungsleistungen weitgehend an Dritte delegiert. Weiters werden Ressourcen (soziale Kontakte, Managementenerfahrung usw.) aufgebaut, die tendenziell die Möglichkeit bieten, in administrative Leitungspositionen zu wechseln und somit endgültig aus einer wissenschaftlichen Laufbahn auszuscheiden.

Ist die Etablierung weitgehend gelungen und damit ein Mindestmaß an symbolischen (Projektleitungen, Publikationen, Kooperationen mit Institutionen, Lehraufträge an unterschiedlichen universitären Einrichtungen usw.) und sozialen Kapitalien sichergestellt, können die Bemühung daran ausgerichtet werden

- den Anteil am Zeitbudget, der für unmittelbare Forschungstätigkeiten zur Verfügung steht, zu erhöhen
- die Tätigkeitsbereiche auf besonders tragfähige Sektoren einzuschränken
- das Einkommen auf einem befriedigenden Niveau zu verstetigen.

1.4.2.3. Doppelte Ausrichtung

Es sind insbesondere zwei Argumente, die erklären, warum die individuellen Strategien von Freien WissenschaftlerInnen/Externen LektorInnen sich am ehesten als ein Kombinationsversuch der skizzierten Modelle, allerdings mit individuell unterschiedlicher Gewichtung, interpretieren lassen:

- die Dauer der "Wartephasen" erscheint als durchschnittlich zu lange, die Wahrscheinlichkeit, eine Position zu erreichen, zu unbestimmt und damit das Risiko, für eine weitgehend durch Einkommensverzicht bestimmte Wartephase keine Gratifikationen zu bekommen (insbesondere, wenn die geleisteten Arbeitseinsätze allein auf einem lokalen, akademischen Markt im Kurs stehen), zu hoch. Um die ökonomischen Bedingungen für längere "Wartezeiten" sicherstellen zu können und die Risiken weitgehend abzufedern, in dem zumindest grundlegende Voraussetzungen für einen Wechsel des Tätigkeitsbereichs geschaffen werden, müssen Elemente des "Modells Autonomie" zwangsläufig Berücksichtigung finden, auch wenn am Eintritt in ein unbefristetes universitäres Dienstverhältnis als Ziel festgehalten wird.

- Die Vorteile einer unbefristeten universitären Position sind so attraktiv, daß auch bei nahezu vollständiger Ausrichtung am Modell "Autonomie" der Einstieg in eine unbefristete universitäre Karriere (insbesondere, wenn diese, z. B. nach Habilitation zur PrivatdozentIn, unmittelbar in einer höheren Statusgruppe erfolgen kann) erstrebenswert bleibt. Da eine relative Ausrichtung am universitären Feld schon deshalb notwendig ist, weil in diesem Kooperationspartner für wesentliche "Geschäftsbereiche" (insbesondere der Antragsforschung) gefunden werden müssen und ein Mindestmaß an Anerkennung im akademischen Feld notwendig ist, bleibt ein etwaiger Übertritt immer eine mögliche Option, insbesondere auch deshalb, weil die aufgebauten Ressourcen (Tätigkeitsfelder, Beziehungen usw.) in einer universitären Karriere weitergenutzt werden können.

Die doppelte Ausrichtung großer Teile aller Freien WissenschaftlerInnen/Externen LektorInnen spiegelt sich nicht nur in Fragen der Identitätsbildung (vgl. oben) wider, sondern erschwert auch den Aufbau einer praktischen "Kultur" der Existenz als FreieR WissenschaftlerIn/Externen LektorIn, insbesondere auch, was den Überblick über und die Bewertung der eigenen Arbeitsleistungen und damit die als legitim angesehenen Einkommenserwartungen betrifft.

1.4.3. Diskussion eines angemessenen Einkommens für Freie WissenschaftlerInnen/Externe LektorInnen – ein Tabu

Ein zentraler Aspekt bei Überlegungen zur Einkommenspolitik Freier WissenschaftlerInnen/Externer LektorInnen stellt der Umstand dar, daß für die Rolle der freien ForscherIn die Möglichkeit zur forschenden Tätigkeit als zentrales Ziel der beruflichen Tätigkeit angesehen werden muß und

gewinnoptimierende Strategien immer dann ihre Grenze finden, wo sie die Möglichkeit zur individuellen Forschung massiv einzuschränken beginnen. Ziel der Gestaltungsbemühungen erscheint also nicht die Erzielung eines "unternehmerischen Gewinns", sondern die Schaffung möglichst günstiger Voraussetzungen für Forschungstätigkeit bei angemessener Bezahlung.

Aber nicht nur der Umstand, daß die Möglichkeit, überhaupt zu forschen, in der individuellen Selbstwahrnehmung wichtiger erscheint als die Erzielung eines angemessenen Einkommens, hat bisher dazu geführt, daß kaum offensiv Forderungen nach der Sicherstellung eines als angemessen ausgewiesenen Einkommens eingesetzt haben. Ein Diskussionsprozeß darüber, was angemessene Einkommen für Freie WissenschaftlerInnen/Externe LektorInnen wären, aus welchen Komponenten diese sich zusammensetzen sollten, und durch welche Träger diese Einkommen abgedeckt bzw. auf welchen Märkten diese Einkommen erzielt werden könnten, erscheint zumindest aus den folgenden Gründen schwierig:

- Das "Modell Übergang" stellt zwar nicht mehr die alleinige Perspektive für die betroffenen ForscherInnen dar, dominiert aber die Außenwahrnehmung völlig; zumindest die von öffentlicher Seite zugestandenen Einkommensanteile (FWF Personalsätze, Remunerationen für Lehraufträge) orientieren sich daran, daß diese Einkommenssätze für eine kurze und im wesentlichen zu Beginn der Laufbahn liegende Phase gelten. Ein langfristiges Zurückgreifen auf diese Mittel wird teilweise sogar auszuschließen versucht (vgl. die Begrenzung der Mittel des FWF auf sechs Jahre).
- Die Personengruppe der Freien ForscherInnen/Externen LektorInnen umfaßt aber eben nicht nur "wissenschaftlichen Nachwuchs", der erste Forschungserfahrungen nach dem Studienabschluß sammelt, sondern setzt sich zu wesentlichen Teilen auch aus erfahrenen, langjährig in Forschung und Lehre tätigen Personen zusammen. 25 Prozent der RespondentInnen der Befragung gaben an, zwischen 1 und 5 Jahren, weitere 25 Prozent zwischen 5 und 8 Jahren, weitere 25 Prozent zwischen 8 und 15 und die restlichen 25 Prozent länger als 15 Jahre in der Forschung tätig zu sein. Zumindest für die Hälfte der erfaßten ForscherInnen kann daher nicht unterstellt werden, daß es sich um "BerufsanfängerInnen" handelt.
- Die Personengruppe unterscheidet sich auch insofern, als der Grad der Anbindung an und damit die Ausstattung mit basalen Ressourcen durch ein Institut völlig unterschiedlich ist und von völliger Getrenntheit bis zu einem – was den Zugriff auf Institutsressourcen betrifft – Institutsmitgliedern äquivalenten Status reicht. Sofern Freie WissenschaftlerInnen/Externe LektorInnen somit wie andere freiberufliche Gruppen Betriebsmittel brauchen, bestehen hier nicht nur zwischen den Disziplinen große Unterschiede, sondern auch hinsichtlich des Zugangs zu bestehenden Forschungseinrichtungen.

- Der "öffentlichen" Nachfrage, bei der die zu erzielenden Einkommen fixiert sind, steht nur in wenigen Bereichen eine "private" Nachfrage gegenüber. Diese erscheint aber als zu gering, um es zu ermöglichen, daß eine Gruppe von diese Nachfrage befriedigenden Professionalisten zugleich auch eine Mindestpreisregelung durchsetzen könnte.

Übersicht 1: Vergleich der Voraussetzungen für kollektive Einkommenspolitik zwischen klassischen Freien Berufen/Freien WissenschaftlerInnen bzw. Externen LektorInnen/universitären ForscherInnen

	Freie Berufe	Freie ForscherInnen/ Externe LektorInnen	universitäre ForscherInnen
Interessensvertretung	stark entwickelt	kaum entwickelt	stark entwickelt
Einkommenspolitik			
Marktschließung:	- gesetzliche Bestimmungen ("Berufsbe-rechtigungswesen") - Verengung des An-gebots an Ausbildungs-plätzen	kaum entwickelt	Habilitation, "Hausberufungen"
Marktregulierung	Mindeststundensätze (z. B. Satz der Steuer-berater und Wirt-schaftstreuhand-er: S 1.050,-/h)	kaum entwickelt	(feststehende Einkommenssätze)
Möglichkeiten zur Einkommenssteigerung	Vollauslastung nach Etabliertheit, Anhebung der Sätze, unter-nehmerische Ausweitung	kaum entwickelt	zweijährige Vorrückung

Ein schematischer Vergleich (vgl. Übersicht 1) zwischen den klassischen freien Berufen, dem Status universitärer ForscherInnen und der Situation der Freien WissenschaftlerInnen/Externen ForscherInnen zeigt, daß für die letztgenannten sich bislang kaum Äquivalente zu den – keineswegs unproblematischen – traditionellen Mechanismen zur Sicherstellung eines attraktiven Einkommens für in das Berufsfeld bereits Integrierte gefunden sind.

Zusammenfassend läßt sich der "Markt", auf dem Freie WissenschaftlerInnen/Externe LektorInnen ihre Einkünfte erzielen müssen, als eine Kombination der Nachteile einer tatsächlich marktorientierten Berufstätigkeit und einer unselbständigen Tätigkeit bei einem weitgehend monopolistischem Arbeitgeber charakterisieren:

- Vom "Marktmodell" erscheint insbesondere Unsicherheit, überhaupt Projekte, Lehraufträge usw. akquirieren zu können, übernommen. Das Risiko liegt ausschließlich beim Individuum. Kollektive Interessenspolitik, wie bei den freien Berufen üblich, die – zum Preis einer vergleichsweise rigiden

Zugangsbeschränkung – den Markt regulieren und “Mindestpreise” gegenüber Nachfragenden durchsetzen, gibt es hingegen nicht.

- Von der “unselbständigen Berufstätigkeit” werden vergleichsweise niedrige (Anfangs-) Gehälter übernommen, dies aber ohne Aussicht auf langfristige Beschäftigung, hierarchischen Aufstieg und ein mit dem Dienstalter steigendes Einkommen. Soweit für eine erfolgreiche Bewerbung um Forschungsmittel die Unterstützung durch “etablierte” ForscherInnen notwendig ist, kann es sogar zu sozialen Abhängigkeiten kommen, die der Weisungsgebundenheit in Dienstverhältnissen gleich kommt.

1.4.3.1. Fragmente einer Kostenrechnung für Freie ForscherInnen/Externe LektorInnen

Ein vor allem für Kultur- und Sozialwissenschaften zutreffendes Kalkulationsmodell für Freie WissenschaftlerInnen/Externe LektorInnen müßte insbesondere folgende Positionen enthalten.

- *Fixkosten*: Unter Fixkosten fallen insbesondere die Kosten für den Büroraum (Miete, Heizung), die Infrastruktur (Computer und Peripherie, Kopierer), Büromaterialien, Telekommunikation (Telefon, Internet), wissenschaftliche Informationsmedien (Bücher, Zeitschriften usw.), die keinem spezifischen Projekt zuzurechnen sind, aber dennoch zur Gesamtorientierung gebraucht werden, sowie Kosten für Reisen zu wissenschaftlichen Veranstaltungen. Zu den Fixkosten müssen insbesondere auch die in die bereits aufgezählten Kategorien eingehenden Kosten des Antragswesens eingerechnet werden; diese entstehen ja unabhängig vom Erfolg der Anträge bzw. Angebote. Die oft unvermeidliche Inanspruchnahme eines Steuerberaters muß ebenfalls den Fixkosten zugerechnet werden.

- *Projektkosten/Overhead*: Konkrete Forschungsprojekte erfordern spezifische Materialeinsätze (z. B. Kopierkosten in Archiven und Bibliotheken, Kosten einer Fragebogenerhebung usw.); diese sind naturgemäß sehr unterschiedlich hoch, stellen aber in jedem Fall eine eher unterschätzte Aufwandsposition dar.

- *Rückstellung/Risikovergütung*: wie bei jeder freiberuflichen Tätigkeit müssen die erzielten Einkünfte hoch genug sein, um kurzfristige Zeiten der Einkommenslosigkeit überbrücken zu können; zudem muß das gegebene “unternehmerische” Risiko in irgendeinerweise abgegolten werden.

1.4.3.2. Bezugspunkte eines Einkommensvergleichs für Freie WissenschaftlerInnen/Externe LektorInnen

Bezugspunkte für das Einkommen Externer LektorInnen und Freier WissenschaftlerInnen zu finden, erweist sich insbesondere aus zwei Gründen für äußerst schwierig:

- Zum einen setzen sich die Einkommen von Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen aus unterschiedlichen, im Zeitverlauf jeweils unterschiedlich gewichteten Einkommensquellen zusammen (Honorare, Remunerationen, Anstellungen usw.).
- Zum anderen haben die Externe LektorInnen/Freie WissenschaftlerInnen völlig unterschiedliche Laufbahnen zurückgelegt. Sofern zur Schätzung der Angemessenheit von Einkommen gerade im wissenschaftlichen Bereich die Dauer der Tätigkeit eine zentrale Rolle spielt, müssen Bezugspunkte für einen Einkommensvergleich insbesondere auf dieses "Dienstalter" Rücksicht nehmen.

Einige Bezugspunkte eines möglichen Vergleichs seien kurz zusammengestellt:

1. *Durchschnittlicher Nettoverdienst von akademischen BerufsanfängerInnen nach dem zweiten Dienstjahr*: Lassing u. a (1998)⁹⁵ erheben für BerufsanfängerInnen nach erfolgreichem Studium (zwei Jahre nach Studienende) ein (laut Angabe der Befragten) Nettoeinkommen von ÖS 18.340,-/Monat.
2. *Durchschnittlicher Bruttoverdienst aller AkademikerInnen in Österreich (Bezugsjahr 1996)*⁹⁶: Die Verdienststrukturerhebung 1996 weist für AkademikerInnen einen durchschnittlichen Bruttojahresverdienst von ÖS 752.000,- aus.
3. *Durchschnittlicher Bruttomonatsverdienst der Dienstnehmer des Bundes - Kategorie Hochschullehrer 1998*⁹⁷: Im Durchschnitt verdienen Hochschullehrer ÖS 50.978,-/Monat.
4. *Einkünfte/Einkommen aus selbständiger Arbeit im Unterrichts- und Forschungswesen (Bezugsjahr 1996)*⁹⁸: Aus freiberuflicher Tätigkeit im Unterrichts- und Forschungswesen erzielen Männer im Schnitt ein Jahresbruttoeinkommen von ÖS 231.255,- und Frauen ein Jahresbruttoeinkommen von ÖS 149.375,-. In diese Kategorie gehen allerdings auch alle

⁹⁵ INSTITUT FÜR HÖHERE STUDIEN; Lassnigg, Lorenz: Zur Beschäftigung von HochschulabsolventInnen - Endbericht. Studie im Auftrag des Bundesministeriums für Wissenschaft und Verkehr, Wien 1998

⁹⁶ ÖSTERREICHISCHES STATISTISCHES ZENTRALAMT (Hg.): Statistisches Jahrbuch für die Republik Österreich, Wien 1999, S 202

⁹⁷ ÖSTAT 1999, S. 200

⁹⁸ ÖSTAT 1999, S. 206

nebenberuflichen, selbständigen Einkommen ein, wodurch sie als Orientierungsgröße untauglich wird.

Für die Modellierung eines Bezugsrahmens, in dem die wesentlichen Determinanten für die Einkommenshöhe im wissenschaftlichen Bereich erfaßt und innerhalb dessen die Einkommenssituation Externer LektorInnen/Freier WissenschaftlerInnen thematisiert werden könnte, fehlen bisher alle Vorarbeiten. Aufgrund der zentralen Bedeutung, die einer besseren Vergleichbarkeit von erbrachten Leistungen und erzielten Einkommen, für eine kollektive Interessenspolitik zukommt, sollte im Rahmen eines Nachfolgeprojekts die Einwicklung eines solchen Bezugsrahmens im Mittelpunkt stehen.

1.4.3.3. Empirischer Notstand – Zwei Beispiele

Ins Detail gehende Daten über die Einkommenssituation Externer LektorInnen und Freier WissenschaftlerInnen sind – wie detaillierte Einkommensdaten, die sich nicht auf die Aggregatdaten des Hauptverbands der Sozialversicherungsträger oder der Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung stützen überhaupt – Mangelware; aufgrund der Sensibilität der Fragestellung und der eingeschränkten Validität der so zu gewinnenden Daten wurde auch in der Fragebogenerhebung keine Frage nach der Einkommenshöhe gestellt.

Im folgenden werden zwei Beispiele für Einkommenserklärungen Externer LektorInnen und freier WissenschaftlerInnen vorgestellt, die ermöglichen, einige zusätzliche Überlegungen anzustellen.

Das erste Beispiel gibt die Einkommen einer Geisteswissenschaftlerin mit Lehrauftrag für die Jahre 1994 –1996 wieder, die bereits langjährig als Lektorin und freie Forscherin tätig ist. Das zweite Beispiel gibt das Einkommen eines freien Wissenschaftlers mit geisteswissenschaftlicher Ausbildung im ersten Jahr seiner freiberuflichen Tätigkeit im Bereich der klassischen sozialwissenschaftlichen Auftragsforschung wieder.

Übersicht 6: "Ein mageres, zwei fette Jahre?" – Einkünfte einer Geisteswissenschaftlerin 1994–96

alle Werte in ÖS	1994	1995	1996
unselbständige Tätigkeit (Lektorat, Projektanstellungen; netto nach Abzug event. Soz. Vers. und Lohnsteuer)	48.100,-	214.100,-	216.900,-
Honorare	162.000,-	44.300,-	23.800,-
Summe der Einkünfte	210.100,-	258.400	240.700,-
Anrechenbare Betriebskosten inklusive Abschreibungen	114.100,-	92.400,-	60.800,-
Sozialversicherung GSVG (24,6 % + 1050,-)	keine Versicherung in der GSVG		
	Sozialversicherung über die unselbständige Tätigkeit		
Einkommenssteuer	0	19.400,-	23.300,
angerechnete Lohnsteuer	0	30.700	30.700,-
Nettoeinkommen	96.000,-	177.300,-	187.300,-
Nettoverdienst/Monat (14 x Jahr)	6.857,-	12.664,-	13.378,-
Nettoeinkommen bei Neubewertung der betrieblichen Ausgaben (- 50 %)	153.050,-	223.500,-	217.700,-
Nettoeinkommen/Monat bei Neubewertung der betrieblichen Ausgaben (- 50 %)	10.932,-	15.964,-	15.550

Quelle: Eigene Berechnungen

Übersicht 7: “Fette Wiesen?” – Ein Berufsjahr eines Geisteswissenschafts auf sozial-wissenschaftlichem Terrain (1998)

Einkommen	Tutorium (geringf. Anstellung)	7.700,-
	Werkvertrag 1	40.000,-
	Werkvertrag 2	40.000,-
	Werkvertrag 3	30.000,-
	Werkvertrag 4	110.000,-
	Vortragshonorare	3.000,-
Summe der Einkünfte		230.700,-
Anrechenbare Betriebskosten inklusive Abschreibungen		83.200,-
Sozialversicherung GSVG (24,6 % + 1050,-)		37.212,-
Einkommenssteuer		7.100,-
Nettoeinkommen		102.635,-
Nettoeinkommen/Monat (14 x Jahr)		7.331,-
Nettoeinkommen bei Neubewertung der betrieblichen Ausgaben (50 %)		144.235,-
Nettoeinkommen/Monat bei Neubewertung betrieblicher Ausgaben (50 %)		10.302,50

Quelle: Eigene Berechnungen

In beiden Fällen stehen dem erzielten Einkommen eine Vollzeitätigkeit als ForscherIn gegenüber. Zumindest folgende Punkte sollen kurz angesprochen werden:

- Als einziges Positivium bei freiberuflicher Tätigkeit als ForscherIn kann gelten, daß bestimmte Güter, die zwar für die Erwerbstätigkeit notwendig sind, die aber auch angeschafft werden würden, wenn z. B. eine fixe universitäre Anstellung vorliegen würde, leichter als Betriebsausgaben geltend gemacht werden können und somit die betriebliche Ausstattung somit einen in jedem Fall bestehenden “privaten” Bedarf abzudenken hilft – und zwar eben unabhängig von der steuerrechtlichen Bewertung der “Privatnutzung” von Gütern. Doch selbst wenn davon ausgegangen wird, daß 50 Prozent der anerkannten Betriebsausgaben einen privaten Konsum unnötig macht (das klassische Beispiel: die Mietkosten für das ‘Arbeitszimmer’: dieses würde in jedem Fall als unbedingt notwendiger Wohnraum angesehen werden) und somit das real zur Verfügung stehende Einkommen um eben diese 50 Prozent der Betriebsausgaben höher zu veranschlagen ist, dürfte das Gesamteinkommen nicht nur in den hier vorgestellten Beispielen als – im Vergleich zu unbefristet an Universitäten beschäftigten ForscherInnen – sehr niedrig zu veranschlagen sein.
- Mit der Neuregelung der Pflichtversicherung für WerkvertragsnehmerInnen kommt es zu massiven zusätzlichen Belastungen: das Modell, in dem über den Lehrauftrag die sozialrechtliche

Absicherung, über Werkverträge die Existenzsicherung sichergestellt wurde, ist nicht länger haltbar, wobei nicht auszuschließen ist, daß die Belastungen aus der Versicherungspflicht ausschließlich zu Lasten der ForscherInnen gehen, weil diese nicht in der Verhandlungsposition sind, die zusätzlichen Sozialversicherungskosten nach dem "Stopfen" des Schlupflochs zumindest zu einem Teil auch an ihre AuftraggeberInnen weiterzugeben. Im Beispiel der Übersicht 6 würde sich das Einkommen durch die Versicherungspflicht um mehr als ein Sechstel (1999) bzw. – nach Wegfall der Regelung über die Doppelversicherung in der Krankenversicherung – um mehr als ein Viertel reduzieren. Weiters ist zu beachten, daß die Beiträge zur Pensionsversicherung für (Neue) Selbständige bis zum Jahr 2009 von 15,5 Prozent (1999) auf 20,25 Prozent steigen werden.

- Der Problematik, daß über wissenschaftliche Projekte oftmals nur Teilzeitanstellungen gefunden werden können (ohne daß damit gesagt wäre, daß auch nur ein Teil der Arbeitskraft an die Projekte gebunden wird) entspricht auf der Seite der Werkverträge, daß es sich –in Bereichen, in denen überhaupt eine Nachfrage nach "Forschungsdienstleistungen" besteht– oftmals um kleinteilige Aufträge handelt, die sich ebenfalls aus der Zersplitterung größerer Aufträge auf mehrere AuftragnehmerInnen ergeben. Mit der Notwendigkeit, zahlreiche dieser "Kleinaufträge" anzunehmen, geht die Gefahr einer weitgehenden Zersplitterung der eigenen Arbeitsgebiete einher. Neben der Frage nach der Höhe der Einkünfte überhaupt steht insbesondere die Frage nach der Zahl der Einkommensquellen und – damit oft im engen Zusammenhang stehend – der hinreichenden Homogenität der Forschungsfelder im Vordergrund.

2. Riskante Laufbahnen – riskante Biographien?

In der flexiblen Ordnung kristallisieren sich die Schwierigkeiten, die Gesellschaft und sich selbst zu 'lesen' in einem besonderen Akt: dem Akt des Risiko-auf-sich-Nehmens.

Richard Sennet, Der flexible Mensch⁹⁹

2.1. Einleitung: Karrieren oder "Sidesteps"?

Gerade in Zeiten beschleunigten sozialen Wandels sind Biographien von besonderem Interesse. In unserem Fall geht es dabei um Fragen nach den alltagsweltlichen Auswirkungen der Veränderungsprozesse im universitären und wissenschaftlichen Feld auf Lebensläufe von Externen LektorInnen/Freien WissenschaftlerInnen und um die Aktions- und Reaktionsweisen der AkteurInnen selbst. Wie kann angesichts dieser Veränderungen für die Externen noch so etwas wie Lebensplanung stattfinden? Was sind die Sichtweisen der Externen hinsichtlich ihrer Berufsplanung, der Institution Universität, zu Fragen des Geldes und ihrer Zukunft, was sind ihre Selbstbilder?

Einiges deutet darauf hin, daß diese riskanten, weil finanziell prekär und diskontinuierlich verlaufenden Berufsbiographien sehr wahrscheinlich auf Lebensdauer nicht aufrechterhalten werden können. Bei den älteren Externen LektorInnen mit längerer Erfahrung in diesem Bereich zeichnen sich zunehmend mehr Brüche und Frustrationen ab, die auch mit zunehmendem Lebensalter stärker als solche thematisiert werden. Für die Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen gibt es keine kontinuierliche Berufslaufbahn im herkömmlichen Sinne, sie sind – vielleicht stärker als andere Berufsgruppen – von der sogenannten "Flexibilisierung" der Beschäftigungsverhältnisse betroffen. In einer Gesellschaft, in der das Leben jedoch nach wie vor auf dem Faden des Berufs aufgereiht ist, läßt sich fragen, welche biographischen Folgen das Beibehalten einer diskontinuierlichen, ungesicherten beruflichen "Laufbahn" eines/einer Externen LektorIn/Freien WissenschaftlerIn in Hinblick auf Einkommen, Status, Sozialkontakte und Lebensplanung hat. Ist diese Situation paradigmatisch für eine sich insgesamt flexibilisierende kapitalistische Gesellschaft mit anderen Arbeits(zeit)modellen oder ist sie nur prekär hinsichtlich finanzieller und sozialrechtlicher Verschlechterungen?

⁹⁹ SENNETT, Richard: Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus, Berlin 1989, S. 97.

Wir wählten als Untersuchungsmethode den narrativen lebensgeschichtlichen Ansatz und dessen textanalytische Interpretationsangebote, da es uns auch um Fragen nach biographischen Einstiegen/Übergängen/Ausstiegen zum/aus dem Lebenslauf als Externe LektorIn und FreieR WissenschaftlerIn ging. Wie wurde die Statuspassage vom Studierenden zum/zur LektorIn bewältigt? Wie kam es zu dieser Laufbahn? Wurde beim Übergang vom Studium eine bewußte Entscheidung getroffen? Welche Faktoren gaben für diese Berufswahl den Ausschlag? Gab es damals oder später bewußte Strategien in Richtung einer Karriere? Wurden zu einem späteren Zeitpunkt bewußte Karriereschritte gesetzt?

Das Wort "Karriere" wurde im 18. Jahrhundert aus dem Französischen "carri• re", Rennbahn, Laufbahn entlehnt und geht auf das Spätlateinische "(via) carraria" zurück. Das Stammwort stammt aus dem Gallisch-lateinischen: "Carrus" bedeutet Wagen¹⁰⁰ und auch "Lauf" oder "Laufbahn"; "in der Reitkunst die schnellste Gangart des Pferdes."¹⁰¹ Was bedeutet das für die Freien WissenschaftlerInnen und Externen LektorInnen, was ist ihr Tempo und zu welchem Ziel engagieren sie sich für diese Laufbahn? "Karriere" hat in den Interviews unseres Samples unterschiedliche – meist negative – Konnotationen: Meist wird "Karriere" mit geplantem Aufstieg, mit opportunistischer Anpassung an vorherrschende akademische Spielregeln assoziiert.¹⁰² Von Karriere wird in den Interviews mit Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen – wenig überraschend – kaum und wenn dann nur im Zusammenhang einer unwahrscheinlich gewordenen "universitären Karriere" (eine Interviewpartnerin nennt sie "diese ganz banale Karriere") gesprochen. Gegenwärtig dominiert das Gefühl der Unsicherheit, den beruflichen Fortgang im akademischen Wissenschaftsbereich noch steuern zu können. Die Planbarkeit und lebenslange Ausrichtung – Kennzeichen von Karriere – scheinen im Feld von Freier Wissenschaft und Externer Lehre verlorengegangen. Anscheinend ist die WissenschaftlerInnenkarriere aber nach wie vor nur institutionell denkbar, fehlen doch alternative Vorbilder außerhalb dieses Bereichs.

Das Wort "Job", welches im 14. Jahrhundert einen Klumpen oder eine Ladung, die herumgeschoben werden konnte, bezeichnete¹⁰³, scheint in den Interviews mehr für einen pragmatischen, primär finanziell orientierten und eher gestückelten Berufsweg zu stehen. Für die Tätigkeit als ExterneR LektorIn und FreieR WissenschaftlerIn wird von unseren InterviewpartnerInnen keine der beiden Bezeichnungen gewählt. Jobs werden primär als vorübergehende Notlösungen angesehen, um das

¹⁰⁰ DUDEN. Das Herkunftswörterbuch, Mannheim 1963, S. 313.

¹⁰¹ MEYERS Conversations-Lexikon Leipzig, Wien, 1895, Bd. 9, S. 964

¹⁰² Vgl. auch die Ergebnisse von BALDAUF, Anette; Griesebner, Andrea: Förderung von Frauen und Frauenforschung/feministische Forschung. Forschungsbericht, Wien 1991, S. 105/106.

¹⁰³ Vgl. SENNETT, S. 10.

finanzielle Überleben in einer wissenschaftlichen und para-universitären Laufbahn, die keine Karriere mehr sein kann, zu gewährleisten.

Im "flexiblen Kapitalismus" erfahren Menschen, meint Richard Sennett, die diesen Veränderungen ausgesetzt sind, drei Arten von Unsicherheit, nämlich durch "mehrdeutige Seitwärtsbewegungen", "retrospektive Verluste" und "unvorhersehbare Einkommensentwicklung".¹⁰⁴ Die Brüchigkeiten dieser Lebensläufe, der Verlust von akademisch-verbeamteten Karrieremustern und die unsichere Einkommensentwicklung sind als Indizien dieser Veränderungsprozesse evident. Lassen sich diese Arten der Unsicherheiten mit jenen, die die Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen betreffen, vergleichen? Sind "retrospektive Verluste" bei den Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen der Verlust herkömmlicher beruflicher Laufbahnen? Könnte dieses "Dann-doch-immer-weitermachen" und sich mit Jobs in der Laufbahn des/der Externen LektorIn/Freien WissenschaftlerIn halten, nicht vielleicht als "Seitwärtsbewegung" gelesen werden? Was wären dann "Vorwärtsbewegungen" und wo könnten sie hinführen?

2.1.1. Zur Methode des narrativen lebensgeschichtlichen Interviews

Mit Hilfe von theoretischen Konzepten aus der Biographieforschung kann der in der erzählten Lebensgeschichte hergestellte Zusammenhang zwischen (früher) erlebter und (heute) erzählter Lebensgeschichte besser entschlüsselt werden. Das von Fritz Schütze entwickelte narrative Interview¹⁰⁵, das dem selbststrukturierenden Erzählen besonders viel Raum läßt, eignet sich für den lebensgeschichtlichen Zugang am besten. Um zu verstehen, in welchem Sinnzusammenhang einzelne Erzählungen stehen, wird versucht, die "strukturierende Dynamik der Lebensgeschichte" (Schütze) zu erfassen. Zeithistorische Bedingungen, die sich nach Geschlecht, Milieu, etc. unterschiedlich auswirken, sind als relativ offene Handlungshorizonte, die an den jeweiligen lebensgeschichtlichen Kontext geknüpft sind, verstehbar, sie werden erst durch diesen in ihrer Bedeutung für das Handeln entschlüsselbar.¹⁰⁶ "Die Biographie" wird zunehmend selbst als soziales, historisches und textliches

¹⁰⁴ Ebd. S. 112.

¹⁰⁵ Vgl. SCHÜTZE, Fritz: Zur Hervorlockung und Analyse thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.), Kommunikative Sozialforschung, München 1976, S. 159-260

SCHÜTZE, Fritz: Die Technik des narrativen Interviews. in: Interaktionsfeldstudien. Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien Nr. 1 der Universität Bielefeld, Bd. 10, Opladen, S. 7-41; SCHÜTZE, Fritz: Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis, 3, 1983, S. 283-294.

¹⁰⁶ Vgl. BRECKNER, Roswitha: Von den Zeitzeugen zu den Biographen. Methoden der Erhebung und Auswertung lebensgeschichtlicher Interviews. In: Berliner Geschichtswerkstatt (Hg.), Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte, 1994, S. 202.

Konstrukt Forschungsgegenstand.¹⁰⁷ Die erzählte Lebensgeschichte wird hierbei als "Text" verstanden, der – in der Gegenwart geschaffen– auf Erlebnisse in der Vergangenheit verweist und ohne diesen Zusammenhang nur schwer interpretiert werden kann. Der im Interview konstruierte Erzählzusammenhang reflektiert das jeweilige Relevanzsystem in seiner Auswahl der Themen und in seinem Präsentationsmodus. Auch Widersprüche und Ambivalenzen sind im biographischen Erzählzusammenhang besser erklärbar.

Für unser Fragestellungen erschien es sinnvoll, den *biographischen* mit einem *themenzentrierten* Ansatz zu verbinden: Einerseits um offene Erzählungen zu erhalten, die den selbstgewählten Relevanzen und Fokussierungen des Erzählers/der Erzählerin¹⁰⁸ entsprechen und den individuellen – auch latenten – Bedeutungszuschreibungen und Sichtweisen Raum geben, andererseits um zu spezifischen Themen, die hinsichtlich des Gesamtprojekts von Bedeutung sind, Erzählungen zu erhalten und diese eingehender interpretieren zu können. Daraus ergab sich eine *zweistufige Interviewführung*¹⁰⁹: Nach einer kurzen Darstellung unseres Forschungsprojekts baten wir unsere InterviewpartnerInnen in einer offen formulierten Erzählaufforderung, ihre Lebensgeschichte zu erzählen. So vermittelten wir zwar ein spezifisches, gerichtetes Interesse als ZuhörerInnen (das Interesse an Lebensgeschichten ExterneR LektorInnen/Freier WissenschaftlerInnen), gleichzeitig ließen wir den InterviewpartnerInnen aber genügend Raum, die Lebensgeschichte entsprechend ihrer eigenen biographischen Deutungs- und Handlungsrelevanzen zu präsentieren.

Nach dem (von den ErzählerInnen gesetzten) Ende der Eingangserzählung stellten wir sowohl immanente Nachfragen zur lebensgeschichtlichen Erzählung, als auch Fragen entlang eines von uns entwickelten Themenkatalogs¹¹⁰.

Außerdem baten wir unsere InterviewpartnerInnen nach dem Interview einen Kurzbiographiebogen auszufüllen¹¹¹, der personen-, ausbildungs- und berufsbezogene Daten enthielt (u.a. Beginn und Ende des Studiums, erster und letzter Lehrauftrag, Forschungsprojekte, Angaben zum Einkommen, Familienstand etc.).¹¹²

¹⁰⁷ Vgl. GARZ, Detlef: Die Welt als Text, Frankfurt a. Main, 1994; ROSENTHAL, Gabriele: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen, Frankfurt a. Main/New York 1995, S. 12.

¹⁰⁸ Vgl. dazu BOHNSACK, Ralf: Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Sozialforschung, Opladen 1993, S. 93.

¹⁰⁹ Ein Interview führten wir gemeinsam, bei den anderen Interviews war jeweils nur eine Interviewerin anwesend.

¹¹⁰ Siehe Kapitel 8.1.1.

¹¹¹ Siehe Kapitel 8.1.2.

¹¹² In einer schriftlichen Erklärung wurden auch die Rechte an den Interviews geregelt (siehe Kapitel 8.1.3.).

2.1.2. Auswertung

Grundlage für die Auswertung war die vollständige Transkription aller Interviews.¹¹³

- Zunächst erstellten wir anhand der in den Interviews und in den Kurzbiographiebögen enthaltenen Informationen Kurzbiographien der einzelnen InterviewpartnerInnen, um die jeweiligen lebensgeschichtlichen und beruflichen Verläufe besser in den Blick zu bekommen.
- Der nächste Schritt war das *“tiefenhermeneutische Lesen”* der Interviewtranskripte. Wir verstehen diesen Begriff hier so, daß die Transkripte im Kontext unserer Fragestellungen und im Hinblick auf die Unterscheidung zwischen manifestem und latentem Sinn, auf biographische Verläufe und Erzählstrukturen *“interpretierend gelesen”* wurden. Dieser Schritt führte zu einer Rekonstruktion und Auswahl von Themen, die für die biographischen Selbstbeschreibungen und für unsere Ausgangsfragestellung bzw. zentralen Fragestellungen des Gesamtprojekts relevant waren.
- Entsprechend der Themen wurden passende Textstellen in den Interviewtranskripten gesucht und thematische Dateien mit Textzitaten angelegt. Dieser Schritt diente dazu, über die einzelnen biographischen Verläufe hinaus die der angenommenen Gruppe *“Externe LektorInnen/Freie WissenschaftlerInnen”* gemeinsamen Relevanzen und Identitätskonstruktionen herauszuarbeiten. Wir versuchten bei der thematischen Analyse der Textstellen jedoch auch, diese vor dem jeweiligen biographischen Hintergrund zu interpretieren.
- Ein wichtiger Interpretationsschritt hinsichtlich zentraler und gleichzeitig widersprüchlich bzw. ambivalent thematisierter Aspekte und Zusammenhänge in den Interviews war die sequentielle Feinanalyse¹¹⁴ einzelner Textstellen. Wir wählten drei Textstellen zu den Themen *“Selbstbild ExterneR LektorInnen/Freier WissenschaftlerInnen”* und *“Finanzielle Situation ExterneR LektorInnen/Freier WissenschaftlerInnen”* aus. Diese Textstellen interpretierten wir gemeinsam mit *“externen”* Interpretinnen¹¹⁵, um eine möglichst vielfältige Hypothesenbildung zu ermöglichen. Ziel der Feinanalyse war es, durch die Dekontextualisierung eines bestimmten Textzitats und das gedankenexperimentelle Entwerfen möglicher anderer Kontexte die Eigentümlichkeit, die Struktur

¹¹³ Um die Anonymität unserer InterviewpartnerInnen zu gewährleisten, haben wir auf Quellenangaben zu den zitierten Interviewtextstellen verzichtet. In Zitaten erwähnte Namen von Personen, Instituten und Orten wurden ebenfalls anonymisiert. Da dialektale und umgangssprachliche Wendungen nicht zur Interpretation herangezogen wurden, haben wir die Zitate leicht überarbeitet, um die Verständlichkeit zu erhöhen. Die Original-Transkripte können auf Anfrage bei den Projektmitarbeiterinnen eingesehen werden.

¹¹⁴ Zur Methode der sequentiellen Feinanalyse siehe: OEVERMANN, Ulrich; Allert, Tilmann; Kronau, Elisabeth; Krambeck, Jürgen: Die Methodologie einer *“objektiven Hermeneutik”*. In: Zedler, Peter; Moser, Heinz (Hg.): Aspekte qualitativer Sozialforschung. Studien zu Aktionsforschung, empirischer Hermeneutik und reflexiver Sozialtechnologie, Opladen 1983, 95-123; zu einer modifizierten Methode siehe Rosenthal 1995 S. 221ff.

¹¹⁵ An der Interpretationsgruppe nahmen Gudrun Wolfgruber und Carolyn Szedonja-Hornung teil.

der Widersprüche, Ambivalenzen und latenten Bedeutungen des Textes zu erfassen. Dadurch war es möglich, zentrale thematische Topoi wie etwa "Karriere" oder "der/die selbstbestimmte Freie WissenschaftlerIn" nicht einfach zu reproduzieren, sondern ihre Bedeutung und Funktion für die Selbstrepräsentation der Gruppe der Externen LektorInnen/Freien WissenschaftlerInnen zu untersuchen.

2.1.3. Sample

Die Untersuchung lebensgeschichtlicher Interviews dient dazu, bestimmte biographisch relevante Handlungs- und Deutungsmuster ExterneR LektorInnen/Freier WissenschaftlerInnen zu rekonstruieren und damit ihre Selbstbilder, Erfahrungen, Lebensentwürfe interpretativ faßbar zu machen. Um dabei ein relativ weites Deutungsspektrum und auch die Inhomogenität dieser Gruppe in den Blick zu bekommen, haben wir unser Sample nach unterschiedlichen Differenzierungsmerkmalen zusammengestellt:

- nach Fakultät:

- 2 InterviewpartnerInnen der Naturwissenschaftlichen Fakultät
- 2 InterviewpartnerInnen der Geisteswissenschaftlichen Fakultät
- 2 InterviewpartnerInnen der Grund- und Integrativwissenschaftlichen Fakultät
- 1 Interviewpartnerin der Universität für Bildende Kunst
- 1 Interviewpartner der Wirtschaftsuniversität

- nach Universitätsstandort:

- 7 InterviewpartnerInnen aus Wien
- 1 Interviewpartner aus Innsbruck

- nach Alter:

- 5 InterviewpartnerInnen gehören zur älteren Generation ExterneR LektorInnen (Jahrgang vor 1960, 1. Lehrauftrag vor 1990)
- 3 InterviewpartnerInnen gehören zur jüngeren Generation ExterneR LektorInnen (Jahrgang ab 1960, 1. Lehrauftrag ab 1990)

- nach Geschlecht¹¹⁶:

- 5 Männer
- 3 Frauen

¹¹⁶Wir fanden es erforderlich, mehr Männer als Frauen zu interviewen, da männliche Berufs-biographien in der qualitativen Forschung zum Thema bislang nur wenig (z.B. nur als Vergleichs-gruppe) berücksichtigt wurden. Siehe dazu die kommentierte Bibliographie im Kapitel 8.1.4.

- nach akademischem Grad:

1 Habilitierter

2 fast Habilitierte

5 Promovierte

Nicht alle von uns angenommenen Untersuchungskategorien waren als eindeutige Differenzierungsmerkmale innerhalb der Gruppe der Externen LektorInnen/Freien WissenschaftlerInnen zutreffend. So wurde zwar in den Interviews eine Unterscheidung der Universitätsstandorte in Zentrum und Peripherie getroffen –definiert durch die Nähe zu Forschungsinstitutionen, Ministerien, Forschungsförderungsstellen, Bibliotheken, Archiven –, diese wirkte sich jedoch unabhängig vom Ausgangsstandort/ständigen Wohnort für die Befragten biographisch unterschiedlich aus bzw. wurde verschieden “genutzt”, etwa durch wechselnde Lehraufträge in Zentrum *und* Peripherie. Aufgrund unseres eingeschränkten Samples können wir dazu jedoch keine eindeutige Aussage treffen.

Auch geschlechtsspezifische Unterschiede sind in den Interviews mit Externen LektorInnen ein rezessives Thema. Angesprochen werden geschlechtsspezifisch unterschiedliche Förderbeziehungen und Formen der Zusammenarbeit. Abgesehen davon ließen sich aber keine eindeutig geschlechtsspezifischen Deutungen an den Texten festmachen. Signifikante Unterschiede zwischen Männern und Frauen lassen sich aber vermutlich auf der Ebene latenter Bedeutungen feststellen. Die dazu notwendigen Fallrekonstruktionen konnten im Rahmen dieses Projektes jedoch nicht geleistet werden.

Grundsätzlich soll festgehalten werden, daß die von uns befragten Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen nur einen Ausschnitt der heterogenen Gesamtgruppe der Externen LektorInnen repräsentieren.

Der Aufbau des folgenden Kapitels folgt einerseits der Bewegung von Verläufen und Statuspassagen, andererseits Zustandsbeschreibungen und Themenfeldern, die für die Identität der Gruppe der Externen LektorInnen/Freien WissenschaftlerInnen konstitutiv sind: Beginnend mit dem Übergang von Studium zu LektorInnen- und Freien WissenschaftlerInnen-Dasein wird das Verhältnis zur Universität bzw. zum Institut geschildert, die Einbindung auf den Instituten und der Alltag der LektorInnentätigkeit. Die Selbstbilder der Befragten, ihr Wissenschaftsbegriff, ihre Einstellung zu Themen und Inhalten des wissenschaftlichen Arbeitens, ihre Identität als Externe LektorInnen *und* Freie WissenschaftlerInnen bilden einen zweiten Schwerpunkt. Ein wesentlicher Aspekt ihres ambivalenten Status resultiert aus diskontinuierlichen und prekären Einkommensverhältnissen, die in einem dritten Teil behandelt

werden. Viertens werden Strategien der Veränderung ihrer Situation, Perspektiven und Alternativen dargestellt.

2.2. Entscheidungen – Karrierestrategien – “Hineinrutschen”

Alfred Schütz hat darauf hingewiesen, daß Personen aus ähnlichen Lebenswelten eine ähnliche “Rationalität der Wahl” aufweisen. Läßt sich bei der von uns interviewten Gruppe so etwas wie eine ähnliche “Rationalität der Wahl” dieser Laufbahn als ExterneR LektorIn und FreieR WissenschaftlerIn feststellen? Lebenslauf- und Karrieremuster¹¹⁷ werden durch biographische Erfahrungen, die sich im Bewußtsein und im Unbewußten abgelagert haben und die als bewußte/unbewußte Motive Entscheidungen mitstrukturieren und durch eine Fülle sozialer Rahmenbedingungen, wie Geschlechts-, Generations- und Milieuzugehörigkeit, die soziale Herkunft sowie andere historische Faktoren¹¹⁸ beeinflusst. Wir interessierten uns daher für die Motive und Überlegungen, die die Einstiege in diesen beruflichen Weg und das Festhalten daran mitbestimmten.

Insgesamt dominiert in unseren Interviews eine – auf den ersten Blick – passive Haltung zur Karriere, d. h. es wurden kaum bewußte Entscheidungen für die Laufbahn als ExterneR LektorIn und für die Freie WissenschaftlerInnenexistenz getroffen bzw. eine solche wird in den Interviews nicht thematisiert. Einschränkend ist dazu jedoch zu bemerken, daß wir nur eine bestimmte Gruppe der Externen LektorInnen befragten, nämlich diejenigen, die sie sich offenbar (noch) nicht für einen “Ausstieg” entschieden haben. Zudem ist ein lebensgeschichtliches Interview immer nur ein “freeze frame”, das die Transgression, die Bewegung und die Diskontinuitäten einer Lebens- und Berufsgeschichte tendenziell verdeckt.

Dennoch läßt sich, zumindest für die derzeitige Situation der Befragten, eine gewisse “Unlust” Entscheidungen – im Sinne von Karriereplanung – zu treffen, konstatieren. Unsere InterviewpartnerInnen sprechen vielfach davon in diese Laufbahn “gerutscht zu sein”:

“Also ich bin eigentlich seit meinem Studium auf der Uni irgendwie hängengeblieben und hab’ das Glück gehabt, daß ich mich nie wirklich um ein Projekt selber kümmern hab’ müssen. Das hat sich irgendwie immer vom timing her gut ergeben, daß ich irgendwie reing’rutscht bin (...).”

¹¹⁷ Vgl. KOHLI, Martin: Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 37, Köln 1985; S. 1 – 29; ders., Gesellschaftszeit und Lebenszeit. Der Lebenslauf im Strukturwandel der Moderne, in: Johannes Berger (Hg.), Die Moderne – Kontinuitäten und Zäsuren (= Soziale Welt, Sonderband 4), Göttingen 1986, S. 183 – 208.

¹¹⁸ Vgl. BURKART, Günter: Biographische Übergänge und rationale Entscheidungen. In: BIOS. 8. Jg. (1995), Heft 1, S. 82.

Erzählt wird in den Interviews von anfangs fördernden Personen, die am Ende des Studiums zu einem Lehrauftrag oder zur Mitarbeit an einem Projekt eingeladen hatten.¹¹⁹ Ein anderer Zugang war die Tätigkeit als TutorIn, über die man/frau immer mehr in die Lehrveranstaltungen eingebunden wurde. Über diese Schritte war dann die Richtung einer wissenschaftlichen Laufbahn eingeschlagen worden. Es interessierten uns die Übergänge vom Studium zu dieser LektorInnen- und Freien WissenschaftlerInnen-Tätigkeit. Wie werden diese Passagen geschildert? Wie kam man/frau zum ersten Lehrauftrag/Forschungsprojekt?

“Ja und dann hab’ ich eigentlich schon – das war mal die Projektseite, seit Ende meines Studiums und seit ’89 war ich eigentlich schon als Tutor in Lehrveranstaltungen beschäftigt und hab’ dann ab ’91 oder ab ’90 –das weiß ich jetzt nicht mehr genau, die ersten Lehraufträge bekommen. Einerseits in physiologischen Spezialpraktika, andererseits in den Bestimmungsübungen. Also eher ökologisch angehauchte Veranstaltungen (...).”

“Da hab’ ich, wie ich auf dem D. war, also kurz nach dem Studium, ganz kurz danach, hat mich der P. gefragt, ob ich bei- für eine Ausstellung über Arbeit in Oberösterreich, ein bißchen was über Frauen machen will. (...) Ja, und das hat mich interessiert, das hat mich echt als Thema interessiert. Frauenarbeit um die Jahrhundertwende, bezahlte, unbezahlte, Hausarbeit und so weiter. Und da hab’ ich ziemlich viel Material gesammelt, da war dann eine Tafel in Wirklichkeit dort. Und die haben das aber mitgekriegt, daß ich da ziemlich viel mache und so. Und daß mich das interessiert und da haben sie mich gefragt, ob ich bei ihnen am Institut– ich glaub den Frauen-Lehrauftrag machen will und so hab’ ich- Da war ich also wirklich jung und unbedarft, ja, das war ein Jahr, nachdem ich fertig war mit der Uni, oder vielleicht sogar nur ein halbes, hab’ ich da den ersten Lehrauftrag gekriegt. Und dann hab’ ich eigentlich jedes zweite Mal, jedes zweite Semester, glaub’ ich, diesen Frauen-Lehrauftrag dort gemacht und ab und zu halt dann noch einen im Normalprogramm von denen. So lang eigentlich, bis ich nach F. gegangen bin.”

Die Statusübergänge waren fließend und scheinen einer gewissen strukturellen Automatik im Ablauf der Qualifikation zu folgen: nach der Diplomarbeit die Dissertation, nach der Dissertation die Habilitation, vom Studium in die LektorInnentätigkeit und in die Forschungsprojekte.

“Und dann hab’ ich auch relativ schnell, die Diss. hab’ ich nicht g’macht, aber intensiv das betrieben, eigentlich. Und hab’ dann während ich die Diss. g’schrieben hab’, und, des hat MIR damals, auch emotional, SEHR viel geholfen, obwohl ich mich noch erinnern kann, daß ein Freund, also weil ich eben, von der Secession damals, über eine Kollegin, an Auftrag ’kriegt hab’ für die Secession., die haben damals irgendein, ein hundert Jahr war’s nicht, aber irgend so ein Jubiläum, oder hundert, ja, ich glaub’ doch, oder so irgendwas, für das Buch, für dieses Festschriftding, was zu machen. Und zwar, also Secession in der Zwischenkriegszeit und Nazizeit. Und das hab’ ich über eine Kollegin ’kriegt, die mich halt dort irgendwie genannt hat, und hab’ das dann tatsächlich ’kriegt, und die waren auch irgendwie so offen, so ein unbekanntes Mauserl zu nehmen, ja? Und mir hat des einfach, das

¹¹⁹ Diese Einschätzung wird durch die quantitativen Untersuchungsergebnisse bestätigt: Vgl. Kapitel 3.3.1., siehe auch 2.3.1.

hat mir einfach unheimlich viel geholfen, so für mein Selbstverständnis, daß ich ja doch eine Kunsthistorikerin sein kann. Und daß das was Gutes ist, und daß mir das auch gefällt, ja? Wobei, ich kann mich erinnern, mein damaliger Freund hat g'sagt: Mach das nicht, du mußt deine Diss. fertigmachen! Und ich hab' das aber dazwischeng'schoben, es war aber ganz wichtig, weil aus dem, aus dieser-, aus diesem Text ist dann eigentlich mein erster Lehrauftrag entstanden.

Auch später in kritischen Situationen werden Entscheidungen in Richtung einer eventuell anderen Berufsorientierung verschoben und nicht getroffen. In den Interviews wird davon berichtet, daß das Gefühl, immer etwas zu tun zu haben, Artikel, Antrag zu schreiben, von einem Projektbeantragung zum nächsten zu "hanteln", Stipendien einzureichen etc., für eine ruhige Nachdenkphase hinderlich gewesen sei.

"Ja ((seufzt)) und, daß ich an der Uni verblieben bin, war eigentlich keine freie Entscheidung von mir, oder- keine bewußte Entscheidung von mir, weil sich einfach das mit dem Folgeprojekt ergeben hat. (...) Also ich war froh, daß ich bleiben konnte, ich hätt' wahrscheinlich zu dem Zeitpunkt gar nicht gewußt, was ich tun sollte, wenn ich da keine Möglichkeiten gehabt hätte weiterzuarbeiten. Ich hätt'wahrscheinlich nicht gewußt, wo ich mich bewerben soll und was ich eigentlich tun will mit meinem Beruf jetzt, den ich abgeschlossen hab'. Und ich hab's mir Gott sei Dank ((lacht)) auch nicht überlegen müssen. Also. Aber so eine bewußte Entscheidung, daß ich wissenschaftlich Karriere machen will und daß ich mich vielleicht habilitieren will, das hat's bei mir eigentlich nichtgegeben.

Unsere Auswertungsergebnisse treffen sich hier in einigen Punkten mit den Analysen, die Anette Baldauf und Andrea Griesebner in ihrem Forschungsbericht zur Förderung von Frauen und Frauenforschung 1991 bei Diplomandinnen machten: Erstes und auch "greifbares" Ziel war für die interviewten Diplomandinnen die Abfassung einer Dissertation. Dieses Ziel war eines der wenigen, das klar bzw. widerspruchsfrei formuliert und auch konsequent angestrebt wurde. Keine der interviewten Diplomandinnen stellte sich daher die Frage:"Dissertation – ja oder nein?". Ihre Motivationen differierten jedoch.¹²⁰

Die beiden konstatierten in ihrer quantitativen als auch qualitativen Untersuchung insgesamt eine ausgeprägte wissenschaftliche Orientierung von feministischen Nachwuchs-wissenschaftlerinnen. Knapp die Hälfte der Studentinnen strebte eine Karriere im universitären Feld an und ein Drittel hatte die Perspektive eines Arbeitsplatzes an der Universität in ihre Zukunftsüberlegungen miteinbezogen, obwohl gleichzeitig kaum von Förderungen an der Uni berichtet wurde.¹²¹ Und obwohl die meisten dem universitären Feld als zukünftigem Arbeitsplatz ambivalent gegenüberstehen, halten sie dennoch – wie unsere InterviewpartnerInnen – an diesem Wunschbild fest.¹²² Nahezu alle interviewten

¹²⁰ Vgl. BALDAUF 1991, S. 94

¹²¹ Ebd. S. 94

¹²²Ebd. S. 454

Studentinnen und Lektorinnen beschrieben den Universitätsbetrieb als einen Ort, an dem Intrigen, Kämpfe und Verletzungen dominieren und ein fast nicht bewältigbarer Leistungs- und Publikationsdruck vorherrsche. Die von vielen Studentinnen formulierte Zukunftsperspektive "Lektorin" kann als Versuch interpretiert werden, mit der "Wissensfabrik Universität" in Verbindung zu bleiben, ohne sich jedoch mit den wahrgenommenen Intrigen und Kämpfen auseinandersetzen zu müssen, ein Faktor der auch für unsere InterviewpartnerInnen gewisse Gültigkeit hatte (siehe Kapitel 2.3.).¹²³ Auch bei Erzählungen zu Erfahrungen in den Forschungsprojekten dominierte die Erzählfigur des "Glück-Gehabt-Habens" und mehr oder weniger zufällig in die ersten Projekte "Hineingerutschtseins", also eine passive Haltung und nicht strategische Überlegungen.

"Und die Dissertation hab' ich dann, also 1990 war ich dann fertig mit dem Studium und hab' dann, da ein Kollege ein Projekt nicht antreten konnte, das eingereicht und bewilligt war, hab' ich schon parallel, noch bevor ich meine Promotion gehabt hab', mit dem Projekt angefangen. Bin faktisch von meiner Diss. ins nächste Projekt reingerutscht (...)."

Angesichts der sich insgesamt verschlechternden beruflichen Aussichten bei zunehmendem Alter und den ökonomisch schwierigen, wenig aussichtsreichen Zukunftsperspektiven ist diese Passivität auch eine verständliche Reaktion. Die Sozialpsychologie behauptet, daß sich die Aufmerksamkeit eines Menschen bei der Konfrontation mit etwas, das ungewiß, konfliktrichtig und daher beunruhigend ist, eher auf die unmittelbaren Umstände als auf langfristige Perspektiven richtet: die Augen des Kaninchens sind starr auf die Schlange geheftet.¹²⁴ In der Sozialpsychologie wird diese Verfassung als "kognitive Dissonanz" miteinander konfligierender Bedeutungsrahmen bezeichnet.¹²⁵

Übertragen auf die Situation ExterneR LektorInnen könnte dies bedeuten, daß sich die Aufmerksamkeit auf das naheliegendste Problem (nächstes Projekt, nächster Lehrauftrag, Artikel etc.) fixiert, und angesichts wenig realistischer Berufsalternativen größere Zusammenhänge (z. B. äußerst unsichere, immer prekärer werdende Zukunftsaussichten) dabei ausgeblendet werden. Vielleicht kann die riskante Laufbahn als ExterneR LektorIn/FreieR WissenschaftlerIn gerade aufgrund eines kurzfristigen Planens beibehalten werden.

"(...) hab' ich ein Vermögen sicherlich nie ausgebildet, und das ist so ein Vermögen, so ein vorausplanendes Vermögen, weißt Du?(...) Wo man sagt, man überlegt sich jetzt einmal, was man die nächsten fünf Jahre tun will oder so, ja? Oder was einem eigentlich wichtig ist? Und man kann sagen, daß ich eigentlich bis vor kurzem immer nur in den Tag hinein gelebt habe, sozusagen. Und immer nur auf Monate gedacht habe, aber nie auf ein Jahr. Das schon in den letzten Jahren

¹²³ Ebd. S. 454

¹²⁴ Vgl. SENNETT, S. 121

¹²⁵ Ebd. S. 120

versucht habe, ich mein, ich bin ja immerhin 42, na? Versucht habe, aber es fällt mir halt sehr schwer. Und ich hab' damals sicher auch ganz kurzsichtig die Dinge nur angeschaut und bin nicht wirklich fähig gewesen, einfach (größere zeitliche) Dimensionen auch zu denken. Oder auch für mich einfach essentiell zu überlegen, was ich eigentlich will."

Wenn ein Mensch nicht daran glaubt, daß das Problem zu lösen ist, wird das langfristig planende Denken sozusagen aufgehoben. In diesem Zustand werden Menschen über die unmittelbaren Umstände, in denen sie gefangen sind, immer und immer wieder in dem Bewußtsein sinnieren, es müsse etwas getan werden, ohne daß sie zu einem Entschluß kommen.

Alle InterviewpartnerInnen unseres Samples artikulierten, daß sie keine Möglichkeiten einer langfristigen Karriereplanung¹²⁶ im universitären Bereich sehen. Die Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen wirken doppelt gelähmt: Einerseits gibt es für eine freie Wissenschaftsexistenz nur wenige Vorbilder oder andere Entwürfe, andererseits ermöglicht es der Status des Lehrbeauftragten, daß Wünsche nach einer universitären Karriere nicht explizit gemacht werden müssen. Diese Wünsche werden angesichts ihrer Unangemessenheit in der derzeitigen realen Situation verschwiegen, denn die Thematisierung hieße, auch die Mißerfolge und das Scheitern zugeben zu müssen.

Die Krise des Arbeitsmarktes, einer sich flexibilisierenden kapitalistischen Arbeitsgesellschaft, bewirkt für AbsolventInnen der "oberen Regionen" des Bildungssystems offenbar weniger einen Berufsverlust an sich, sondern einen Verlust der kalkulierbaren, gut bezahlten und prestigeträchtigen Beschäftigungssicherheit. Das berufliche Jenseits der Bildungskarriere geht nicht verloren, sondern wird unvorhersehbar und unberechenbar.¹²⁷

2.3. Das Verhältnis zur Universität/zum Institut

2.3.1. MentorInnen

Wie Schliesselberger/Strasser in ihrer Untersuchung gezeigt haben, spielen MentorInnen für den wissenschaftlichen Nachwuchs eine entscheidende Rolle.¹²⁸ In den lebensgeschichtlichen Interviews

¹²⁶ Karriereplanung ist für die befragten externen LektorInnen aber auch ein grundsätzlich ambivalenter Begriff. Siehe dazu weiter unten.

¹²⁷ Vgl. BECK, Ulrich: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a. Main 1986, S. 247.

¹²⁸ SCHLIESELBERGER 1998

mit Externen LektorInnen nehmen Erfahrungen mit MentorInnen jedoch nur wenig Raum ein. Es zeigt sich, daß ProfessorInnen und DozentInnen als MentorInnen zwar vielfach für den ersten Lehrauftrag oder das erste Forschungsprojekt wichtig waren, eine weitergehende kontinuierliche und konkrete Förderung haben aber nur wenige unserer InterviewpartnerInnen erlebt. Im Gegenteil, berichten einige auch von einer plötzlichen Umkehrung einer Förderbeziehung in eine aktive oder passive Behinderung der universitären Karriere. Hierfür werden unterschiedliche Gründe genannt, sie reichen von plötzlich befürchteter Konkurrenz über ein persönliches Zerwürfnis bis zu grundlos sinkendem Interesse an den bisherigen Mentees. In den Erzählungen der Interviewten klingt zum Teil Enttäuschung über fehlende oder geringe Förderung an, zum Teil sehen sie aber die Gründe dafür auch bei sich selbst:

“Du, ein Fehler ist sicherlich, die Kommunikation zu den richtigen Leuten einfach nicht wirklich gepflegt zu haben. Also, es war ein Fall, wo jemand Assistent geworden ist, wo ich den, diesen Professor, genauso gut gekannt hab’, vielleicht sogar noch besser als der und da aber die Kommunikation nicht aufrechterhalten habe, beziehungsweise nicht dieses dauernde Zeigen, was man so tut, was man kann und so weiter. Und das ist das eine, na? Also ich (mich) eigentlich nie wirklich sozial, intensiv sozusagen, definiert hab’, ja, als jemand der jetzt Anwärter ist für so was?”

Daß weder die Existenz noch das Fehlen von Förderbeziehungen zentrale Themen in den Interviews mit Externen LektorInnen sind, hängt möglicherweise auch mit der bereits erwähnten ambivalenten Haltung der Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen gegenüber “Karrierestrategien” oder “Karriereüberlegungen” zusammen. In einigen Interviews wird deutlich, daß die Befragten eine große Zurückhaltung und Vorbehalte gegenüber den sozialen Zwängen einer Universitätskarriere haben. Sie können oder wollen sich nicht “verkaufen”, sich nicht aufdrängen – “Wissenschaft treiben” und “Karriere planen” gehört für die meisten nicht automatisch zusammen.

“Und, ich mein’, das was mir halt nicht liegt, ist irgendwo hingehen benzen, oder Lobbying betreiben und mich präsentieren: Hier bin ich. Und ich bin auch gut. Also das liegt mir absolut nicht. Das ist vielleicht ein Fehler, oder ich weiß es nicht, jedenfalls kann ich das nicht und deswegen- (...) ich würd’ das so formulieren, daß ich sag’, trotz meiner relativen Passivität hab’ ich bisher Glück gehabt und immer Möglichkeiten gehabt, Lehraufträge zu bekommen, ja? Einfach Glück. Wenn dem nicht so gewesen wär’, hätte ich sicher nicht auf der Uni verbleiben können, weil ich einfach zu passiv bin für solche Dinge, daß ich einfach Druck mach’ und mich darum kümmere und schau’, daß was geht und so, also das bin ich einfach nicht. Da hätt’ wahrscheinlich meine Karriere nach der Diss. geendet auf dem Institut, wenn ich nicht von anderen Leuten gefragt worden wäre oder wenn sich einfach was ergeben hätte.”

Zudem ist der Wunsch nach einer Universitätskarriere auch deshalb ambivalent, weil die universitären Strukturen prinzipiell als extrem hierarchisch, die Möglichkeiten des freien wissenschaftlichen

Arbeitens innerhalb dieser Strukturen als sehr eingeschränkt eingeschätzt werden, und es daher auch nicht sonderlich attraktiv erscheint, sich unter diesen Bedingungen anzupassen und "hinaufzuarbeiten". Denkbar ist aber auch, daß sich Externe LektorInnen aufgrund ihrer Erfahrungen damit abgefunden haben, daß sie in ihrem Status als "Externe" von der Institution Universität nicht oder kaum als WissenschaftlerInnen gefördert werden, daß sie vielleicht sogar in außeruniversitären Wissenschaftskontexten mehr Förderung erfahren. Trotz einiger Unterschiede von Institut zu Institut berichtet die Mehrzahl der interviewten LektorInnen jedenfalls, daß ihnen von seiten des Instituts überwiegend Ablehnung, Desinteresse oder höchstens unverbindliches Wohlwollen begegnet. In letzterem Fall fühlen sie sich im Institut gerade geduldet, es besteht die ebenso vage Hoffnung, daß sie über "persönliche Empfehlungen" einzelner ProfessorInnen oder DozentInnen zwar einen Lehrauftrag leichter bewilligt bekommen, darüber hinaus aber keine konkrete Unterstützung erfahren.

"Das ist auch irgendwas, was ich so auf der Uni oder auf dieser Projektebene immer sehr unangenehm empfunden hab', das letztlich alle, ja, daß niemand so richtig greifbar ist. Also niemand ist- Alle sind so wohlwollend. Es gibt irgendwie so ein vages Wohlwollen, aber wenig Verbindlichkeit und so."

"Also in I., da war es auf dem Institut immer so, daß klar war, sobald jemand kommt, der dort einem der Professoren mehr am Herzen liegt, bin ich weg vom Fenster. Und es war auch so. Da kam die N. und mein Lehrauftrag war weg, ja? Also das war dort ganz klar. Am andern Institut ist es ein bißchen anders, aber das ist deswegen, weil der L., bei dem schreib' ich ja meine Habil. Also das heißt, ich hab'da irgendwie deswegen ein bißchen eine andere Position. Also sozusagen nicht so auf der Abschußliste wie auf diesem Institut. (...) Hier in S., da ist es so, ich weiß nicht, wie das wirklich läuft, aber ich denk' mir halt, beim B. hab' ich studiert, beim K. hab' ich meine Diss. geschrieben, die D., die kenn' ich, ja, und noch paar andere und ich denk' mir halt, wenn die auf ihrer Sitzung meinen Antrag sehen, und nicht Was-Weiß-Ich-Wer alles noch das haben will, geben sie es mir. Und ich mein', du, also da sind alle nett, wenn ich da hinkomm', ich kann mir da mein Fach einrichten und kopieren so viel nötig ist und sonst noch was, ja? Sonst nix."

Signifikante Unterschiede in der Einschätzung des Verhältnisses "Institut-Externe" sind in unserem Sample zwischen den älteren LektorInnen an GEWI, GRUWI, Hochschule für Bildende Kunst und den jüngeren LektorInnen an der NAWI und der WU festzustellen, die durch kontinuierlichere Lehraufträge, ein universitäres Forschungsprojekt und/oder einen eigenen Arbeitsplatz eine stärkere Anbindung ans Institut haben. So berichten die drei LektorInnen von der NAWI und der WU von tendenziell positiveren Erlebnissen mit MentorInnen, einer besseren Arbeitsatmosphäre, besserer Kommunikation und einem besseren Zugang zu Ressourcen:

"Ich war GUT aufgehoben. Nachdem an DIESEM Projekt, ich glaub' ALLE Institutsangehörigen beteiligt waren, auch die regulären Assistenten, sei es nun als Diskutanten, oder als Vortragende, lief das SOFORT, vom ersten Tag über eine INHALTLICH bestimmte Schiene. Das heißt, man hatte

da gar keine Zeit sich irgendwas Organisatorisches zurechtzulegen, man hatte keine Zeit zu schauen, wie die Hierarchien hier sind. Man hatte keine Zeit, mit der Sekretärin zu reden und zu hoffen, daß man anerkannt wird, sondern es lief alles über die INHALTLICHE Schiene. Und von DA aus, muß ich sagen, ist es sehr schnell gegangen, daß, daß man die nötige Achtung, die nötige Anerkennung bekam. Und auch, das war völlig einsichtig, daß man gute Arbeit macht. Also, daß man eine Arbeit macht, das war für jeden, für jede einsichtig, WELCHE Arbeit man macht, das war transparent, und insofern hat man auch irgendwie die Unterstützung von den Professoren bekommen.”

Auch eine andere Externe Lektorin fühlte sich in ihrem Institut akzeptiert bis zu einem, wie sie selbst sagt, aus persönlichen Gründen vollzogenen Bruch von seiten ihres bisherigen Mentors. Danach wurde allerdings deutlich, wie sehr die Einbindung in ein Institut von dem/der MentorIn abhängig ist. Wenn diese Förderung wegfällt, ist es sehr viel schwerer, an einem Institut wirklich Fuß zu fassen.

“Also an sich hab’ ich prinzipiell das Gefühl gehabt, daß er eigentlich alle drei, die drei Frauen eben auf der Abteilung, durchaus in ihrer Arbeit schätzt und irgendwann soll er eben gegenüber jemand anderem erwähnt haben, daß er drei hysterische Weiber auf der Abteilung hat. Wie er zu dieser Äußerung gekommen ist, weiß ich nicht, weil eigentlich gestritten haben wir nie miteinander. Und mit diesem Ereignis ist eigentlich die ganze Abteilungsatmosphäre den Bach hinuntergegangen, es hat keine Aussprachen gegeben. Ja, und damit war es gelaufen. Und der einzige, der eben dann noch weiter gefördert wurde, war eben der Dissertant, der offensichtlich nicht hysterisch war in seinen Augen, oder was auch immer. Also. Der sicher wissenschaftlich nicht besser gearbeitet hat, als alle anderen.”

Die auch von Schliesselberger/Strasser festgestellten geschlechtsspezifischen Differenzen in der Nachwuchsförderung zeigen sich in unseren Interviews einerseits in der häufig problematisch verlaufenden Förderung von Frauen durch männliche Betreuer, andererseits bevorzugen Frauen von sich aus vielfach eher eine Netzwerkförderung durch Kolleginnen.

“Und das ist eigentlich, muß ich sagen, na, jetzt will ich nicht ungerecht sein, aber es ist einer, von den GANZ wenigen Männern, die mich so direkt gefördert haben, sonst sind es eigentlich alles Frauen gewesen. Ich denk’ mir oft, ich bin so eine richtige Netzwerkfrau. Auch viele dieser Sachen – Gut, das ist natürlich oft, daß die Männer an diesen Entscheidungspunkten sitzen, und sie entscheiden.”

In den Interviews mit Externen LektorInnen sind MentorInnen nur in Ausnahmefällen ein solider Anker zu einem Institut, am ehesten noch dort, wo über die Einbindung in ein universitäres Forschungsprojekt ein kontinuierlicher Austausch zwischen ProjektleiterIn und (externen) MitarbeiterInnen besteht.

2.3.2. Fremd bleiben

Im Unterschied zu den InterviewpartnerInnen von WU und NAWI sind die Externen LektorInnen unseres Samples an den GRUWI- und GEWI-Fakultäten kaum oder gar nicht über Forschungsprojekte in ein Institut eingebunden. Ein Grund für die fakultätsspezifisch unterschiedliche Verankerung der Externen LektorInnen liegt darin, daß Forschungsprojekte und auch Lehrveranstaltungen an bestimmten Fakultäten eine stärkere, kontinuierliche Präsenz des wissenschaftlichen Nachwuchses am Institut erfordern (Laborarbeiten, Assistenz bei arbeitsaufwendigen Pflichtlehrveranstaltungen/Praktika), was natürlich auch die Einbindung von "Externen" in ein bestimmtes Institut fördert bzw. fördern kann. Diese Bedeutung haben Forschungsprojekte und Lehrveranstaltungen an GRUWI und GEWI in der Regel nicht. Hier läuft die Anbindung ans Institut primär über die Lehrveranstaltungen, die allerdings unter einer größeren Gruppe von Externen LektorInnen vergeben werden, insofern für den/die EinzelneN eine relativ unsichere und unregelmäßigere Anbindung an ein bestimmtes Institut darstellen. Dieser Umstand wird unter anderem dadurch widerspiegelt, daß ein Teil dieser Gruppe des Samples nicht einmal den ersten Lehrauftrag an dem Institut hatte, an dem sie ihren Abschluß gemacht hatten, und daß auch die weiteren Lehraufträge an unterschiedlichen Instituten und zum Teil in unterschiedlichen Universitätsorten vergeben wurden und werden, während die drei jüngeren LektorInnen der NAWI und WU bis jetzt an dem Institut als "Externe" bzw. ProjektmitarbeiterInnen arbeiten, an dem sie ihren Abschluß gemacht haben.

Die Externen LektorInnen, die an GRUWI und GEWI tätig sind, erzählen auch signifikant öfter von einer abweisenden Haltung oder Marginalisierung der Externen LektorInnen von seiten des Instituts.

"Und der ist schon einer gewesen, der damals sehr offen war und einfach auch junge Leut' wollte, net? Was für mich auch ganz anders war, wie auf der Uni. Weil, dort hast immer nur das Gefühl gehabt, du bist einfach aufdringlich und wer, was WÜLLST«N eigentlich? Und ich muß sagen, das war auch, wie ich den ersten Lehrauftrag dann auf der Kunstgeschichte gekriegt hab', – Was ja irgendwie interessant ist, kommst ja an den gleichen Ort wieder zurück. Und jetzt von der anderen Seite, und es ist ÜBERHAUPT nicht anders gewesen. Es war eigentlich sagenhaft, wie die mit den Leuten umgehen, daß das überhaupt am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts möglich ist. Frag' ich mich heute noch. Und es ist nach wie vor möglich, und, sie sind sich auch sicher, daß das so funktioniert, aber da ist mir das einfach auch aufgefallen. Die gehen mit den Studis nach wie vor so um, und sozusagen: Jetzt machst halt da einen Lehrauftrag, aber eigentlich gehörst eh nicht dazu. (...) Nichts. Nichts. Du bist sozusagen eigentlich fremd. Du bist fremd, und das bleibst. Obwohl 's schon ganz freundlich ist, also so dort- der entsprechende Professor."

Während sich die Externen LektorInnen der NAWI und der WU durch Mitarbeit in Forschungsprojekten, regelmäßige Lehraufträge und einen eigenen Arbeitsplatz insgesamt mehr als

Teil des Instituts fühlen – auch wenn diese Akzeptanz sehr labil ist, wie sich im Fall von Konflikten zeigt –, fühlen sich die Externen LektorInnen an GRUWI und GEWI kaum als Teil des Instituts wahrgenommen. Sie bleiben in der Regel *außenstehende* wissenschaftliche Arbeitskräfte.

Ebenso wie das Wohlwollen diffus bleibt, macht sich auch das Gefühl des Fremdbleibens eher an diffusen Ausgrenzungen und Marginalisierungen fest als an konkreten, offenen Konflikten und Konkurrenzen. Einerseits bedeutet die Zusage eines Lehrauftrags zwar eine gewisse wissenschaftliche/fachliche Anerkennung von seiten des Instituts, die Intransparenz von Entscheidungen (beispielsweise im Fall der Erteilung eines nichtremunerierte Lehrauftrags) und fehlende Kommunikation über die Umstände der Abhaltung der Lehrveranstaltung werden von den Externen aber wiederum als eine Form der Marginalisierung und des Ignorierens wahrgenommen. So kommen zwischen den “Externen” und den Institutsangehörigen kaum persönliche Kontakte und ein offizieller Informations- und Kommunikationsfluß zustande.

“(…) und das hab’ ich dann eingeschickt, und dann hab’ ich immer die Nachricht gekriegt, daß: "Der Dekan beehrt sich, mir mitzuteilen, daß ich einen nichtremunerierte Lehrauftrag zugeteilt bekommen habe." Und: YES! ((lacht)) Mach’ ma wieder. Und dann hab’ ich einen Aushang gemacht, mit der Beginn-Meldung, und den Raum dazu, und, da LERNT man niemand persönlich kennen.”

Ein Großteil der befragten LektorInnen beklagt sich einerseits über mangelnde Information und Kommunikation von seiten des Instituts, was ihre Lehrveranstaltungen angeht, wo sie sich eine frühzeitige Benachrichtigung über Bewilligung oder Ablehnung des Lehrauftrags, ein Abklären der Anrechenbarkeit von Lehrveranstaltungen, von Zeit und Ort der Lehrveranstaltung, und ein zumindest höfliches Interesse an der Arbeit der Externen LektorInnen von seiten des Institutsvorstands und anderer wissenschaftlicher KollegInnen wünschen würden. Außerdem fühlen sie sich auch in allgemeinen institutspolitischen Fragen ausgegrenzt. Informationen über wichtige, sie betreffende Entscheidungen, die etwa in der Institutskonferenz getroffen werden, erhalten sie häufig nur auf informellem Weg.

“Und dann hör’ ich eben so die Geschichten aus dem Hintergrund, eben, von meinen INFORMANTEN. ((lacht)) (...) Na, LEUTE, die halt sich dort in diesem CHAOS, das kann man wirklich so sagen, in diesem institutionellen CHAOS, aufgrund dessen, daß sie schon länger dort verkehren, einen besseren Durchblick haben. Net? Und die kennen Leute und reden, und was weiß ich, und können, also ICH kriegt NICHTS mit. Also wenn ich die Leute nicht kennen WÜRDE, würde ich absolut nichts mitkriegen. Man kriegt auch keine BRIEFE, also wenn man jetzt ansucht, oder, ja, zum Beispiel, wann der Lehrauftrag genehmigt wird, das erfährt man, ich weiß nicht, sechs, sieben Wochen, nachdem das Semester angefangen hat. Und lauter so Sachen! Net? Wenn da nicht wer sagt: "DU, in der Kommission ist beschlossen worden,!" Das hab’ ich IMMER informell erfahren. Entweder über Studenten, oder über meine Informanten ((lacht)).”

Andere befragte Externe LektorInnen wiederum thematisieren mangelnden Kommunikations- und Informationsaustausch mit dem Institut gar nicht oder sind der Meinung, sie könnten Zugang zu Informationen haben, wenn sie nur wollten.

“Ich hab eigentlich nur abteilungsintern ((zögert)) mit einer zweiten Abteilung, mit Kollegen, seien es jetzt Dissertanten oder Diplomanden, näheren Kontakt. Ich kenne ein paar aus meinem Semester, die auch auf der Uni hängengeblieben sind, mit denen ich aber nicht sehr viel Kontakt hab’ und so – was institutsmäßig vor sich geht, bei Institutskonferenzen oder so, da krieg’ich wenig Information, beziehungsweise ich hol’ sie mir auch nicht. Ich könnte sie sicher haben und bekommen, aber ich leb’ da nicht sehr mit. Mit diesen ganzen Institutsquerelen, weil mich das eigentlich eher ärgert und – Also ich würd’ mich nicht als sehr – wie soll man sagen – nicht eingebunden – Einbindung ist das falsche Wort. Also ich interessiere mich vielleicht zu wenig für Institutspolitik. Sag’ ma so.”

Auffallend dabei ist, daß dies in unserem Sample gerade diejenigen sind, die grundsätzlich mehr Zeit an ihrem Institut verbringen, weil sie dort einen Arbeitsplatz haben, also grundsätzlich vermutlich besser in die institutsinternen Kommunikationsstrukturen eingebunden sind als jene, die nur über einen Lehrauftrag mit einem Institut verbunden sind.¹²⁹

Vielfach wird in den Interviews das Sekretariat als eigentliche “Schnittstelle” oder “Kommunikations-Drehscheibe” zwischen den Externen LektorInnen/Freien WissenschaftlerInnen und dem Institut bezeichnet. Das Sekretariat ist vielfach die erste und wichtigste Anlaufstelle für die Externen in Fragen der Raumverteilung und der Ressourcen, auch die Kommunikation zwischen Externen und Institut findet hauptsächlich hier statt. Externe LektorInnen erleben die diffuse Ausgrenzung und Geringschätzung daher häufig im Kontakt mit dem Institutssekretariat. Gleichwohl steht hinter der jeweiligen “Politik” eines Sekretariats gegenüber den “Externen” in der Regel die Institutsleitung, ist die Macht, die das Sekretariat über die Gewährung oder Verweigerung von Ressourcen und Infrastruktur oftmals gegen die Externen LektorInnen “ausspielt” legitimiert durch die grundsätzliche Institutspolitik gegenüber den Externen LektorInnen.

“IP: Und des Sekretariat, das ist ja, BWOAH.

I: Wieso?

IP: Da kommst rein, und wirst angefleget. Also aber wirklich. Also so ungefähr: “Stören Sie diesen Raum- oder, was WOLLEN Sie? Was WOLLEN Sie überhaupt?” So, also, ungefähr, “Tschuldigen, ich wollte eigentlich nur fragen, ((lacht)) ob da ein Raum, (...)”

“Aber mir schien, daß selbst diese prononcierte Trennung von Intern und Extern, also NAHEZU ausschließlich über den Gegenstand und über das Projekt und über die Sache selbst definiert war. Also natürlich hatte man manchmal den Eindruck, daß es –bezüglich zum Beispiel des Sekretariats

¹²⁹ Bezüglich einer fakultätsmäßig differenten Teilnahme an Intitutsversammlungen, vgl. Kapitel 3.3.2.

– eine Differenzierung gibt. Und das Sekretariat ist IMMER ein neuralgischer Punkt. Also da ENTSCHIEDET sich dann die Sache, wer anerkannt wird, und wer nicht anerkannt wird. Nur fiel das damals halt nicht so auf, weil, wie gesagt, Projektarbeit hieß damals auch ziemlich viel Bibliotheksrecherchen. Ziemlich viel Arbeit im AUSWÄRTIGEN. Und insofern war einfach die Drehscheibe des Sekretariats nicht so wichtig. Zur Wahrnehmung ist es eine mögliche Differenzierung, und es war auch eine Differenzierung. Obwohl man natürlich sagen muß, es war keine Differenzierung jetzt, von extern und intern, sondern es war eigentlich eine Differenzierung INNERHALB der Externen selbst. Also es ist nicht so gewesen, daß ALLE Externen als Externe wahrgenommen worden sind. Also manche sind EHER anerkannt worden, andere weniger anerkannt worden. Also das und diese Anerkenntnis, ja, wie ist die zum Ausdruck gekommen? Ja, ich weiß nicht, ob eine Nachricht am Schreibtisch liegt oder im Postfach liegt. Solche Kleinigkeiten. Oder, ob es ein FREIZÜGIGE Auskunft gab, oder KEINE.”

Der Zugang zu oder die Vorenthaltung von Informationen, Ressourcen und Infrastruktur wie eigener Arbeitsplatz, Telefon, E-mail, Postfach, LektorInnenzimmer, Kopiermöglichkeit, Institutsschlüssel etc. erleichtern oder erschweren nicht nur die konkreten Arbeitsbedingungen der Externen LektorInnen, sondern manifestieren auch auf symbolischer Ebene ihren Status als Außenstehende in der Institutshierarchie. Das Gefühl am Institut”fremd zu sein und zu bleiben”, das viele der Befragten implizit oder explizit in den Interviews äußern, resultiert zu einem nicht geringen Teil aus dem sehr restriktiv geregelten Zugang zu den genannten Ressourcen bzw. der Infrastruktur.

“Aber irgendwie bist ein lästiges Anhängsel, dem man alles dann noch aufbürdet. Ich mein, das sind dann so Kleinigkeiten, wie, was weiß ich, du kriegst keine Dias, wenn du nicht, auch an der G., du kriegst keine Dias, wennst nicht an dem Institut bist. Als Fixangestellter. Kriegst keine Dias, mußst sozusagen darum bitten, also du wirst, es wird dir immer gezeigt: Hoppla, du darfst unsere Dienste eigentlich NICHT in Anspruch nehmen.”

Welche Ressourcen den Externen im einzelnen zugebilligt werden, hängt vom jeweiligen Institut und dessen Arbeitserfordernissen und Gewohnheiten ab, ist aber, wie das obige Zitat zeigt, nicht immer bzw. in den seltensten Fällen logisch erklärbar und wird von den Externen LektorInnen oft als weiterer Beleg für Ausgrenzung bzw. Ausdruck von Gleichgültigkeit gegenüber den Externen LektorInnen interpretiert.

“Ja, das alles war frustrierend. Also, es war nur ärgerlich. Also, es gibt gute Erfahrung mit Studenten, gibt’s natürlich, aber der Rahmen – zum Kotzen. Also zum Beispiel, wenn ich mich an die letzte Lehrveranstaltung erinnere, die ich mit dem Freund gemacht hab’, das war vor eineinhalb Jahren, ((macht kurze Pause)) also es fängt bei so vielen Kleinigkeiten an. Zum Beispiel, daß sie plötzlich nicht remuneriert ist, und dann machen wir’s doch. Dann kommst hin auf ein Institut. Die Vorlesung ist am Abend, weil der andere gearbeitet hat. Niemand vom Institut kommt und begrüßt dich. So ganz banal. Niemand gibt dir den Schlüssel. Um zehn ist das Institut zu. Da mußst beim Fenster rausklettern. Es war vereinbart, daß es eine Lehrveranstaltung für den zweiten Studienabschnitt ist. Es war eingetragen für den ersten Studienabschnitt. Ich hab’ gesagt, es ist zu viel Arbeit, Studienanfänger haben- mit denen muß ich anders arbeiten, die muß ich ernst nehmen. Also da kann ich nicht meine Sachen machen. Wenn das nicht remuneriert ist, dann geht das nur im

zweiten Studienabschnitt, dann will ich mich unterhalten können auch. Und – erster Studienabschnitt. (...) Das war der letzte Lehrauftrag und dann hab' ich gewußt: nein."

Während für einen unserer Interviewpartner die Kombination von zunehmend schlechter bezahlten Lehrveranstaltungen und schwierigen Rahmenbedingungen ausschlaggebend für die Entscheidung war, die Lehrtätigkeit überhaupt aufzugeben und "nichts mehr an der Uni zu machen", versucht der Großteil der Befragten gerade angesichts der bereits zu spürenden oder sich abzeichnenden Verschlechterungen durch Einsparmaßnahmen und Kürzung des Lehrauftragskontingents für Externe LektorInnen den Kontakt zu einem oder mehreren Instituten zu halten um nicht aus dem "Rad der Lehrauftragsvergabe" herauszufallen. Angesichts mangelnder Alternativen (siehe Kapitel 2.6.1.) ist es für die meisten trotz der vielen geschilderten Kritikpunkte sehr wichtig, weiterhin Lehraufträge zu bekommen.

2.4. Ambivalente Selbstbilder

Eine Intention des qualitativen Untersuchungsteiles war es festzustellen, wie sich die Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen in den offenen, narrativen Interviews selbst charakterisieren. Welche Selbstbilder werden in den lebensgeschichtlichen Interviews präsentiert? Lassen sich dominante Identitätsmuster feststellen? Beschreiben sich die Interviewten eher als Lehrende oder als freie ForscherInnen?

Wir fragten uns, ob bestimmte Tätigkeiten in diesen beiden beruflichen Feldern bevorzugt wurden und wenn ja, aus welchen Gründen? Welchen Stellenwert hat die ForscherInnentätigkeit und welchen die Lehrtätigkeit im gesamten Lebenszusammenhang? Beinhaltet das Selbstbild bestimmte Ambivalenzen? Welche Vorteile und welche Nachteile werden in bezug auf die LektorInnentätigkeit und das Freie WissenschaftlerInnendasein angeführt?

2.4.1. Selbstbilder Freier WissenschaftlerInnen und Externer LektorInnen

Generell wird das *Selbstbild des/der Freien WissenschaftlerIn* stärker als das des/der LektorIn positiv gezeichnet. Die Schilderungen bleiben aber insgesamt verschwommen, unkonkret und abstrakt. In den Interviews wird in diesem Zusammenhang von "wissenschaftlichem Ethos", von "wissenschaftlicher Existenz", vom "homo academicus" bzw. "einer souveränen Existenz", von Erkenntnisansprüchen und "Freidenkerexistenz" gesprochen. Die Bedeutung der Selbstdefinition als ForscherIn kommt besonders über den hohen Stellenwert der *selbstbestimmten und kreativen Forschungsinhalte* zum Ausdruck. Welche Auffassung von Wissenschaft wird vertreten? Welche Wissenschaftertypen werden

von unseren InterviewpartnerInnen präsentiert? Interessant ist in diesem Zusammenhang Martin Kohlis Untersuchung von Autobiographien von Wissenschaftlern, in der er konstatiert, daß sich bei dieser Berufsgruppe im Vergleich zu anderen eine Identitätsdoktrin ausspricht, die dem handelnden Subjekt, dem Ich als Organisator des Werks und als Garant für dessen Kontinuität, eine zentrale Stellung einräumt.¹³⁰ Mit Blick auf die spezifischen Arbeitsbedingungen Externer LektorInnen läßt sich hier feststellen, daß dieses selbstbestimmte, kreative, innovative WissenschaftlerInnen-Ich für die Externen LektorInnen/Freien WissenschaftlerInnen einerseits den einzig verlässlichen Garant für eine gewisse (Werk-)Kontinuität darstellt, andererseits die permanente Konfrontation mit dem Instabilen, Brüchigen, Unsicheren der Arbeitsbedingungen als ständige Bedrohung für das wissenschaftliche Werk und das WissenschaftlerInnen-Ich empfunden werden muß.

Die Existenz des/der Freien WissenschaftlerIn wird über die Forschungsthemen als nichtentfremdete und gesellschaftlich sinnvolle Arbeit grundsätzlich positiv definiert.

Für die ältere Generation der InterviewpartnerInnen sind Sozialengagement, feministische Intentionen, Politik- und Praxisrelevanz und Selbstverwirklichung hierbei wesentliche Komponenten.¹³¹

“Für mich ist Wissenschaft selber(bestimmt) – mich interessiert Wissenschaft dann, wenn sie diese Themen und Fragen berührt, das kann ganz theoretisch oder ganz praktisch sein, die ich für die Grundfragen dieser Gesellschaft halte. Ja? Natürlich, heute habe ich da ein viel breiteres Spektrum als nur diese Broschüren, die wir damals gemacht haben, ja? Aber zum Beispiel in der Theorie ist es dann eben – ja – ich mach’ jetzt ein paar Beispiele? Wenn ich davon ausgehe, zum Beispiel politisch-theoretisch, daß es nicht wahr ist, daß kapitalistische Gesellschaft bedeutet, daß es immer moderner und irgendwie besser und reicher wird. Sondern daß es auch bedeutet, es wird immer entfremdeter, immer perverser und in 150 von den 173 Ländern immer schlimmer und sogar bei uns kannst es in Frage stellen. Dann, wenn das meine Grundperspektive ist, ja?”

“Dann, daß durch diese, ich sag’ jetzt einmal so im Groben, und daß irgendwie so diese Linksgerechtigkeit und Andersdenken und dann Alltagskultur der Siebziger Jahre, und Arbeiterkultur um Gottes Willen, und diese ganzen Geschichten haben IRGENDWO im Hintergrund IMMER eine Rolle dann gespielt.”

Das Selbstbild als LektorIn umfaßt dagegen in den Interviews ein anderes und weit differenzierteres, ambivalenteres Spektrum von Bedeutungen:

Die Lehraufträge stehen in den Interviews erstens für ein gewisses Maß an (relativer) *Kontinuitätserfahrung* in der als extrem diskontinuierlich empfundenen wissenschaftlichen Biographie:

¹³⁰ KOHLI Martin: "Von uns selber schweigen wir." Wissenschaftsgeschichte aus Lebens-geschichten. In: Wolf Lepenies (Hg.), Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin, Frankfurt/Main 1981, Bd. 1, S. 452

¹³¹ Siehe auch Kapitel 1.2.3.2.1.

“Kontinuität gibt es bei mir nicht. Es gibt nur Brüche und irgendwie Neubeginn und ich tu’ mir sehr schwer mit Kontinuität, ja das stimmt schon. Außer die Lehraufträge, das ist die einzige Kontinuität, die ich habe, aber sonst?”

Diese Kontinuität hat vor allem in Hinblick auf die Integration im Sozialversicherungssystem identitätssichernde Bedeutung.

“Das kennt man ja alles, das sind ja ganz andere Anforderungen, aber zugleich wird es auch ambivalent, weil man fühlt sich natürlich ganz gut, man ist Lehrbeauftragter, aber andererseits reicht das Geld natürlich nie aus. Ja, das war damals etwas besser bezahlt als heute, aber noch nicht wirklich gut und ich hatte damals noch das Glück, eben innerhalb dieses Sozialversicherungssystems dann rasch einmal wieder hineinzukommen über die Lehraufträge und hab es immer wieder geschafft, bis auf, glaube ich, zwei oder maximal drei Semester in den letzten zehn Jahren, wo ich keine Sozialversicherung hatte und eben dann selbst meine Versicherung zahlen mußte, sonst hatte ich immer das Glück in dieses System- in diesem System quasi drinnen zu sein, beziehungsweise sogar Arbeitslose zu kriegen, aufgrund der Tatsache, daß ich einen bestimmten Zeitraum eben Lehraufträge hatte, die eben diese sogenannten ‘lit. a’-Lehraufträge waren. Gut. Aber das ambivalente dran ist eben, man hat das Gefühl, man tut was Wichtiges und was Tolles, aber das Geld reicht nie, also muß man noch andere Dinge tun, was macht man, man versucht Projekte zu machen und zu jobben.”

Auch die Möglichkeit in die Arbeitslosigkeit gehen zu können, wird unter die Positiva subsummiert, da zumindest ein gesetzlicher Anspruch auf Arbeitslosengeld durch die Lehraufträge oder eine Projektanstellung erworben wurde. Auf diese Art der minimalen sozialen Absicherung durch die Lehraufträge wird verständlicherweise großer Wert gelegt. Die Arbeitslosenunterstützung dient oftmals dazu, die Zwischenzeiten von einem Projekt zum nächsten überbrücken zu können, oder Studienabschlüsse wie Dissertationen zu beenden.

“Dann hab ich g’wußt, ich will jetzt die Diss. fertigmachen, dann hab’ ich mir gedacht, das letzte halbe Jahr zum Fertigschreiben geh’ ich in die Arbeitslose. Hab’ das g’macht, hab’ genau zwei Jahr’ g’arbeitet. Hab’ das schon getimet auch dann. Zwei Jahre hab’ ich gebraucht, geh’ ich ein halbes Jahr in die Arbeitslose. Das war irgendwie überhaupt kein Geld, kannst dir eh ausrechnen, aber ist ja wurscht. ((lacht)) Und hab’ dann, hab’ wirklich das g’schafft in der Zeit, und bin dann sofort in das Projekt übergestiegen. Und hab’ dort ja, das waren damals so- eine Halbtagsanstellung ’kriegt. Und wir haben dann noch ein zweites Projekt ’kriegt, also ich war, eine Zeit lang war ich sogar d’rüber ganztags finanziert und hab’ dann irgendwie so, naja, das war die Haupttätigkeit, und dann haben wir halt so kleine Nebengeschichten, weißt eh, so irgendwie: dort ein Artikelchen, und da, oder so (...).”

Andererseits gibt es in diesem Zusammenhang das Problem, daß während der Zeit eines zweistündigen, remunerierten Lehrauftrages kein Anspruch auf Arbeitslosenbezug besteht, da der Betrag nicht auf die Höhe des Arbeitslosenbezuges angerechnet wird, sondern man/frau aufgrund der

Höhe des Bezuges¹³² überhaupt aus der Bezugsberechtigung fällt. Was wiederum –bei ein oder zwei remunerierten Lehraufträgen – zeitweise absurd niedrige Einkommensverhältnisse produziert.

“Dann war ich zwei Monate arbeitslos, Januar, Februar, und März hab’ ich dann wieder einen Lehrauftrag gehabt. Ja genau. So stimmt’s. Ja, so schaut’s im Prinzip aus. Seit derZeit, also in etwa seit Anfang dieses Jahres bin ich auf der Suche nach einer Arbeit, weil dieser Zustand, dieses-diese freie Lektorenschaft ist in meinem Fall keine selbstgewählte und keine Idealvorstellung und kein Ziel von mir gewesen, sondern das ist halt passiert. Und ich hab’halt bis jetzt noch nichts gefunden.”

Die Lehrtätigkeit wird zweitens als gute Möglichkeit zur *Vermittlung* von Forschungsinhalten an Jüngere verstanden. Die Ebene der Vermittlung, im Sinne von Praxisrelevanz, wird insgesamt als wichtig bewertet. Die Bedeutung der Lehre hängt auch mit dem Stellenwert des Aufklärungsgedanken für unsere Untersuchungsgruppe zusammen: Forschung ohne Auseinandersetzung mit der Frage der RezipientInnen wird als gesellschaftlich problematisch angesehen und gerät in den Verdacht, nur im Elfenbeinturm angesiedelt zu sein.

“A sozialwissenschaftliche Arbeit wird sinnlos, wenn sie net irgendwie adressiert ist, wenn niemand angesprochen ist. Wenn man nicht weiß- Wenn’s in einen luftleeren Raum gesprochen wird. Oder in diese akademische Schöngesteerei, was so mit fiktiven Positionen, lähmend und für viele Menschen auch destruktiv und vollkommen zerstörend ist, wo dir eigentlich die beste Zeit des Lebens kaputtg’macht wird.”

Drittens wird die Arbeit mit den Studierenden in allen Interviews durchwegs als *sinnvoll, persönlich gewinnbringend* und *nicht entfremdet* erlebt und macht allen InterviewpartnerInnen – aufgrund von meist positiven Rückmeldungen durch die StudentInnen – *Spaß*. Die geringe Belastung durch administrative universitäre Tätigkeiten, die relativ freie Zeiteinteilung, die geringe Belastung durch die Betreuung von Diplomarbeiten, Dissertationen und durch riesige Prüfungen wird in den meisten Interviews als positiv vermerkt. Das “Lustprinzip” und “Spaß an der Arbeit” sind wichtige Werte der Interviewten und werden den “Zwängen” und dem “Gedränge” in der Institution Universität erzählerisch gegenübergestellt (siehe die Interviewstelle oben). Bei den von uns interviewten BiologInnen wurde den Vorteilen einer flexiblen Arbeitseinteilung des Externen LektorInnenstatus und mit netten KollegInnen zusammenarbeiten zu können das Negativbild eines “Pharmareferenten” entgegengesetzt.

¹³² Während des Bezugs der Arbeitslosenunterstützung dürfen derzeit maximal ÖS 3.899,- monatlich dazuverdient werden. Übersteigt das Zusatzeinkommen diesen Betrag (das ist bei einem remunerierten Lehrauftrag der Fall), so entfällt für diesen Monat die gesamte Arbeitslosenunterstützung.

“Also ich würd’ nicht tauschen wollen mit einem – a blödes Beispiel – Pharmareferenten, der vielleicht doppelt so viel verdient, und dafür muß er aber sich von achte bis um fünfe am Abend abstrudeln mit lauter unlustigen Menschen und ihnen was andrehen, sich anschnauzen lassen aus unerfindlichen Gründen, weil der halt mit dem linken Bein aufgestanden ist ((lacht)). Also da wollt’ ich um nichts in der Welt tauschen.”

“Und es hat so Zeiten gegeben, wo ich mir gedacht hab’, hui, ich weiß nicht, ob das wirklich so lustig ist und dann gibt es wieder Lehrveranstaltungen, wo einfach die Gruppe paßt und man sich denkt, ha, das war jetzt wieder ein super Kurs, oder wo man einfach von den Leuten viel zurückkriegt.”

“Ich seh’ meine Arbeit sehr NICHT entfremdend. Also i identifizier’ mich voll mit dem, was ich mach’, und es macht mir Spaß, und i find’s wichtig, und so in der Richtung. Und wenn du das dann also auch vermitteln kannst, und wennst merkst, also, daß des andere Leut’ auch schnuppern und merken, also, wennst des G’fühl hast, daß du was weitergeben kannst und Leut interessieren kannst dafür«; und am meisten taugt mir, wenn i selber was lern davon. Net? Also, Und DIE des nachher auch annehmen, und i hab’ dann oft das Gefühl, daß es Gruppen gibt, die das annehmen und dann ja selbst kreativ arbeiten, und es taugt mir. Find’ i guat. Aber es is net IMMER so. Des muß ich auch sagen.”

Die Anerkennung und Befriedigung bei der Arbeit mit StudentInnen und die Möglichkeit über Lehraufträge sozialversichert zu sein, wog zeitweise sogar noch gewisse Kürzungen bei der Remuneration von Lehraufträgen auf. Für diesen Interviewpartner war die Grenze des Erträglichen erst überschritten, als sein Lehrauftrag plötzlich nicht mehr remuneriert war:

“Weißt eh, wegen der Budgetkürzungen, net? Und, i war mit der Hälfte auch noch zufrieden, weil ich versichert war, Gott sei Dank, und weil mir das Unterrichten Spaß macht, und da hab’ ich mir gedacht, des mach’ ich weiter, bis es auf einmal nicht mehr remuneriert wurde. Da hab’ ich gesagt: Na, des geht irgendwie net, und dann war«s also a Rafferei, daß DOCH wieder einmal a Semester voll-, daß dafür das nächste Semester nicht remuneriert ist, und, und DANN kommt dieses Nicht-Kommunikative.”

Viertens hat die LektorInnentätigkeit für das *Sozialprestige* und den *Status* eine wichtige Funktion. Denn mit der LektorInnentätigkeit bzw. einem akademischen Titel ist im allgemeinen ein hohes soziales Prestige verbunden. Gleichzeitig wird von den InterviewpartnerInnen aber auch die Diskrepanz angesprochen, die sich aus einem hohen Sozialprestige und dennoch prekären Arbeits- und Einkommensverhältnissen ergibt.¹³³

“Das ist- kennt man ja alles, das sind ja ganz andere Anforderungen, aber zugleich wird es auch ambivalent, weil man fühlt sich natürlich ganz gut, man ist Lehrbeauftragter, aber andererseits reicht das Geld natürlich nie aus.”

¹³³Vgl. auch die “Außensicht” in den ExpertInneninterviews, Kapitel 4.2.6.

“Weil, immerhin ist man Doktor, Herr Doktor, das ist für viele, sagen wir einmal, mittelständliche Familien, oder Arbeiterfamilien, so wie in meinem Fall, natürlich was Besonderes. Und da ist es dann nicht ganz begreiflich, warum der Bub nicht schon längst irgendwo was hat – oder so.”

Und fünftens repräsentiert der Lehrauftrag einen *Anker zur Universität und einer akademischen Karriere*.¹³⁴ Dieser Aspekt wird in den Interviews zwar nicht expliziert, ist aber durchgängig latent und uneingestanden präsent. Ebenso wie der Wunsch nach einer universitären Karriere bei einem Großteil der Befragten latent vorhanden ist, aber in der biographischen Selbstpräsentation nicht eingestanden werden kann, weil er unrealistisch und damit unangemessen erscheint, kann auch die Bedeutung von Lehraufträgen als potentielle Verankerung/Positionierung an einem Institut, d.h. als “Karrierestrategien” in den Interviews nicht zum Thema werden (s.o.).

Die Grenzen und Übergänge beider Tätigkeiten – des Lehrens und des Forschens – sind in den Erzählungen oft fließend und verschwommen. Passagen über wissenschaftliches Arbeiten gehen nahtlos in Schilderungen von Erfahrungen mit Lehraufträgen über. Beide Arbeitsbereiche werden als eng verbunden gesehen. Das erzählerische Verbindungselement dieser beiden Themenfelder sind die Inhalte, die in Forschungszusammenhängen erarbeitet wurden und werden und in die Lehrinhalte der Lehrveranstaltungen einfließen.

2.4.2. Themen und Inhalte

Zentral für die Identitätskonstruktion der interviewten LektorInnen und freien ForscherInnen sind die “originellen”, selbstbestimmten und als gesellschaftlich relevant bewerteten Themen.

In diesem Kontext werden Topoi von “originären” und “originellen Köpfen”, oder auch die Formulierung vom “Gegenweltkopf” verwendet.

“Es ist witzig, es hat eine Kollegin jetzt mal zu mir gesagt: Du bist-, worunter i nämlich auch immer eigentlich a bißl gelitten hab’, war eigentlich, daß so MEIN Fachbereich, des was so MICH interessiert, ich eigentlich NIEMAND hab’, mit- über des ich diskutieren kann. Des passiert immer alles mit MIR und mit MIR und meiner- Gegenweltkopf, ja? Und eine Kollegin hat jetzt mal zu mir gesagt: Na, dafür bist du auch wunderbar autonom. Ja? Und, des HAT seine Vorteile, aber des kostet genauso viel wie das Andere, nur anders halt. Also ich, – des war irgendwie für mich verwunderlich, daß das jemand so sagt, weil ich hätt’ des gar nie so formuliert. Sie hat des irgendwie so-, sie von außen sieht es so.”

In den seltensten Fällen wird die Wahl von Inhalten in den Kontext von Strategien der Karriereplanung gestellt. Es läßt sich bei allen InterviewpartnerInnen eine interessen geleitete und politisch-

¹³⁴ Vgl. auch Kapitel 1.4.2.

weltanschaulich aufklärerische Ausrichtung in Hinblick auf innovative und interdisziplinäre Themen und Zugänge feststellen.

“Weil inhaltlich sprüh’ ich, net? Vor Ideen und so, aber es scheitert dann immer an der Finanzierung, net?”

“Aber was ich noch sagen wollte, ich hab’ dann schon auch in L. immer wieder so sozusagen über diese Schiene Medien, ich hab’ dann begonnen Filme zu machen, Videofilme zu machen und mit anderen zusammen eher auch so experimentell gearbeitet und- also kurzum, wichtig war auch dort wieder so- sagen wir keinen praktischen Bezug aber eher einen angewandteren experimentelleren Bezug zum Gegenstand, den ich mir theoretisch aneigne, einen praktischen Bezug dazu zu haben, sozusagen.”

“Das ist ein Begriff, der mir irgendwo einmal sehr wichtig geworden ist, der Gegenwartsdruck, worunter ich einfach verstehe, um das Ganze jetzt vielleicht etwas zu politisieren auch, daß jedes Unterfangen sozusagen, daß es mir wichtig ist - ob das ein Lehrauftrag ist, oder ein Produkt erstellen oder ein Symposium machen oder so- () Unterfangen in so einem gewissen Sinne sozusagen von diesem Gegenwartsdruck betroffen ist. Das heißt, es sollte reagieren auf aktuelle Probleme, auf aktuelle Widersprüche in der Gesellschaft oder weltweit in der sogenannten globalen Kultur. Und sollte in einem gewissen Sinne versuchen, da ein paar kleine Indizien sozusagen beizusteuern, wie diese Probleme entweder zu verstehen oder sogar zu lösen sind oder so.”

Als durchgängig positiv werden die Vielfältigkeit der Forschungsinhalte, die freie Wahl der Themen und Methoden und die Praxis- und Gesellschaftsrelevanz beurteilt.

Insbesondere bei den älteren InterviewpartnerInnen unseres Samples stehen “Selbstverwirklichung”, “Interdisziplinarität”, “Politik- und Praxisrelevanz” in der Werteskala weit oben. In diesen Interviews wird im Unterschied zu den jüngeren InterviewpartnerInnen signifikant öfter von Ideologiekritik, Kritik an den bestehenden Geschlechterverhältnissen, Ökonomien, am Kapitalismus und an Institutionen gesprochen.

Hervorgehoben wird auch der Vorteil, als ExterneR LektorIn durch universitäre bürokratische und administrative Tätigkeiten kaum belastet zu sein.

“Ich hass’ nix mehr wie leere Kilometer. Oder SINNLOSES Zeug, was einen net interessiert, und jetzt bin ich also unheimlich- des hat sich auch nachher so geprägt, nach dem Lustprinzip arbeiten, net? Also es macht auch dieses institutionsfreie, also wahrscheinlich bin ich net zufällig so institutionsfrei, weil ich also diese Zwänge, und dieses Gedränge net aushalt’. Also wahrscheinlich durch des auch. Weil des war NUR lustfeindlich. Also, INNERHALB des Rahmens.”

Das Erleben von Freiheit ("institutionsfrei") und lustbetontem Arbeiten wird diffus der hierarchischen Institution Universität und ihren bürokratischen Zwängen ("lustfeindlich") gegenübergestellt, wo diese Art von Freiheit nicht möglich sei.

Allgemein läßt sich in den Interviews eine starke Identifikation und persönliche Nähe zu den eigenen Forschungsthemen feststellen. Sie werden mit Adjektiva wie "bunt", "quer", "vielfältig", "andere methodische Zugänge", "direkter", "lebensbezogener", "gegen das Bürgerliche sein" versehen.

"Also des hat mir, so diese Widersprüche haben mich irgendwie schon gereizt, eigentlich. Und des war irgendwie, also es KOMMT eigentlich aus dieser Linkskultur der Siebziger Jahre, würde ich sagen. VIELES. (...) Also so gegen des Bürgerliche sein (...)."

Hinsichtlich der inhaltlichen und methodischen Ausrichtung ihrer Lehrveranstaltungen haben Externe LektorInnen an der Universität, so scheint es zumindest, weitgehende Freiheiten. Daß eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den Externen LektorInnen nicht oder kaum stattfindet (Stichwort: fehlende Kommunikation), hat offenbar auch den Vorteil, daß es keine Einmischung in die inhaltliche Gestaltung ihrer Lehrveranstaltungen zu geben scheint.

"IP: Also es ging weniger um Wissensvermittlung als um Prozeßvermittlung, also Denkprozesse selbst zu vermitteln sozusagen, wie Denken eigentlich funktionieren kann oder so, na? So eher.

I: Und es war für Dich klar, daß Du das im Rahmen der Uni machen willst?

IP: Na, es war eine Schiene, es war schon klar, daß das irgendwie geht, weil ich dort alle Freiheiten hab', dort kontrolliert mich niemand, ich kann machen was ich will, das ist schon ein Vorzug.

I: Und haben Sie von den Themen, die Sie interessiert haben, haben Sie die in den Lehraufträgen unterbringen können?

IP: Das war nie a Problem. Das ist kein Problem. Eigentlich kann man auf der Uni alles machen."

Es ist allerdings zu hinterfragen, wie weitgehend diese inhaltliche Freiheit tatsächlich ist angesichts der ebenfalls in den Interviews erwähnten Erfahrungen einiger Externer LektorInnen, daß Lehrveranstaltungen verhindert bzw. nicht/kaum unterstützt wurden oder daß Folge-Lehraufträge trotz großer Nachfrage von seiten der Studierenden nicht bewilligt wurden. Da Ablehnungen von Lehrveranstaltungen nicht inhaltlich argumentiert, sondern meist gar nicht begründet werden, ist für die Externen auch nicht transparent, ob eine Lehrveranstaltung aus inhaltlichen/politischen/wissenschaftlichen oder aus anderen Gründen abgelehnt wurde.

Möglicherweise deshalb überwiegt in den Interviews die Einschätzung, daß man als ExterneR LektorIn weitgehend frei über die Inhalte der eigenen Lehrveranstaltungen bestimmen kann. Der Aspekt der selbstbestimmten Wahl der Inhalte und Themen für Lehrveranstaltungen ist entsprechend dem

Selbstbild Externer LektorInnen/Freier WissenschaftlerInnen ein weiterer positiver Punkt der Lehrtätigkeit.

Allerdings wird auch von weitergehenden negativen Erfahrungen im universitären Lehrbetrieb und traditionellen Wissenschaftszusammenhängen aufgrund dieser "anderen" Zugänge und Themen berichtet. Diese werden auch als Behinderungen, die sich als Marginalisierungsstrategien und als Ausschlüsse aus dem traditionellen akademischen Lehrbetrieb und einer potentiellen akademischen Laufbahn auswirken, erlebt. Argumentiert wird diese Sichtweise von den InterviewpartnerInnen durch die Gegenüberstellung von thematischem/inhaltlichem Engagement und strategischem, gleichsam "karriere-orientiertem" Engagement.

"Es war immer mühsam und es hat a was mit mir zu tun, ich neig' nicht sehr zu Sektenbildung und hab' dort auch keinen Fanclub. Mich interessieren, also zum Beispiel, was ich wichtig gefunden hab', war, Forschungsmethoden ganz- ganz banale Arbeit, wie mache ich ein biographisches Interview, was – wie findet ein Gesprächseinstieg statt, so die simpelsten Sachen. Net? Anschau'n, wie macht man diesen Kontakt einmal. Was ist die Fragestellung oder so, das ist a Stund'. Da lernen die Leute etwas. Also du gibst ihnen keine Moral. Und dadurch bindest du die Leute nicht an dich. Das ist einfach Arbeit. Und das find' ich wichtig. Und das Klima ist aber anders. Auf der Uni gibt's ja genügend Leut', die ihren Fanclub immer um sich herum haben, die ihre Existenzberechtigung nicht von der Arbeit sondern von der Größe ihres Fanclubs ableiten. Schrecklich."

"Und – ja, die Institutspolitik, da ((seufzt)) – da gibt's einfach so viel – auch unter den Obersten sozusagen, es ist eigentlich auf jeder Ebene, gibt's die persönlichen Animositäten, die für Entscheidungen dann tragend werden und wichtig werden, die mit- oft mit sachlichen Grundlagen nichts mehr zu tun haben, wo ich mir denke, das ist einfach lächerlich. Ich mein', es sind alles Menschen, daher wird man das wahrscheinlich nie verhindern können, aber es ist irgendwie so – es taugt mir eigentlich nicht."

Aber es ist offenbar auch der den Themen und Zugängen der "Externen" zugrundeliegende "andere" Wissenschaftsbegriff, der ihre Einordnung in den universitären Wissenschafts-betrieb erschwert.

"Na ja, wie soll ich sagen, also ich fall' mehr oder weniger aus den Lehrbüchern 'raus, na also zumindest meine Systematik oder meine Zugangsweisen fallen aus den Lehrbüchern'raus, weil sie eben sehr an meine Person gebunden sind, das heißt an meine Ebene, dieses Assoziative, was ich schon einmal gesagt hab'. Und ich würde sagen, es ist eher ein wildes Denken, also jetzt nicht in dem-, also es ist eher, also wild im Sinne von irgendwie eben nicht wirklich kanalisiert oder so."

In diesem Zusammenhang wird aber auch von Unschärfe des Forschungsthemas, der Skepsis gegenüber traditionellen Methoden, von Schwierigkeiten sich abzugrenzen gesprochen. (Ein Interviewpartner spricht von sich als einer "prekären Mischung" und davon "kein Hardcore-Philosoph" zu sein).

“Ja, also das wie ein bunter Hund, aber irgendwie absolut wenig voraussehbar, wie ich überhaupt einsetzbar bin in traditionellen wissenschaftlichen Kontexten.”

In den Selbstcharakterisierungen der Externen LektorInnen wird durchgängig ein starkes Selbstbewußtsein über die eigene inhaltliche und methodische Originalität und Qualität – sowohl in der Forschung als auch in der Lehre – artikuliert. In diesem Bild finden sich aber auch Kratzer, insbesondere bei den älteren LektorInnen. So kritisiert zum Beispiel jener Interviewpartner, der sich entschlossen hat, keinen Lehrauftrag mehr einzureichen und aus dem akademischen Feld auszusteigen, retrospektiv seine zu starke Konzentration auf innere Beweggründe für bestimmte Forschungsthemen, die schlechte Vermarktung seiner Forschungsergebnisse und die insgesamt ungenügende finanzielle Orientierung seiner wissenschaftlichen Tätigkeit.

“Ich hab’s ein bißchen ungeschickt gemacht, damals. Also schlecht vermarktet. Aber dann sind so viele Studien entstanden und das ist ein Grund, der kommt von außen. Und dann gibt’s innere Gründe. Also warum fang’ich an, mich mit diesen inner- also diese ganz starke Identifikation mit dieser Arbeit, das hat ja viel mit meinem eigenen Leben zu tun. Also das Thema da drin, war zum Beispiel die Auseinandersetzung mit diesen (Unschärfe-Geschichten), also mit der Schwierigkeit, sich abzugrenzen, den Gegenstand genau zu definieren, das ist ja meine eigene, mein ureigenstes Problem in meiner Arbeit jetzt. Kein Zufall, ja?”

Der ambivalente Wunsch nach einer wissenschaftlichen Karriere wird auch in der Enttäuschung über die sich nicht von selbst realisierende Karriere deutlich. Je länger jemand im freien Forschungszusammenhang und als ExterneR LektorIn arbeitet, desto mehr wächst auch die Frustration und Enttäuschung darüber, daß sich die gute inhaltliche wissenschaftliche Arbeit nicht in einer Karriere umsetzt, und damit auch die Zweifel.

“Und ich glaube, daß es ein Phantasma von mir war, so eine Illusion vor allem von mir war. Ich bin so gut, daß ich das auch schaffe. Irgendwie dieses sich Herausnehmen und einfach dann eben wirklich eine gewisse Rolle spielen in dem ganzen Zirkus, aber das ist natürlich auch verhänglich, beziehungsweise man fällt da schon auf die Nase auch sehr schnell.”

“Nein, die Situation war damals um nichts besser als jetzt. Ich weiß nicht. Ich hab’das- Das war für mich kein Thema. Ich war eigentlich- Ich mein- ((überlegt und stockt im Gespräch)) Klingt wahrscheinlich blöd, aber natürlich glaubt jeder von sich, daß er gut ist. Und der Meinung war ich auch und darum hab’ ich mir über das keine Sorgen gemacht, oder hab’über das nicht weiter nachgedacht. Sondern hab’ das eher so vor mir hergeschoben und gedacht, das ist in zwei oder drei Jahren, oder wann man halt dann mit der Diss. fertig ist interessant, aber nicht jetzt – zu dem Zeitpunkt damals.”

Diese – insbesondere von den älteren InterviewpartnerInnen – geäußerte zunehmende Enttäuschung hängt einerseits mit der als extrem unsicher und finanziell prekär erlebten Situation zusammen (siehe Kapitel 2.5.) und andererseits mit dem generellen Umstand, daß sich die Honorierung und Belohnung der eigenen Arbeit weder im pekuniären noch im institutionellen Status ausdrückt.¹³⁵ Die Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen sind daher bei der Anerkennung ihrer Arbeit sehr oft auf sich selbst zurückgeworfen. Auf der anderen Seite bestärken wiederum Forschungserfolge, Publizität, Einladungen, Publikationen etc. das Selbstbewußtsein. Wichtige und unterstützende Funktion haben hierbei auch Netze von FreundInnen, KollegInnen, IGs, Diskussionszirkeln etc.

2.5. Einstellung zum Geld

Auffällig ist in den Interviews mit Externen LektorInnen, daß ihre ökonomische Situation in den meisten Fällen nicht bzw. nicht vorrangig von den InterviewpartnerInnen selbst angesprochen wurde, sondern häufig erst auf Intervention der Interviewerin hin. Ist sie dann aber doch zum Thema geworden, zeigt sich, daß die Einkommenssituation von den Externen LektorInnen/Freien WissenschaftlerInnen durchwegs als prekär empfunden wird und ihre Lebens- und Arbeitsbedingungen, ihre Befindlichkeit und auch ihr Selbstbild als WissenschaftlerInnen wesentlich beeinflußt und ihnen bestimmte Strategien abverlangt, um mit wissenschaftlicher Arbeit ihren Lebensunterhalt bestreiten zu können.

Fast alle InterviewpartnerInnen empfinden ihr Einkommen als Externe LektorInnen/Freie WissenschaftlerInnen als grundsätzlich sehr gering, sowohl gemessen an einem angenommenen "normalen" Lebensstandard von AkademikerInnen als auch im Verhältnis zu ihrer Qualifikation, ihrem Arbeitsaufwand und ihren Leistungen. Das durchschnittliche Nettoeinkommen gaben unsere InterviewpartnerInnen mit 10.000-15.000 öS an, bei einzelnen Personen liegen die Schwankungen über mehrere Monate und Jahre hinweg zwischen 5.000 bis 28.000 öS, wobei ein Einkommen über 20.000 öS nur von zwei Interviewpartnerinnen angegeben wurde und aufgrund von Habilitationsstipendien erreicht wird.

Die schlechte und unsichere Einkommenssituation ist für die meisten unserer InterviewpartnerInnen das beinahe selbstverständlich in Kauf zu nehmende negative Korrelat zur positiven Seite ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit: selbstgewählte Forschungsthemen, berufliche Selbstbestimmung, Vielfältigkeit und Unabhängigkeit (siehe oben). Sie trägt damit wesentlich zur Ambivalenz ihres Selbstbildes als "ExterneR LektorIn – FreieR WissenschaftlerIn" bei. Die prekäre ökonomische

¹³⁵ Vgl. Kapitel 1.4.3.

Situation der "Externen und Freien" wird durch eine "romantische Besessenheit" vom wissenschaftlichen Gegenstand aufgewogen.

"Es gibt schon, also zumindest gab's bei MIR ein (Genießen) einer Existenzform, die nahezu mit einem MINDESTEINKOMMEN auskommen mußte, also das waren damals vor Jahren, kann i mi erinnern, so 9.360 Schilling. Das ist ja nicht eben viel, aber es gibt dann a Einstellung, die halt meint: Na gut, Büchlein und Bücher hat man entweder schon, oder sie sind über die Bibliothek zu beziehen, die Monatsmiete, das läßt sich irgendwie abdecken, die Fixkosten wie Zigaretten und so weiter, lassen sich abdecken, diese seltenen Narkotisierungsversuche am Abend, sprich Bier und so weiter, das funktioniert auch, und darüber hinaus ist man halt mehr oder weniger gedankenlos, ja? Also, gedankenlos insofern, weil das eben sekundär ist. Also ob das jetzt 9.370 Schilling sind, oder ob das jetzt 15.000 Schilling sind, es gibt so etwas wie eine fast romantische Besessenheit, daß man hier einer wissenschaftlichen Sachfrage derartig nachspüren kann, und sie klären kann."

Das Bild vom/von der genügsamen und begeisterten WissenschaftlerIn taucht nahezu in allen Interviews mit Externen LektorInnen auf, wenngleich auch mit unterschiedlichen Tönungen. Während die einen diesen Lebensentwurf derzeit noch als tragfähig ansehen, erweist er sich für die anderen InterviewpartnerInnen bereits als äußerst problematische Konstruktion.

2.5.1. Niedrige und/oder diskontinuierliche Einkommen

Als für alle InterviewpartnerInnen bestimmender Aspekt der Einschätzung ihrer ökonomischen Situation ist weniger die eigentliche Höhe, sondern vielmehr der Grad der Unsicherheit und Unregelmäßigkeit des Einkommens zu sehen.

Zunehmend brüchig wird die Identitätskonstruktion "begeisterteR ForscherIn ohne Geld" für die Mehrzahl der Befragten erst durch die Kombination von niedrigem Einkommen und der Unregelmäßigkeit und Nichtkalkulierbarkeit des Einkommens über längere Zeiträume hinweg. Demgegenüber äußern diejenigen InterviewpartnerInnen (innerhalb unseres Samples), die ein relativ sicheres, aber mit 10.000-12.000 öS äußerst niedriges Einkommen haben, im Interview eine relativ größere Zufriedenheit mit oder zumindest eine grundsätzliche Akzeptanz ihrer Einkommenssituation:

"Also ich mach' keine weiten Hupfer, aber ich würd' mich als relativ bescheidenen Menschen bezeichnen, der mit wenig auch glücklich sein kann und ich würd' sagen, im Monat werde ich so auf 12.000 Schilling im Schnitt im Jahr kommen, die ich zur Verfügung hab'. Und das reicht eigentlich.(...) Also im Sommersemester habe ich, glaub' ich, knapp 13.000 Schilling aus den Lehraufträgen und im Wintersemester waren es 6.000 Schilling. Und dann halt noch ein paar Zerquetschte aus den Projekten. Ja. Und so lange ich mein Motorrad finanzieren kann, ist alles in Ordnung ((lacht))."

Eine Interviewpartnerin sagt, sie könne ihr Einkommen und auch die Einkommensschwankungen relativ gut kalkulieren, da sie derzeit vor allem verpflichtende Lehrveranstaltungen innerhalb des Grundstudiums abhält, die bislang nicht von Kürzungen und Lehrplanumstrukturierungen betroffen waren. Seit Ende ihres Studiums hatte sie kontinuierlich Lehraufträge und war in vorwiegend universitäre naturwissenschaftliche Forschungsprojekte eingebunden. Allerdings hat sie auch einmal vier Monate lang Arbeitslosenunterstützung bezogen. So findet sie ihre derzeitige Unbeschwertheit hinsichtlich ihrer Einkommenssituation selbst verwunderlich, als Begründung führt sie das finanzielle Sicherheitsnetz an, das ihre Familie im Notfall bieten würde.

Ob das Einkommen als ExterneR LektorIn/FreieR WissenschaftlerIn als zumindest *relativ* sicheres bzw. regelmäßiges betrachtet wird, hängt vermutlich auch mit dem Grad der – subjektiven – Anbindung an die Universität zusammen. Diese kann sich nicht nur in der Zahl und Regelmäßigkeit der Lehraufträge oder in der Mitarbeit an universitären Forschungsprojekten manifestieren, sondern auch in einem eigenen Arbeitsplatz am Institut und Zugang zu anderen Ressourcen. Diese Faktoren haben in Hinblick auf Einkommenskontinuität auch oder sogar eher eine symbolische Bedeutung: eine zumindest subjektiv erlebte *institutionelle Anbindung* vermittelt und verspricht eine gewisse Kontinuität der Arbeits- und damit auch der Einkommensverhältnisse.

So beziehen die beiden anderen “Externen”, die trotz eines vergleichsweise niedrigen Einkommens innerhalb unseres Samples eine relative Zufriedenheit mit bzw. Akzeptanz ihrer gegenwärtigen finanziellen Situation äußern, den Großteil ihres Einkommens nicht über kontinuierliche Lehraufträge, sondern über universitäre und außeruniversitäre Forschungsprojekte, beide haben einen eigenen Arbeitsplatz oder können ein gemeinsames Arbeitszimmer für VertragsassistentInnen benutzen. Einer der beiden war schon einmal kurzzeitig arbeitslos, beide haben auch schon die Ablehnung von Projekten erlebt. Ihre tatsächliche Einkommenssituation ist also objektiv nicht als besonders sicher oder kontinuierlich zu bezeichnen. Vielmehr spielen in der unterschiedlichen Einschätzung der eigenen finanziellen Situation subjektive Gründe eine wesentliche Rolle – zum einen ist es die genannte symbolische Anbindung an eine Institution, die das Gefühl größerer Sicherheit verleiht, zum anderen ist hier vermutlich ein weiterer Aspekt ausschlaggebend, nämlich der des Alters bzw. der Berufserfahrung. Die drei Befragten sind gleichzeitig auch die jüngsten Externen LektorInnen in unserem Sample. Das bedeutet zum einen, daß ihre Erfahrungen mit Diskontinuität und finanzieller Unsicherheit im Vergleich zu den anderen InterviewpartnerInnen begrenzter sind, und daß sie

gegenüber diesen einen größeren Erwartungshorizont hinsichtlich ihrer zukünftigen beruflichen Chancen, auch hinsichtlich einer universitären Karriere haben¹³⁶

Die älteren WissenschaftlerInnen unseres Samples sind an den Fakultäten GRUWI, GEWI und der Hochschule für Bildende Kunst als Externe LektorInnen tätig. Sie beziehen ihr Einkommen aus einer Kombination bzw. einem Wechsel von Lehraufträgen, außer-/universitären Forschungsprojekten, anderen wissenschaftlichen Tätigkeiten, Habilitationsstipendien, Jobs und AMS-Mitteln. Gegenüber einem sehr niedrigen, aber –subjektiv – regelmäßigen Einkommen der drei LektorInnen an NAWI und WU haben sie ein tendenziell höheres, aber in stärkerem Maße unsicheres und/oder als unsicher erlebtes Einkommen. Die Anbindung an die Universität erfolgt bei ihnen hauptsächlich über wechselnde Lehraufträge (häufig an unterschiedlichen Instituten und unterschiedlichen Universitätsstandorten), die oft das einzig kontinuierliche Einkommen und die Grundlage für die Sozialversicherung darstellen. Universitäre Forschungsprojekte, die über eineN UniversitätsprofessorIn etwa beim FWF eingereicht werden, bedeuten an diesen Fakultäten eine eher formale Bindung an die Universität bzw. an eineN einzelneN ProfessorIn, sie sind in der Regel nicht an einen Arbeitsplatz oder besseren Zugang zu anderen Ressourcen an der Universität geknüpft, haben also kaum einen subjektiven Anbindungs- und damit Kontinuitätseffekt.¹³⁷

Auch die älteren LektorInnen halten grundsätzlich an der schlechtbezahlten, aber grundsätzlich befriedigenden wissenschaftlichen Tätigkeit fest, *alle* InterviewpartnerInnen berichten von überdurchschnittlichem Engagement für ihre jeweiligen Lehraufträge und Forschungsprojekte. In den Interviews der “Externen” mit längerer Berufserfahrung zeigt sich jedoch, daß die Unzufriedenheit mit ihrer Situation – ungesicherte, zunehmend prekär werdende Arbeits- und Einkommensverhältnisse – zunimmt, je länger sie sich im ambivalenten und prekären Status der “Externen und Freien” befinden. Maßgeblich ist dabei sicherlich, daß die permanenten finanziellen Probleme, das Lavieren zwischen “gerade noch über die Runden kommen” und Schulden machen, über die Jahre hinweg zermürbend sind. Aber auch wenn es in erster Linie die finanziellen Engpässe bzw. der nicht oder schlecht planbare Wechsel von Phasen finanzieller Abgesichertheit und ausreichend hohem Einkommen und unbestimmten Phasen geringen oder sogar fehlenden Einkommens sind, die zu “Aussteigephantasien” anregen oder an Alternativen zur Wissenschaft denken lassen, ist die Einkommensproblematik der befragten LektorInnen nicht losgelöst von ihrem Selbstbild als Externe LektorInnen/Freie

¹³⁶ Auch hier ist es aber aufgrund der Nichtthematisierung der “Karrierevorstellungen” und “Karrierestrategien” nicht möglich, manifeste Unterschiede in den biographischen Selbstpräsentationen der InterviewpartnerInnen festzustellen. D.h. aus den Interviews ist nicht abzuleiten, ob die jüngeren InterviewpartnerInnen sich *tatsächlich* größere – konkrete – Karrierechancen ausrechnen als die älteren.

¹³⁷ Obwohl es natürlich auch hier Ausnahmen gibt, die allerdings oft das Ergebnis überdurchschnittlich intensiver Bemühungen der externen LektorInnen waren.

WissenschaftlerInnen zu betrachten. Auf die Dauer leidet auch das Selbstwertgefühl unter dem permanenten Mißverhältnis zwischen beruflichem Engagement und zunehmender wissenschaftlicher Qualifikation¹³⁸ auf der einen Seite und niedrigem Einkommen und geringer Akzeptanz innerhalb des institutionellen wissenschaftlichen Feldes auf der anderen Seite (siehe Kapitel 2.4.).

“Also ich vergleich’ mich da mit dem Automechaniker, oder mit dem Tischler, der drei Jahre seine Lehre macht, die Gesellenprüfung, und nach fünf Jahren zweifelt niemand mehr an, daß er Tischler ist; und im sozialwissenschaftlichen Bereich, so wie ich arbeite, wenn ich- wenn ich irgendwie den Anspruch hab’ gute Projekte zu machen, konfliktträchtige Projekte, oder Projekte, in denen auch der Konflikt ein Mittel ist, um eine Sache voranzutreiben, dann wird einem ständig dort Kompetenz abgesprochen, na? Und das ist auf die- Das ist auf die Dauer demoralisierend. Also das untergräbt auch das eigene Selbstverständnis und es ist sinnlos. Also da gibt es eine Bezahlung, die beschissen ist und die in den letzten Jahren immer schlechter word’n ist, weil immer mehr Leut’ in diesem Bereich was machen wollen, dann gibt’s so diese ganz-, auf Behörden, Beamtenebene oder Politikerebene, da gibt’s keine Leute, oder in der Regel- es ist eine Ausnahme, wenn man jemand hat, der kompetent ist und irgendetwas beurteilen kann und der des, was man macht, überhaupt liest. Es gibt natürlich auch gute Beispiele, aber das ist die absolute Ausnahme.”

“Also: Viel Geld. Also, wo sich die Sachen verwirklichen lassen, die man will, net? Also wo man net um an jeden Forschungsantrag derartig BETTELN muß, net?”

Es mag daher kein Zufall sein, wenn gerade der Interviewpartner mit der längsten Berufserfahrung im Bereich Forschung und Lehre als “Externer/Freier” am entschiedensten nach Alternativen zum universitären Feld sucht:

“Ich schreib’ regelmäßig für diverse Zeitungen und das war- das hab’ ich erst in den letzten Jahren angefangen und das war auch ein Grund, warum ich keine Lehraufträge mehr mach’. Also mit zwei Zeitungsartikeln, die ich in einer guten Zeitung unterbringe, hab’ ich das Geld für einen Lehrauftrag herin und das eine macht mir Spaß und beim andern ärgere ich mich nur. Und ganz abgesehen davon, daß ich irgendwo was vorbereite, für etwas, was ein Jahr später stattfindet und daß es Zusagen gibt, meinerwegen, daß ist ein remunerierter Lehrauftrag und dann zwei Wochen vor Semesterbeginn- ich hab die ganze Vorbereitung gemacht, werde ich angerufen und dann sagt mir jemand, es tut mir leid, es ist sich nicht mehr ausgegangen.”

Andere InterviewpartnerInnen sehen die Verunsicherung und Frustration hinsichtlich der ökonomischen Unsicherheit bislang noch auf einzelne Phasen begrenzt.

¹³⁸ In unserem Sample ist ein Interviewpartner bereits habilitiert, zwei Interviewpartnerinnen schließen demnächst ihre Habilitation ab, ein weiterer hat gerade ein Habilitationsstipendium bekommen, zwei andere wollten sich habilitieren, im einen Fall wurde der Antrag auf eine APART-Stipendium abgelehnt, im anderen Fall wurde der Interviewpartnerin vom betreuenden Professor nahegelegt, damit noch zu warten. Das heißt, sechs der acht Befragten setzen bzw. setzten auf eine wissenschaftliche Weiterqualifikation.

“Und – ja, also in einer echten finanziellen Krise war ich halt in der Zeit nach diesem Fondsprojekt, als dieser () mir dreimal dieses neue Projekt abgelehnt hat. Da hatte ich halt wirklich nur mehr die Lehraufträge in G.- (...) und so kleine Projekte, da hab' ich mir immer gesagt, es wird schon wieder irgendwann besser, hast halt jetzt weniger Geld, später einmal mehr, kann man nicht verhindern, wenn man keinen festen Job hat. Aber das war dann nach einem Jahr schon so, daß ich es sehr verdrängen mußte, um mich einigermaßen wohlzufühlen, trotzdem. Das war die eine Phase bis jetzt, bei mir.”

Angesichts der latenten oder akuten finanziellen Probleme und Unsicherheiten aufgrund des diskontinuierlichen Einkommens gehen die Wünsche der meisten Befragten in Richtung größere finanzielle Sicherheit und Kontinuität. Daß beides zugleich – angemessenes/gutes Einkommen *und* die Regelmäßigkeit dieses Einkommens – eine im Bereich “Freie Wissenschaft” unrealistische, undenkbare Forderung darstellen würde, scheint allen InterviewpartnerInnen selbstverständlich zu sein.

“So lang man mir für das, was ich machen will und machen kann so viel bezahlt, daß ich bequem lebe und versichert bin, ist mir der Rest wurscht, ja? Also die gewisse Sicherheit ist wieder was anderes, aber das ist ja nicht das Geld an sich. Ja? Also mehr Sicherheit hätte ich schon gern, ja? Aber mehr Geld, als was weiß ich - zwanzig oder fünfundzwanzigtausend Schilling im Monat brauche ich nicht.

I: Netto oder Brutto? ((lacht))

IP: Netto. Netto, netto, netto. Aber- wenn sich 'ne Situation ergibt, wo man mir sagt, für drei Jahre ein sicheres Einkommen von 12.000 netto oder 14.000 netto, das ist mir auch recht – find' ich zwar irgendwie beknackt und sonst was, aber dafür, daß es dann für drei Jahre und sicher ist und ich bin versichert, jederzeit. Ist mir auch wurscht, ja? Da schau' ich halt, ob ich irgendwo da und dort was einreiche oder einen Lehrauftrag mehr mache. Da bin ich irgendwie ziemlich locker diesbezüglich (...).”

Auch jene, die derzeit ein relativ sicheres Einkommen beziehen, wünschen sich tendenziell eine noch größere Regelmäßigkeit und weniger Aufwand –wechselnde Arbeits- und Einkommensverhältnisse bedeuten ja auch wechselnde Steuer- und sozialversicherungs-rechtliche Bestimmungen.

“I: Und wie stellst Du Dir so das Ideal vor, wenn Du denkst – so und so möchte ich es gerne haben in ein paar Jahren?

IP: Pfuh, viel Geld ((lacht)). Nein, das Ideal ist eine fixe Anstellung wo zu haben, mit regelmäßigem Einkommen, mit einer Versicherung, wo ich mich um meine Steuererklärung nicht kümmern muß, wo ich einen Krankenschein einfach kriege, wenn ich ihn brauche und wo ich halt jeden ersten oder Ende des Monats mein Geld kriege. Also mein Wunsch oder die Zielvorstellung ist die Regelmäßigkeit, die ich so schätze, aber leider nicht hab' im Augenblick.

I: Die bezieht sich vor allem auf das finanzielle Abgesichertsein?

IP: Richtig.

I: Und wie wichtig ist es – also wenn Du jetzt so scherzhaft ‘viel Geld’ gesagt hast?

IP: Gar nicht, gar nicht, gar nicht wichtig.

I: Aber einfach daß regelmäßig das Minimum am Konto ist. So?

IP: Ja. Also ich hab' die letzten – wie lange hab' ich das Theater jetzt schon? Im Prinzip, na, über zehn Jahre sind es schon, nicht? Gelernt mit wenig Geld auszukommen. Müssen einfach. Also es ist nicht- ich hab' da keine, keine- Also das Geld steht bei mir in irgendeiner Werteskala weit unten. Wenn das nicht so wäre, würde ich wahrscheinlich oder hätte ich schon viel früher den Hut drauf gehaut, nehme ich einmal an. Weil jeder normale Mensch braucht mehr zum Leben, glaube ich, oder will es zumindest haben.”

2.5.2. Verschlechterung der ökonomischen Situation

Ein anderer Grund für das wachsende Bedürfnis nach sicheren Arbeits- und Einkommensverhältnissen ist in den generellen Einsparungsmaßnahmen im Wissenschaftsbereich zu sehen: So berichtet ein Teil der Befragten, daß es für sie zunehmend schwierig geworden ist, Lehraufträge bewilligt zu bekommen, daß Lehraufträge, wenn überhaupt, immer häufiger als nichtremunerierte bewilligt würden, und daß sie auch im Forschungsbereich massiv von Einsparungsmaßnahmen betroffen seien:

“(…) und dann ist es AUCH so halbwegs gegangen, also mit Forschungsprojekten, bis dann die Einschnitte gekommen sind, also immer dann, also man sucht um ein Forschungsprojekt an, und kriegt dann ein Drittel, net? Und, selbst mit DEM hab' ich mich PLUS,- Eben: halbremunrierter Lehrauftrag da, Kolleggeld da, und an Vortrag dort, und was waß i, ist es sich irgendwie ausgegangen, aber mit dem Einschnitt, des war-. Da hab ich jedes Mal geglaubt, die meinen MICH. Echt wahr. Also mit JEDER Bestimmung. Des hat immer VOLL auf mich getroffen. Auch mit dem- als Habilitierter, net? Da steht in der Rechtsauskunft drinnen, es STEHT einem Kolleggeld zu. Wenn man als Habilitierter, – aber des haben 's auch geändert. Net? ALLES. Also jede Bestimmung, was da nur so fällt, das ist echt eng geworden, muß ich sagen.”

Insgesamt bestätigt sich in den qualitativen Interviews das Ergebnis der quantitativen Untersuchung, daß von der Verschlechterung der Situation der Externen LektorInnen derzeit vor allem jene älteren LektorInnen betroffen sind, die an GRUWI, GEWI und der Universität für Bildende Kunst nur über einen oder auch mehrere wechselnde Lehraufträge relativ locker in universitäre Strukturen eingebunden sind.¹³⁹ Die durch Forschungsprojekte, fixe Lehraufträge, einen eigenen Arbeitsplatz und Zugang zu Infrastruktur und Ressourcen besser an der Universität verankerten Externen LektorInnen der NAWI und der WU sind demgegenüber noch nicht persönlich von Verschlechterungen betroffen, obgleich sich diese auch an ihren Fakultäten/Universitäten abzeichnen.¹⁴⁰

¹³⁹ Vgl. Kapitel 3

¹⁴⁰ Zumindest für unser Sample zeigt sich hier ein deutlicher Zusammenhang zwischen Fakultäts-zugehörigkeit, Alter/Dauer der beruflichen Tätigkeit als externeR LektorIn und der Angebundenheit an ein Institut (Vgl. Kapitel 3.3.2. bzw. 3.3.4.).

“NOCH nicht, aber insgesamt natürlich ist es klar, und das seh’ ich auch. Also, daß es Kürzungen gibt, des Kontingents, und daß es NATÜRLICH auch Verdrängung gibt. Keine Frage. Man kann ja nicht so tun, als- wenn es Kürzungen gibt, dann wird halt etwas gekürzt. Und das wird nur deshalb gekürzt, weil man SELBSTgewissermaßen NICHT gekürzt wird. Also, das ist klar nicht?”

2.6. Strategien – Perspektiven –Alternativen

Welche Schritte setzen nun die befragten Externen LektorInnen/Freien WissenschaftlerInnen angesichts ihrer unsicheren finanziellen Situation und der drohenden weiteren Verschlechterung? Insgesamt ist eine berufliche und alltagspraktische Flexibilität und Bereitschaft bei den befragten LektorInnen festzustellen, ökonomisch schwierige Situationen zu lösen oder zu überbrücken. Die damit verbundene Vielfältigkeit von Forschungsthemen und Arbeitsbereichen wird vielfach nicht nur in Kauf genommen um das finanzielle Überleben zu gewährleisten, sondern auch als Bereicherung für die eigene wissenschaftliche Arbeit gesehen (vgl. Kapitel 2.4.). Dennoch muß man/frau unterscheiden zwischen einer frei gewählten und angestrebten Vielseitigkeit der wissenschaftlichen Inhalte und Themen und der aus ökonomischen und aus strukturellen Zwängen im Wissenschaftsbereich resultierenden Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Tätigkeiten und Arbeitsverhältnisse, die vielfach eine Überforderung darstellt.

“Und seit Herbst ’98 leite ich das sozusagen, leite ich diesen Kultur-Provider. Also sprich, ich hab jetzt drei Sachen, das eine ist eben dieser Kultur-Provider, das zweite sind die Lehraufträge, das dritte ist das Projekt von der ÖNB. Was auf Grund der natürlich hunderttausend anderen Dinge, die ich tue, Lehraufträge und die Sachen mit dem Internet Provider, nicht wirklich vorangeht. Und das ist einfach ärgerlich, weil es gab, es ist wirklich wenig Geld. Ich meine, das teil’ ich mir ja mit jemandem, wir sind ja zu zweit und man kriegt dann einmal, was weiß ich, vierzigtausend Schilling und müßte dann ganz konsequent sagen, okay, das reicht jetzt für zwei Monate, oder so? Und da mach’ ich jetzt nichts, nur das. Das geht aber nicht, weil die Lehraufträge, die muß man ja ansuchen, die bekommt man dann, was macht man dann in der Zeit, wo- Weil das ist ganz schwierig, das zu organisieren.”

Auch Zeiten vorübergehender finanzieller Absicherung und hohen Einkommens, etwa durch Habilitationsstipendien, sind angesichts der latenten beruflichen Ungewißheit und ökonomischen Unsicherheit dann nicht mehr als ein Atemholen für die nächste schwierige Phase:

“Wie ich es sehe. Ja es ist sehr schwierig, wie ich des sehe. Na, wie ich’s seh’, ist einfach: Es ist knallhart, es geht ja eigentlich überhaupt nur um ein Leben von der Hand in den Mund, oder so. Ich verdiene jetzt eigentlich real monatlich – gut, NOCH hab ich des Stipendium, des läuft aus, ich hab’ eine interne Verlängerung um ein Jahr gekriegt, das heißt aber ich krieg’ kein Geld für des Jahr, sondern des GIBTS einfach net, eine finanzielle Verlängerung, aber es gibt eine Zeitverlängerung.

Und ich hab' 6.000 Schilling Monatseinkommen, dann. Das heißt, man kann sich ausrechnen: SO gehts NICHT! Das heißt, da muß ich mir wieder irgendwelche Dinge aufreißen. Der Vorteil ist jetzt von dem Buch, daß ich wirklich jede Woche irgendwie was krieg'. Ein Angebot für einen Vortrag. ABER, der Nachteil an dem: Es geht unheimlich viel Zeit weg. I krieg' zwar a Geld, aber es ist a Dauernudeln, net? Jetzt weiß ich net ganz genau, wie ich des mache. Auf der andern Seiten mach' ich des ganz gern. Aber EHRlich: Ich DARF darüber net zu viel nachdenken, weil da könnt ich Ängste bekommen. Und wenn ich Ängste bekomme, agier' ich nicht gut."

Manche InterviewpartnerInnen meinten auch, eine weitere Verschlechterung ihrer Einkommenssituation wäre ein Anlaß, sich in anderen Bereichen "umzusehen":

"Aber wenn es finanziell so ist, daß es nicht mehr geht, dann glaube ich, würd'- ich irgend etwas machen, wo ich halt ein Geld her kriege."

2.6.1. Fluchtphantasien

Angesichts der von einigen Interviewten bereits mehrfach durchgestandenen ökonomischen Krisen, die aus der Sicht der Betroffenen ja auch immer wieder zu Ende gingen, und angesichts der latenten Verschuldung bei Familie, FreundInnen und Banken, die zumindest vorübergehend kalmiert werden kann durch ein doch bewilligtes Forschungsprojekt, ein Stipendium, einen zusätzlichen remunerierten Lehrauftrag, muß man/frau fragen, wann die eigene Einkommenssituation tatsächlich als so schlecht eingeschätzt wird, "daß es nicht mehr geht" und welche Alternativen für diesen Fall von den "Externen" gesehen werden. Die in den meisten Interviews angesprochenen Alternativen schwanken jedoch häufig zwischen Wunsch- und Angstträumen, trotz des Gefühls von Ungesicherheit und der finanziellen Probleme werden von den meisten InterviewpartnerInnen kaum ernsthafte berufliche Alternativen erwogen. Es bleibt größtenteils beim Entwerfen von Notfallszenarien oder "Fluchtphantasien".

"(...) hab i mir gedacht, also wenn jetzt im nächsten halben Jahr net was passiert, dann geht«s an's Servieren, oder Taxifahren oder ich weiß auch net, irgend so,- es ist erstaunlich, welche Phantasien man da zum Schwelgen bringt, net? Was tut man eigentlich, wenn des nächste halbe Jahr jetzt nix ist, net? Und wenn des so weitergeht mit den ganzen Streichungen. Dann ist eh die Gastprofessur 'kommen, hat auch wieder a BISSL kalmiert, aber, net sehr, aber trotzdem. Ja. Des hab ich schon alles überlegt. Ich weiß auch nicht, irgendwas, emigrier-, oder wie die B. jetzt, net, also, hab' ich auch schon auch da-, Afrika, irgendwie so, so, Entwicklungshilfeprojekte, bis hin zum Tauchlehrer. Jetzt mach'ich noch so einen Tauchlehrerschein, und dann, hau' ich mich auf die Malediven. ((lacht)). Oder in die Karibik. Und dann schließ' ich des Kapitel ab.

I: Waren so kurze Momente?

IP: Ja.

I: Oder schon irgendwas Konkreteres?

IP: Nana. Na. Na. Nix Konkretes. Aber wenn du so dahinsinnierst, also irgendwie, weißt eh, nachher fängst du zum Phantasieren an. Aber nie so, weil du immer glaubst, na, also irgendwie wird's schon nicht so weit sein. Und dann schon in Krisensituationen, daß ich mir denk': He, was ist, wenn da irgendwie was, wie geht«s weiter? Naja, schlimm ((seufzend))."

Werden doch realistischere Überlegungen angestellt oder sogar schon konkrete Versuche gemacht, das wissenschaftliche Feld zu verlassen, sind sie oft halbherzig oder von der Einschätzung getragen, daß man/frau aufgrund der schlechten Situation am Arbeitsmarkt und der fehlenden Qualifikation für andere Bereiche sowieso schlechte Chancen hat.

IP: "Aber die allgemein schlechten Bedingungen an den Universitäten oder zum Beispiel Museen und natürlich im öffentlichen Bereich, das spielt natürlich auch mit. Neben dieser Geschichte an irgendeinem Museum zu arbeiten oder so, wäre dann der nächste- die nächste Wunschvorstellung im öffentlichen Dienst und das spielt es halt auch nicht mehr. Also vor ein paar Jahren hat es das noch gespielt, jetzt gibt es das natürlich schon hie und da, aber es ist nicht mehr so ganz so leicht. Und so gesehen spielt das schon auch mit – der Aufnahmestop und diese allgemein schlechteren Bedingungen.

I: Du hast gerade angesprochen – was hättest Du anders machen können? Oder was hättest Du tun können?

IP: Na ich hätte zum Beispiel nach dem Magister aufhören können und mich damals schon dem Arbeitsmarkt zuwenden können. Dann wäre ich um etliche Jahre jünger gewesen. Ich weiß nicht ob es besser gewesen wäre, oder ob die Situation vor ein paar Jahren viel besser war. Aber ich hätte- ich mein', eine Möglichkeit oder was einem dann immer geraten wird ist dann halt umschulen. Also dann lernst halt jetzt was anderes. Das ist, wenn man mal über 30 ist halt natürlich möglich, aber halt nicht mehr ganz so leicht, wie wenn man ein bißchen jünger ist und noch einfach ein bißchen mehr Zeit vor sich hat."

Tatsächlich realistische Möglichkeiten erscheinen grundsätzlich nur als letzter Ausweg. Ein "Ausstieg" aus der Wissenschaft wäre also nur aus einer völlig verzweifelten Lage, aus Resignation heraus denkbar.

"Hab'mir dann überlegt, daß ich auf alles scheiße und als Übersetzer in S. bleibe, weil da kann ich mit wenig Arbeit viel Geld verdienen. Und ich hab' mir überlegt Medizin zu studieren, aber das ist natürlich abstrakt, ja, ich studier' sicher nicht Medizin. Und sonst- Ich hab'mir dann angefangen zu überlegen, irgendeine andere Ausbildung zu machen oder so, aber nur angefangen und hab' mir dann nur gedacht, wenn jetzt nichts passiert, dann geh ich mal jetzt in irgendeine Arbeitsamtsberatung oder so. Ja? Aber ich wollte eigentlich nicht. Es war wirklich mehr nur der Gedanke der Verzweiflung irgendwie, weil damals war ich echt verzweifelt."

2.6.2. Risiken und Brüchigkeiten

Insgesamt scheinen die Negativa und Risiken der Tätigkeit als FreieR ForscherIn und als ExterneR LektorIn, die Unsicherheiten und die prekäre Einkommenssituation in der biographischen Selbstpräsentation von der inhaltlich sinnvoll und gesellschaftlich wertvoll empfundenen wissenschaftlichen Arbeit überdeckt zu werden. Alle InterviewpartnerInnen äußerten, daß ihre Tätigkeit als Freier WissenschaftlerIn und ExterneR LektorIn immer wieder "auf der Kippe" gestanden ist. Wie bei einer Gratwanderung ist man/frau oftmals nahe daran, diese riskante Existenz aufzugeben. Warum wurde sie aber bis dato nicht aufgegeben?

"Und DANN war's also wirklich eine Nervensache, also, ob ich das cool durchspiel', und net die Nerven verlier', bis hin zu Geld ausborgen. Und, es war IMMER knapp an der Grenze, daß ich ALLES schmeißen laß. Aber wirklich. Also da hab' ich mir dann schon Geld ausgeborgt, und hab' mir gedacht, wenn jetzt dann net der Bescheid kommt von dem, also des war ECHT a Streiß. Also's ist, noch immer net? Nur: Jetzt, weißt' eh, mit dem, was des eine große-, ist (GROß) aufgefangen. Und jetzt is amoi a Ruah, bis Februar, also Frühjahr 00. Dann, werden wir sehen, ((lacht)) werden wir das Spiel weiterspielen. Aber, also in den vergangenen zwei Jahren war's an der Kippe. Das muß ich echt sagen. Daß ich alles schmeißen kann. Und DRUM hat das, also net nur eben auch so einen komischen-, dieser Briefwechsel, sondern hat auch was STARK Entwürdigendes gehabt. Also, mit dem-, weil du bist dann immer, sozusagen fast bei so einem Arbeitslosensyndrom, und dann wieder Forschungsprojekt, das kalmiert des wieder, dann geht des wieder, dann hast wieder deine positiven Verstärker, indem du publizierst, oder es erscheint ein Buch, oder es wird irgendwie registriert, was du machst, oder auch mit dem Unterrichten. Ich find auch des Unterrichten eine positive Verstärkung. Also es hat auch so einen Effekt gehabt, net? Daß du's Gefühl hast, es interessiert die Studenten, was du tust, und, und – Ich hab auch viel gelernt, des muß ich auch sagen. ABER es war-, es war des öfteren an der Kippe."

Die "positiven Verstärker", wie ein erneutes Forschungsprojekt, die Publikation eines Buches, das positive Feedback durch KollegInnen und StudentInnen, sind es offenbar hauptsächlich, die dann doch immer wieder vom Aufgeben abhalten.

2.6.3. Habilitation als Perspektive?

Innerhalb des wissenschaftlichen Feldes sehen die Externen zwar kaum eine realistische Chance zur Verbesserung ihrer prekären ökonomischen Situation. Dennoch strebt oder strebte die Mehrheit der Befragten eine wissenschaftliche Weiterqualifikation an. Daher spielen die 1992/1993 wesentlich erweiterten Habilitationsstipendien-Programme für die Befragten eine wichtige Rolle, sowohl hinsichtlich einer vorübergehenden Erleichterung der Einkommenssituation als auch in bezug auf

größere berufliche Chancen durch Weiterqualifikation. Gleichzeitig ist es ein Schritt, mit dem man/frau sich scheinbar alles, auch die eigentlich "unrealistische" Universitätskarriere, weiterhin offenhalten kann.¹⁴¹

APART- und Charlotte-Bühler-Habilitationsstipendien werden von den Befragten unseres Samples aber auch einfach als weitere Möglichkeit der Forschungsförderung gesehen und genutzt. Sie bieten aufgrund ihrer Höhe zumindest eine Phase des Atemholens (siehe oben), auch wenn das nicht ausreicht, die grundsätzliche Problematik der prekären Einkommenssituation der "Externen und Freien" beiseite schieben zu können.

"Dann ist es bei diesem Habil.-Stipendium vom Fond jetzt natürlich ein Nachteil, des ist gedacht eigentlich für, Studi-, für Assistenten und Assistentinnen, die SOWIESO einen Fixjob haben, und die jetzt sozusagen noch a bißl a Zeit brauchen, damit sie ihre Habil. endlich fertig schreiben können, und dann ja eh wieder an ihren Posten zurückkehren. Wenn du des jetzt als Freiflieger kriegst, ist des einfach-. Erstens sind die zwei Jahre viel zu kurz, und du kannst auch in den zwei Jahren net ständig nur ruhig vor dich hinarbeiten, weil du mußt immer an des-: Was ist DANACH? Du BIST einfach dann nicht fix in irgendeinem Job, net?"

Die konkrete Erwartung, daß man/frau als HabilitierteR eine fixe universitäre Stelle bekommen könnte, äußerte zwar weder der bereits Habilitierte noch die drei InterviewpartnerInnen, die gerade ein Habilitationsstipendium bekommen haben bzw. in der Endphase der Habilitation sind. Alle vier formulierten aber doch mehr oder weniger explizit die Erwartung oder zumindest die Hoffnung, sich mit der Habilitation eine bessere berufliche/finanzielle Voraussetzung für ihre Position als Freie WissenschaftlerInnen und zumindest eine zusätzliche Option für eine fixe Stelle innerhalb oder außerhalb der Universität zu verschaffen.

"Ja, ich will mich jetzt habilitieren möglichst schnell, ohne mir aber zu viel Streß dabei zu machen, und dann bewerb' ich mich überall.

I: Du setzt noch auf die Uni, irgendwo?

IP: Ja, du, wie gesagt, ich schätz', wenn ich es versuche ganz objektiv einzuschätzen, schätz' ich meine Chance so auf zehn Prozent bis, so im besten Fall, daß ich irgendwo einen festen Job kriege, ja? Aber ich-, das mach'ich halt, und ansonsten, glaube ich, daß ich für die nächsten fünf, sechs Jahre ganz gute Chancen habe, zumindest auch wenn das APART dann abläuft, irgendwie interessante Sachen zu machen. Ein oder zwei Jahre kann ich sicher nach Amerika, na ja, dann kann ich noch hier ein Stipendium oder dort eins, hier mal 'ne Gastprofessur, dort eine, und dann halt weiterschaun. Das ist das realistische und macht mir auch nichts. Ja?"

Eine unmittelbare klare Verbesserung hat der bereits habilitierte Externe Lektor allerdings nicht erfahren. Für ihn hat sich die Lehrauftragsvergabe nicht verbessert, er scheint im gleichen Maße von

¹⁴¹ Vgl. Kapitel 1.2.1.4.1.

den Kürzungen der Lehraufträge für Externe LektorInnen betroffen zu sein wie promovierte Externe LektorInnen: Nach seiner Habilitation wurde ihm mitgeteilt, daß der von ihm beantragte Lehrauftrag zwar bewilligt, aber nicht remuneriert werde. Die Möglichkeit, die sich für ihn als Habilitierten allerdings eher eröffnet, nämlich Lehrveranstaltungen als Gastprofessor abzuhalten, bedeutet zwar eine Statusverbesserung, stellt aufgrund der Unregelmäßigkeit und Nichtkalkulierbarkeit dieser Gastprofessur aber keine Verringerung der Prekarität der beruflichen und finanziellen Situation dar. Gleichzeitig entsteht mit der wissenschaftlichen Weiterqualifizierung zudem auch eine potentielle Frustrationsquelle, wenn sich die an sie geknüpften Erwartungen auf eine bessere, sicherere Position im wissenschaftlichen Feld nicht realisieren lassen. Sofern die Habilitation nicht zu tatsächlichen, kontinuierlichen Einkommens-, Karriere- und Statusverbesserungen führt, wird der Status als hochqualifizierteR, aber immer noch schlechtbezahlteR ExterneR LektorIn/FreieR WissenschaftlerIn in prekären Beschäftigungsverhältnissen für die Betroffenen noch ambivalenter.

2.6.4. Prekärer Status und “aufgeschobene” Lebensentwürfe

In bezug auf die Lebensplanung läßt sich allgemein eine zeitliche Verschiebung bei den Externen LektorInnen/Freien WissenschaftlerInnen feststellen. Die Nicht-/Vereinbarkeit von einem Dasein als FreieR WissenschaftlerIn und weiterreichenden Lebensentwürfen wird in den Interviews nur zögernd thematisiert, es handelt sich – nicht verwunderlich – um ein heikles, weil ungelöstes Thema. Die Nichtplanbarkeit der eigenen beruflichen “Karriere” und die unsichere Einkommenssituation erschweren langfristige Entwürfe oder Pläne in anderen Lebensbereichen, etwa ob man/frau Kinder will oder nicht.

“Dann, also wenn ein Kind da ist, überhaupt, also, dann, sind die, liegen die Karten ganz anders, oder, stellt sich die Situation ganz anders. Ich kann mir alles (vorstellen).

I: Dann könntest du-

IP: Oja, ich bin für alles offen. Sozusagen. Aber zuerst muß irgendwas sein, sozusagen. Und da ist dermaßen alles in der Schwebe, daß es mühsam ist, da d’rüber nachzudenken. Und dann ist man immer so mit dem Alltag konfrontiert, sozusagen, dann und, durch des GLÜCK jetzt, muß ich eigentlich sagen, durch diesen Job, des hat sich ja IDEAL ergeben, net? Jetzt ist des beruflich-private so, beisammen, net? Daß ich also, wenn ich jetzt beruflich in I. zu tun hab’, das ist IDEAL, net? Weil es hätte ja genauso gut– Hausnummer – Bruck an der Mur sein können, oder Leoben, oder keine Ahnung, net?”

Auch diejenigen InterviewpartnerInnen, die bereits ein Kind haben, sehen eine tendenzielle Unvereinbarkeit mit der spezifischen Berufs- und Einkommenssituation als ExterneR LektorIn bzw. FreieR WissenschaftlerIn.

“Oder auch viel- bei vielen habe ich auch den Eindruck, daß sie sich-, die jetzt so treu sind, und bei denen sich nichts klärt, über viele Jahre, da habe ich den Eindruck, die kommen gar nicht so weit, darüber ernsthaft nachzudenken, ob sie eigentlich ein Kind wollen oder nicht. Ja? Es wird so an den Rand gedrängt und so. Also ich kritisier’ da niemanden, jede soll es machen, wie sie will, aber ich finde- Das finde ich eigentlich mit die bedrückendste Begleiterscheinung bei den weiblichen, beim weiblichen Teil, der sich in Unsicherheit befindenden Wissenschaftlerinnen, daß zum Beispiel die Kinderrate meiner Meinung – keine Statistik – aber die Kinderrate ist halb so hoch, wie bei denen, die einen festen Job haben, und das find’ ich ganz furchtbar. Ich versteh’ es, ich versteh’ es hundertprozentig, ich kritisiere es an niemandem, wirklich nicht, aber als strukturelle Erscheinung finde ich es echt pervers.”

Als ExterneR LektorIn ein Kind zu haben, heißt vielfach, beruflich weniger flexibel und mobil sein zu können und gleichzeitig für ein höheres und kontinuierlicheres Einkommen sorgen zu müssen. Das führt für die betroffenen LektorInnen quasi automatisch einen Schritt von der “Freien” wissenschaftlichen Tätigkeit weg, hin zu der Notwendigkeit, kontinuierliche und sichere Einkommensverhältnisse anzustreben (etwa durch eine Anstellung, besser bezahlte außerwissenschaftliche Tätigkeiten):

“IP: Und ich hab’ auch, man wird älter, man hat einfach eben das Kind. Du hast einfach Ausgaben, Fixausgaben, die immer steigen, die immer mehr ansteigen und unter 20.000 Schilling ist nichts einfach, na? Das geht einfach nicht. Du brauchst 20.000 Schilling im Monat zum Leben, na? Das ist jetzt- und ich find’ das nicht wirklich viel. Das muß einfach möglich sein. () Von allein geht das nicht. Das ist klar.

I: Und Du siehst die Möglichkeit nicht mehr, daß man die durch die freiberufliche selbständige Arbeit- das läßt sich nicht ...

IP: Also ich hab’es scheinbar nicht geschafft, ich bin gescheitert. Ich hab’ das versucht mit Vereinen, mit freier Projektarbeit, wie gesagt, jetzt mit diesem Job da, irgendwie bin ich gescheitert, würde ich sagen. Auch an mir selbst vermutlich, aber- Ja, ich weiß nicht, was ich jetzt nach diesem Forschungsjahr machen werde, also das Ziel ist schon wirklich diesen Halbtagsjob zu haben, und der muß nicht einmal wirklich so wahnsinnig befriedigend sein, also das kann auch irgend eine Archivarbeit sein oder sonst- Also irgend etwas, wo man halt sagt, okay, man sitzt jetzt vier, fünf Stunden da und dann macht man doch noch ein zwei, Lehraufträge oder so, na?”

In allen Interviews drückt sich die extreme Unsicherheit in bezug auf das Risiko einer Biographie als FreieR WissenschaftlerIn und ExterneR LektorIn aus. Interessanterweise wird zwar im Rahmen der Institution Universität von geschlechtsspezifischen Diskriminierungs-erfahrungen und der Erfahrung von Geschlechterhierarchie berichtet (vgl. MentorInnen-Problematik), aber in bezug auf das Risiko und die Ambivalenzdieser Laufbahn als FreieR WissenschaftlerIn lassen sich zu diesem Zeitpunkt in den

Interviews interessanterweise kaum nennenswerte geschlechtsspezifische Unterschiede feststellen. Das mag auch damit zusammenhängen, daß Kinderwünsche generell, das heißt auch von den Männern, angesichts der schlechten und unsicheren Situation eher zurückgestellt werden. Gleichzeitig befindet sich aber zumindest ein Teil der InterviewpartnerInnen in einem Alter, in dem hinsichtlich einer angenommenen "Normalbiographie" und biologischer Faktoren, die Frage, ob man/frau Kinder möchte, zunehmend akut wird. Diese Frage stellt sich geschlechtsspezifisch unterschiedlich, das heißt Frauen, die Kinder möchten, stehen sicherlich unter einem größeren Druck, der sich biographisch in der Folge noch anders als bei Männern auswirken wird (zum Beispiel, sich definitiv gegen Kinder zu entscheiden, oder das Freie WissenschaftlerInnen-Dasein aufzugeben etc.).

2.6.5. Konkurrenzen – Differenzen –Kooperationsformen

In Zeiten gekürzter Forschungs- und Lehrauftragsbudgets an den Universitäten besteht auch eine zunehmende Konkurrenzsituation zwischen Freien WissenschaftlerInnen, Externen LektorInnen und "Internen". Wie verändern diese Konkurrenz-/Differenzsituation und die immer prekärer werdenden Arbeitsverhältnisse für die Freien WissenschaftlerInnen und Externen LektorInnen die sozialen Beziehungen? Es wäre noch eingehend zu diskutieren, wie sich dieser (zunehmende) Konkurrenzdruck auf soziale Beziehungen auswirkt. Wie können Loyalitäten aufrechterhalten werden? Zerschellen sie ständig oder müssen sie immer wieder umstrukturiert werden?"Wie bestimmen wir, was ein bleibender Wert ist, wenn wir in einer ungeduldigen Gesellschaft leben, die sich nur auf den unmittelbaren Moment konzentriert?"¹⁴² Werden Beziehungen kurzfristiger, rein strategisch motiviert eingegangen? Werden sie insgesamt oberflächlicher oder "zerrütten"gar alle Beziehungen?

Symptomatischerweise wird das unangenehme Thema "Konkurrenz" unter den "Externen" in den Interviews höchstens implizit und kaum selbstgewählt angesprochen. Die Konkurrenz zu den internen Universitätsangehörigen kann eher thematisiert werden, da die Differenz und die strukturelle Entfernung größer ist.

"Aber die- grad' die Assistenten sind ja, wenn du die anschaust, beziehungsweise denen zuhörst, dann sind die ja nur neidisch, wenn es darum geht, zu vergleichen, was die für Lasten haben innerhalb ihrer Verpflichtungen sozusagen- eben diese ganze Verwaltungsarbeit oder so. Und wie toll sie mein Leben dann fin- also meine Arbeit finden, Arbeitsformen dann finden und so, nicht? Weil das sind dann die ersten die aufspringen, wenn es darum geht-, um Kürzungen geht oder um

¹⁴² SENNETT, S. 12

beziehungsweise um Teilungen geht, daß man ein bestimmtes Kontingent abgibt und das teilt mit Externen, da sind sie die ersten, die sagen, sie wollen das nicht, weil sie brauchen ja, sie haben ja eine Familie und sie müssen noch die 4.000 Schilling noch haben von dem Lehrauftrag oder so. Also die sind ja die ersten, die die Solidarität aufkündigen, nicht?”

Ergeben sich im Status der “Externen und Freien” aber nicht auch neue Möglichkeiten und Anknüpfungspunkte zu kooperieren, Netzwerke zu knüpfen? Sind dies flexiblere, kurzfristigere Freundschaftsnetze? Wie wirkt sich die Konkurrenzsituation auf Formen der Politisierung und Solidarisierung aus?

“Ja, zum einen glaube ich, sind die wenigsten wirklich quasi bereit und auch von ihrer ganzen Ausstattung, von ihrer inneren Ausstattung, psychischen Ausstattung, sozusagen, bereit, sich auf kooperative Arbeit einzulassen. Das glaube ich sehr wohl. Also die meisten, mit denen ich zu tun hab’, die pflegen doch einen sehr ausführlichen sozusagen Narzißmus auch. Also von wegen, man arbeitet und es ist schon ganz richtig und gut so wie man arbeitet und läßt sich nicht in die Karten schauen. Und- ((überlegt)) Es gibt ja diese, diese vom System auferlegte Konkurrenz eben auch. Man ist einfach mal immer auch konkurrierender sozusagen Bewerber. Auf der Uni sowieso, na?”

Bei den von uns Interviewten zeigten sich aber auch schon neue Arbeits-/Kooperationsformen. Zwei “Externe” arbeiten in Gemeinschaftsbüros, ein dritter hat gemeinsam mit anderen einen Verein gegründet. Das heißt, es gibt Erfahrungen mit alternativen Arbeitszusammenhängen, die teilweise aber aufgrund von finanziellen Schwierigkeiten wieder aufgegeben wurden. Einerseits gibt es dabei eher praktisch-pragmatische Überlegungen durch Anmietung eines Gemeinschaftsbüros die Isolation des einsamen Arbeitens zu überwinden.¹⁴³

“IP: Also ich bin jetzt irrsinnig viel auf Achse, und eben des mit K., des wechselt. Eben das ist, des hat kein-, des hat überhaupt keine Regelmäßigkeit, des wechselt. Aber, des Gemeinschaftsbüro ist eben unser-, sozusagen, das wir nicht aufgeben. Es ist günstig, net? Und da ist eine soziale Einbettung, eben weil da sind noch andere Institute, (...) drinnen, und man trifft andere Leute, also um der VEREINSAMUNGStendenz entgegenzuwirken. Da tratscht man halt.

I: Und wie oft trefft’s ihr euch dort? Oder wie sieht das-, ich kann mir das net vorstellen.
IP: Naja, es hat dann eine Phase gegeben-, na, kann- ist schwer zu sagen, es hat so eine Phase gegeben, wo ich gesagt hab’, so mir fällt da die Deck’n am Schedl, jetzt tranferier’ ich alles dorthin,. Dann bin ich jeden Tag da hingegangen, mit meiner, sozusagen Arbeitsdisziplin, hab’ ich dann nach drinnen verlegt. Und dann, und der P. dann auch, zum Beispiel. Und dann haben wir uns jeden Tag, sozusagen gegenseitig motiviert, oder zum Beispiel, wenn’s in die Schreibphase kommt. Da passiert des oft, daß ma die Decken am Schedl fällt, und dann geh’ ich hin, und mach’s so, jetzt geh’ ich jeden Tag von-, weißt eh, wie sich des bei der-, bei Abschlußarbeiten, da muß man sich selbst an die Kandare nehmen. Dann () zum Beispiel jeden Tag.”

¹⁴³ Vgl. Kapitel 3.3.4.: Zwei Drittel aller befragten LektorInnen gaben an, daß ihre Forschungs-tätigkeit hauptsächlich in der eigenen Wohnung stattfindet.

Andererseits eröffnen sich vielleicht auch Widersprüche zwischen der starken Betonung der eigenen Individualität als ForscherIn bzw. der damit verbundenen Doktrin von originellen und kreativen Forschungen und kooperativen Arbeitsformen.

“Und dann in so freieren Zusammenhängen, also ich hab’ viele Versuche gemacht, mit Leuten zu reden, aber – kann ja auch mit meiner Person zu tun haben, daß ich nicht so eine Art von Charisma hab’ um Leute zu binden oder wie auch immer, oder auch sie zu überzeugen, daß bestimmte Dinge Sinn machen oder so. Aber ich hab’ sicher auch, also ich bin-ich bin auch kein Managertyp, sagen wir so. Ich hab’ gedacht, ich kann das, managen, so na? Aber bin natürlich auf die Nase gefallen, das ist nicht so, daß –also ich hab’ vieles ausprobiert und bin immer sozusagen, hab’ immer meine Grenzen einfach präzise vor Augen halten müssen. Also was ich kann und was ich überhaupt nicht kann. Und ich wüßte wirklich nicht- Ich bin schon etwas frustriert, natürlich auch und denk’ mir halt, ich bin jetzt froh, daß ich dieses Geld habe und- Was aber nicht heißt, daß ich dann später noch einmal versuchen will, mit anderen. Aber du hast andere Erfahrungen, ich meine es gibt viele, die andere Erfahrungen machen, nicht? Es ist, mir kommt vor, es ist vor allem im Frauenkontext, es ist einfach nur noch einmal alles so viel einfacher sich zusammensetzen.”

Nur wenige der InterviewpartnerInnen thematisieren die Möglichkeit eines verstärkten hochschulpolitischen Engagements, um Verbesserungen des prekären Status der Externen LektorInnen/Freien WissenschaftlerInnen durchsetzen zu können. Einige Gründe für das fehlende politische Engagement werden von jenen angeführt, die dies eigentlich bedauern, die selbst aber auch keine Möglichkeit sehen, sich persönlich zu engagieren.

“Einerseits, verstehst du, ich mach’ meine Sache und ich denk’, die ist dann auch wieder nicht wirklich anbindbar oder vernetzbar mit der anderen, das ist das eine und zum anderen müßte man ja doch aus einem gewissen politischen Bewußtsein heraus sich eben gerade auf Grund dieser Krisen, die es in den letzten Jahren eben gerade um die Externen herum gibt, müßte man ja doch einfach Bündnisse, beziehungsweise neue Kooperationsformen erfinden unter den Externen Lektoren, die an einem Institut quasi beschäftigt sind. Denk’ ich schon, aber jeder ist ja dann doch – also das ist schon meine Erfahrung – dermaßen auf sich irgendwie bezogen und schaut, daß seine Dinge irgendwie laufen, und so, also ich hab’ immer wieder gerade auf der Publizistik, Leute, die gerade erst abgeschlossen haben dazu genommen und mit denen zusammen meinen Lehrauftrag und mein Lehrgeld geteilt. Weil das auch für mich spannend war, mich mit jemandem auseinanderzusetzen und so. Aber jetzt wirklich eine Organisationsform mir selbst auszudenken oder auch politisch da mehr zu tun, da hab’ ich einfach keine Ressourcen auch, glaube ich, na? Ich hätt’ es auch kaum geschafft, mich dann im Anschluß an den Streik weiterhin zu engagieren. Das hat aber sicher damit zu tun, daß ich nicht nur an einem Institut nur bin, sondern doch an mehreren. Und vor allem, wenn du dann noch anfängst in den Bundesländern herumzureisen, ja? Also ich bin noch lange Zeit nach I. gefahren, jetzt eben nach G. und so, da bist Du schon sehr zerrissen und so. Ja und vor allem, da- mir kommt vor, an jeder Universität doch ein anderer Wind irgendwie vorherrscht, also andere Bedingungen sozusagen. Die einen sind zufriedener, und gerade diese Fachhochschule, das ist wieder was ganz Spezielles, also das. (...) Also ich würde kurzum, auch der Versuch mit diesen beiden Vereinen ging immer in die Richtung, daß man unter Gleichgesinnten, aber auch unter sozusagen Gleichleidenden, wenn man das so formulieren will, eben freischaffende Wissenschaftler oder so, versucht, sich eben zu institutionalisieren, zu professionalisieren. Genau in diesem Projektzusammenhang. Aber ich hab’ es vielleicht ungeschickt angelegt, aber nicht wirklich dann die Partner gefunden oder so.”

Auch diejenigen, die sich teilweise bereits in dieser Richtung engagiert haben, sehen die Heterogenität der Externen LektorInnen, ihre unterschiedlichen Interessenslagen – manche haben fixe Anstellungen und brauchen einen Lehrauftrag quasi nur “für die Visitenkarte”, andere sind Freie WissenschaftlerInnen, für die die Lehraufträge eine wichtige Einkommensquelle darstellen – als eines der Haupthindernisse für eine gemeinsame (hochschul-)politische Interessensvertretung und gemeinsame Ziele. Zudem sieht ein Großteil der Befragten bei sich selbst keine Kapazitäten für ein solches Engagement und ist vielzu sehr mit der eigenen prekären Existenzform beschäftigt; den weitaus größten Teil ihrer Zeit und Energie stecken sie in die wissenschaftliche Arbeit und ins finanzielle Überleben.

Transkriptionsregeln:

In Anlehnung an Rosenthal¹⁴⁴ wurden folgende Transkriptionszeichen verwendet:

<u>nein</u>	Hervorhebung der Autorinnen
NEIN	laut
'nein'	leise
Die i-	Abbruch
(...)	Auslassungszeichen, von den AutorInnen gekürzt
((lacht))	Anmerkung der Transkriptorin
(2)	Pause, Dauer in Sekunden
(sagte sie)	unsichere Transkription
()	Inhalt der Äußerung ist unverständlich; Länge der Klammer entspricht etwa der Dauer der Äußerung

¹⁴⁴ Vgl. ROSENTHAL, Gabriele: “...Wenn alles in Scherben fällt...”. Von Leben und Sinnwelt der Kriegsgeneration, Opladen 1987, S. 419

3. Quantitative Untersuchung

“Denn es ist außerordentlich gewagt für einen jungen Gelehrten, der keinerlei Vermögen hat, überhaupt den Bedingungen der akademischen Laufbahn sich auszusetzen. Er muß mindestens eine Anzahl Jahre aushalten können, ohne irgendwie zu wissen, ob er nachher die Chance hat, einzurücken in eine Stellung, die für den Unterhalt ausreicht.”

Max Weber, Wissenschaft als Beruf, 1919

3.1. Einleitung .

3.1.1. Fragestellungen und Ziele der quantitativen Untersuchung

Mit den legislativen Änderungen im Hochschulbereich seit dem Jahr 1993 (UOG '93, UniStg., Strukturanpassungsgesetz, Hochschullehrerdienstrecht, Gehaltsgesetz, KUOG) wurde das Ausmaß der durch Externe LektorInnen und Freie WissenschaftlerInnen abgedeckten Lehre an österreichischen Universitäten beträchtlich reduziert. Da es bisher weder über den Umfang noch über die Auswirkungen dieser Ausgrenzungstendenzen auf die Gruppe der externen UniversitätslektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen eine quantitative Untersuchung gibt, soll diese Lücke mit dieser Studie ein wenig geschlossen werden.¹⁴⁵

Ziel der Primärerhebung der Externen LektorInnen (schriftliche Befragung mittels Fragebogen) ist eine detaillierte Erhebung der Veränderungen des Stellenwertes und des Umfangs der externen Lehre an den österreichischen Universitäten und Hochschulen in den letzten Jahren sowie die subjektive Perzeption und Bewältigungsstrategie dieser Veränderungen im Lichte eines neu zu definierenden Profils “freier Wissenschaft”. Ein solches Profil umfaßt nicht nur Art und Umfang der Einbindung in

¹⁴⁵ Die detaillierteste Hochschulstatistik betreffend die Verläufe der an Externe vergebenen universitären Lehraufträge der letzten Jahre liefern die Beilagen der Anfragebeantwortung der parlamentarischen Anfrage durch Bundesminister Dr. Caspar Einem vom 4. Sept. 1998: BUNDESMINISTERIUM FÜR WISSENSCHAFT UND VERKEHR: Anfragebeantwortung der parlamentarischen Anfrage Nr. 4685/J-NR/1998 durch Bundesminister Dr. Caspar Einem vom 4. Sept. 1998 (im folgenden BMWV 1998 genannt).

universitäre (Forschung und Lehre) sowie außeruniversitäre (Forschung) Strukturen, sondern ist gekennzeichnet durch die Schnittstellen von so unterschiedlichen Lebensbereichen wie wissenschaftlicher Tätigkeit, überlebenssicherndem Nebenerwerb, privater Lebensplanung, politischen Interessen und alltagskulturellen Ansprüchen. Selbstverständlich können im Rahmen einer quantitativen Untersuchung diese Lebensbereiche nur rudimentär und symptomatisch erfaßt werden. Der Schwerpunkt der quantitativen Untersuchung liegt auf den folgenden Bereichen:

- Integration der Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen in die universitäre und außeruniversitäre Forschung
- Einbindung in die universitäre Lehre sowie Integration an den Universitätsinstituten
- Sozio-ökonomischer Hintergrund
- Subjektive Wahrnehmung der veränderten Rahmenbedingungen (Zufriedenheit, ideelle Ansprüche) und allfällige Auswirkungen auf die eigene berufliche Lebensplanung
- (Politische) Strategien der Betroffenen

3.1.2. Sample-Auswahl

Als Untersuchungsgruppe wurden jene externen Lehrpersonen an den österreichischen Universitäten definiert, die (auch) "freie" Wissenschaft betreiben, ohne ihr haupt-sächliches Einkommen aus einer fixen Anstellung bzw. einem Gewerbe zu beziehen. An der Universität oder im Forschungs-/Arbeitsmarkt hauptberuflich und dauerhaft integrierte Externe LektorInnen fallen somit nicht in das Sample.

Aus pragmatischen Gründen (budgetäre und Zeitökonomie, Kooperationsmöglichkeiten vor Ort etc.) konnten nur jene LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen in das Sample aufgenommen werden, die an den Universitätsstandorten Wien, Graz oder Innsbruck lehren, und zwar an ausgesuchten Fakultäten/Universitäten, an denen durch Externe betriebene Lehre einen besonderen Stellenwert hat: an den geisteswissenschaftlichen (GEWI), sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen (SOWI), formal- und naturwissenschaftlichen (NAWI) Fakultäten sowie an der grund- und integrativwissenschaftlichen (GRUWI) Fakultät in Wien, der Wirtschaftsuniversität (WU) Wien und zwei Kunsthochschulen (Universität für Angewandte Kunst, Akademie der Bildende Künste) in Wien.

3.1.3. Methode

Gewählt wurde die Methode der schriftlichen Befragung mittels Fragebogen, da repräsentative Ergebnisse erzielt werden sollten und eine repräsentative Umfrage nur auf diese Weise einigermaßen kosten- und zeitsparend zu bewerkstelligen war. Zudem kamen im Fall dieses Forschungsprojektes der Methode der schriftlichen Befragung einige vorteilhafte Umstände¹⁴⁶ entgegen, deren erster der Kooperationsbereitschaft des BMWV sowie der jeweiligen Universitätsdirektionen in Graz, Innsbruck und Wien zu verdanken ist:

- die Verfügung über eine aktuelle Adressenkartei
- die Betroffenheit der Befragten und somit die Motivation zum Ausfüllen des Fragebogens
- die hohe Bildung und Auffassungsgabe der Befragten
- die relative Homogenität der befragten Gruppe

Aufgrund dieser Voraussetzungen war es möglich, einen relativ umfangreichen Fragebogen zu entwickeln, ohne damit die Rücklaufquote allzusehr zu drücken. Nach einer Pilotphase mit ausgewählten Testpersonen wurde der Fragebogen überarbeitet und endredigiert. Im Begleitschreiben zum versandten Fragebogen wurde der Zusammenhang von Forschungs-thema, Intention der ForscherInnen und Interessen der Befragten ausführlich dargelegt.¹⁴⁷

Von knapp 3.000 in den Städten Graz, Wien und Innsbruck zum Teil verteilten (Graz) und überwiegend verschickten Fragebögen wurden knapp 800 retourniert, was einem Rücklauf von etwa 27 Prozent entspricht. Da die Weiterleitung der in Graz größtenteils an die Universitätsinstitute gebrachten Fragebögen an die LektorInnen offenbar nicht funktionierte, konnte in Graz nur eine Rücklaufquote von etwa 10 Prozent erzielt werden, während in Wien annähernd 30 Prozent erzielt werden konnten und in Innsbruck mehr als ein Drittel aller AdressatInnen den Fragebogen zurückschickte. Aufgrund unserer Auswahlkriterien (Beschränkung auf Freie WissenschaftlerInnen) mußten insgesamt etwa 40 Prozent aller eingelangten Fragebögen ausgesiebt werden, sodaß mit einem Stichprobenumfang von n=467 Personen gerechnet wurde(davon kamen 41 aus Graz, 132 aus Innsbruck und 294 aus Wien).

Noch einige kurze Anmerkungen zu den statistischen Berechnungen: Da abgesicherte Vorinformationen über die Grundgesamtheit der Externen LektorInnen und Freien

¹⁴⁶ Vor- und nachteilige Umstände der Methode der schriftlichen Befragung beschreibt etwa FRIEDRICH, Jürgen: Methoden empirischer Sozialforschung, Opladen 1980, S. 236 ff.

¹⁴⁷ Fragebogen und Begleitschreiben siehe Kapitel 8.2.

WissenschaftlerInnen in Österreich nicht verfügbar sind, wurde trotz vermuteter – aber nicht nachgewiesener – Verzerrungen des Samples auf Gewichtungen von Subgruppen verzichtet.¹⁴⁸ Auf diese Problematik wird im folgenden Abschnitt 4.1.4. noch eingegangen. Die Rechnungen wurden mit Hilfe von SPSS durchgeführt. Die als signifikant ausgewiesenen Ergebnisse sind mit einer Irrtumswahrscheinlichkeit von 5 Prozent abgesichert.

3.1.4. Repräsentativität der Stichprobe

Vorweg muß festgehalten werden, daß das uns zur Verfügung stehende Sample keinerlei Repräsentativitätsanspruch in bezug auf die Gesamtheit der externen Lehrkräfte in Österreich erheben kann. Dennoch ist die vorliegende Stichprobe "repräsentativ"¹⁴⁹, und zwar für einen einigermaßen klar umrissenen Ausschnitt der LektorInnenschaft, der sich von der Gesamtheit der Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen durch folgende Einschränkungen unterscheidet:

- örtliche Einschränkung auf drei Standorte
- zeitliche Einschränkung auf LektorInnen, die (auch) nach dem Jahr 1994 lehr(t)en
- disziplinenbezogene Einschränkung auf ausgewählte Fakultäten und Universitäten
- sachliche Einschränkung auf Wissenschaft betreibende und "freie" Lehrpersonen

Die ersten drei Einschränkungen sind kalkulierbare Manipulationen in bezug auf die gesamte LektorInnenschaft, die objektiv und zahlenmäßig exakt festgemacht werden können, da hier sekundärstatistisches Material (BMWV 1998) vorliegt.

Die inhaltlich wichtigste und nicht aus pragmatischen Erwägungen vollzogene sachliche Einengung unserer Grundgesamtheit, zu der es ja keine sekundärstatistischen Vergleichsdaten gibt, birgt in Kombination mit dem Unsicherheitsfaktor des verzerrten Rücklaufs allerdings das Problem, daß Verzerrungen der so entstandenen Stichprobe in bezug auf die "wirkliche" Grundgesamtheit, die wir abbilden wollen, erstens nur schwer wahrgenommen, zweitens – falls wahrgenommen – mangels Vergleichsdaten kaum quantifiziert und drittens nur schwer ursächlich zurückgeführt werden können.

¹⁴⁸ Zur Gewichtungproblematik vgl. DIEKMANN, Andreas: Empirische Sozialforschung – Grundlagen, Methoden, Anwendungen, Reinbek bei Hamburg 1998, S. 365-367

¹⁴⁹ "Repräsentativität" ist immer ein relativer Begriff und nur auf ausgewählte Merkmale zutreffend, die bezogen auf die Grundgesamtheit niemals erschöpfend sein können. Diekmann spricht in diesem Zusammenhang überhaupt von einem "Mythos der repräsentativen Stichprobe" (DIEKMANN 1998, S. 369).

Zur Veranschaulichung ein Beispiel: Wir können in unserer Stichprobe einen überhöhten Anteil an weiblichen Lektorinnen in Relation zu der nach ausgewählten Standorten und Fakultäten/Universitäten gefilterten gesamten LektorInnenschaft feststellen. D.h. der Frauenüberhang in unserem Sample kann entweder durch eine größere Bereitschaft der weiblichen Lektorinnen zur Retournierung des Fragebogens oder durch einen erhöhten Frauenanteil unter den Freien WissenschaftlerInnen in der Gruppe der LektorInnen oder – was am wahrscheinlichsten ist – durch eine Kombination beider Faktoren verursacht worden sein. Da wir aber nicht exakt wissen, wie groß der Frauenanteil in “unserer” spezifischen Grundgesamtheit ist, können wir keine quantitative Gewichtung dieser beiden Faktoren vornehmen und haben mit dem Risiko zu leben, mit einem oder – soweit noch andere unabhängige Variablen verzerrt sind – mehreren Bias (systematischen Verzerrungen) zu rechnen.

Es gibt allerdings einige Möglichkeiten, diese Bias halbwegs zu kontrollieren, indem einige unabhängige Variablen (also solche wie Geschlecht, Alter, Standort etc.) untereinander rechnerisch kombiniert werden, sodaß geprüft werden kann, ob bestimmte Verzerrungen nicht sachlich begründet sein könnten. In unserem Beispiel wurde etwa geprüft, ob nicht Frauen deswegen relativ stärker vertreten sein könnten als Männer, weil zweitens eher unsere Ausschließungs-Kriterien erfüllen, während weibliche Lektorinnen tatsächlich eher in unsicheren Einkommensverhältnissen leben und sich auch öfter als “Subsistenz-Existenzlektorinnen”¹⁵⁰ deklarieren.

Selbstverständlich sind solche Plausibilitätsverfahren zur Analyse der Verteilungsformen keine Garantie dafür, daß alle Verzerrungen erkannt und aufgehoben werden können. Dadurch, daß sich diese Fehler einer exakten Quantifizierung entziehen, können sie rechnerisch auch nicht ausgeschaltet werden. Dennoch scheinen sie sich in so engen Grenzen zu halten, daß von einer “Repräsentativität” unseres Samples ausgegangen werden kann: repräsentativ für jenen ganz bestimmten (siehe oben) Ausschnitt aus der Gesamtheit der LektorInnen, für die Städte Innsbruck und Wien und – mit Einschränkung – auch Graz sowie für die ausgewählten Universitäten/Fakultäten. Dies festzustellen scheint im politischen Begründungs-zusammenhang dieser Studie von Bedeutung zu sein, da mit der offiziellen Hochschulstatistik des BMWV schnell auf grundlegende Abweichungen unserer Basisdaten von der “Realität” der LektorInnenschaft hingewiesen und die Korrektheit der vorliegenden Untersuchung in Abrede gestellt werden könnte.

¹⁵⁰ Zur Diskussion dieses Terminus siehe Kapitel 1.2.1.2.

3.2. Beschreibung des Samples

In der Folge werden den von uns erhobenen Basisdaten (Verteilungsformen der unabhängigen Variablen) die aus der offiziellen Hochschulstatistik des BMWV (parlamentarische Anfragebeantwortung vom September 1998) nach Ort/Universität/Fakultät gegliederten Kenndaten gegenübergestellt.¹⁵¹

Die für uns verfügbaren unabhängigen Variablen sind:

- Geschlecht
- Alter
- Universitätsstandort, Universität, Fakultät, Disziplin (nur ausgewählte)
- Quellenart des hauptsächlichlichen Einkommens
- akademischer Grad

Nur bedingt unabhängige, aber für die Charakterisierung des Samples bedeutende Variablen sind:

- Anzahl der remunerierten/nicht remunerierten Wochenstunden
- Art der gehaltenen Lehrveranstaltung/en
- Anzahl der Tage der Vorbereitung für die Lehrveranstaltung/en

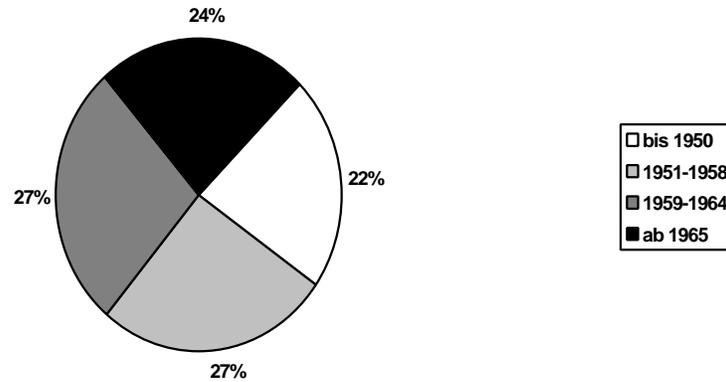
3.2.1. Geschlecht und Alter

Das vorliegende Sample setzt sich aus 209 Probandinnen (44,9 %) und 256 Probanden (55,1 %) zusammen. Damit ist der Frauenanteil gegenüber der Gesamtheit der externen Lehrkräfte an den österreichischen Universitäten, nicht aber notwendigerweise der Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen, zu hoch.

Die Geburtsjahrgänge der Befragten reichen von 1929 bis 1973, das arithmetische Mittel liegt im Jahrgang 1957, d.h. die Externen LektorInnen waren zum Zeitpunkt der Befragung durchschnittlich knapp über 40 Jahre alt.

¹⁵¹Die in der Folge angeführten Daten in der Rubrik BMWV sind entweder direkt aus den Beilagen von BMWV 1998 übertragen oder eigene Berechnungen auf Basis der Daten von BMWV 1998.

Grafik 1: Gruppierte Geburtsjahrgänge der Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen



In unserer Stichprobe sind die weiblichen LektorInnen signifikant jünger als die männlichen (mittlerer Geburtsjahrgang bei den Frauen '58,5, bei den Männern '56,1). Diesbezügliche hochschulstatistische Vergleichsdaten stehen uns derzeit nicht zur Verfügung, es kann aber vermutet werden, daß dieser Trend ein allgemeingültiger ist. Unter Berücksichtigung der in unserem Fragebogen erhobenen Jahreszahl des Einstiegs ins wissenschaftliche Erwerbsleben läßt sich nämlich nachweisen, daß Frauen erst in den 1980er Jahren massiv als professionelle WissenschaftlerInnen, für die diese Tätigkeit auch der Brotberuf ist, in Erscheinung treten.

3.2.2. Ort des Lehrauftrags

Tabelle 1¹⁵²

	weibl.	männl.	ges.	%	% BMWV
Graz	30	35	65	12	27
Innsbruck	66	82	148	28	19
Wien	138	175	313	60	55
gesamt	208	256	464	100	100

Die letzte Prozent-Spalte entspricht dem laut BMWV-Statistik erwarteten Prozent-Wert der jeweiligen Universitätsstadt. Demnach ist Graz (aufgrund der Rücklaufprobleme) stark unter-, Wien etwas und Innsbruck stark überrepräsentiert. Hier erschiene es am ehesten gerechtfertigt, durch Gewichtung nach Städten einen Ausgleich dieser Verzerrung herzustellen – insbesondere, was die Daten der Grazer LektorInnen betrifft. Es könnten relativ unproblematisch Gewichtungs-Faktoren aus der offiziellen Hochschulstatistik ermittelt werden. Das Problem liegt allerdings darin, daß eine andere Fehlerquelle in den Grazer Daten liegen könnte, die daraus resultiert, daß nur 41 brauchbare Fragebögen aus Graz eingelangt sind, d.h. 24 der 65 LektorInnen, die einen Lehrauftrag in Graz hatten/haben, lehren auch (und wohnen) woanders, vermutlich hauptsächlich in Wien. Eine Gewichtung der Grazer Daten hätte demnach durch die Tatsache, daß Externe LektorInnen an mehreren Standorten lehren und im konkreten Fall von ihrer "Stammuniversität" nach Graz pendeln, den wahrscheinlichen und äußerst störenden Effekt, daß auch ein Teil der Wiener Daten gewichtet würde. Eine Gewichtung nur der "ansässigen" Grazer LektorInnen wäre allerdings aus inhaltlichen und rechnerischen Gründen (zu geringe Population) nicht zulässig.

Dennoch erweisen sich die Daten der Grazer Population als in den unabhängigen Variablen äußerst erwartungstreu in bezug auf die Gesamtstichprobe, sodaß diese Daten zu Vergleichszwecken durchaus heranziehbar sind und – mit einiger Vorsicht – als zuverlässig eingestuft werden können.

Der Frauenanteil ist an allen drei Standorten ziemlich gleich hoch und beträgt in unserem Sample etwa 45 Prozent, im Vergleich zu den offiziellen Hochschuldaten sind dies knapp 10 Prozent zu viel. Wie oben bereits ausgeführt, dürfte ein Teil dieses Überhangs auf ein geschlechtsspezifisches

¹⁵² Die auf n=467 fehlende Anzahl der in der Tabelle angeführten ProbandInnen resultiert aus unvollständigen Fragebogen-Antworten. Bei den im Folgenden angeführten Tabellen wird auf die Möglichkeit von "missing cases" nicht mehr explizit hingewiesen.

Antwortverhalten, der vermutlich größere Teil aber auf eine tendenziell stärkere Kongruenz von Lektorinnen und unserer Zielgruppe (Freie WissenschaftlerInnen) zurückzuführen sein.

3.2.3. Fakultät/Universität

In unserem Sample sind gegenüber der Hochschulstatistik des BMWV die GRUWI und die NAWI über-, die SOWI und die WU unterrepräsentiert. Aufgrund des Frauenüberhangs im vor-liegenden Sample müssten Fakultäten mit hoher Frauenquote stärker vertreten sein, was auf die GRUWI auch zutrifft. Bei der GEWI schlägt das Fehlen der aliquoten Grazer Daten durch. SOWI- und WU-LektorInnen dürften deswegen schwächer vertreten sein, weil in diesen wirtschaftsnahen Disziplinen weniger Freie WissenschaftlerInnen lehren dürften als in den anderen (hier wurden von vornherein mehr Fragebögen ausgeschieden).

Tabelle 2¹⁵³

	GEWI	GRUWI	NAWI	SOWI	WU
LektorInnen	204 (39%)	104 (20%)	103 (20%)	58 (11%)	52 (10%)
davon Frauen %	51,5%	48,1%	33 %	34,5%	38,5%
BMWV (SS'94) ¹⁵⁴	1.082 (40%)	456 (17%)	402 (15%)	389 (15%)	354 (13%)

3.2.4. Fluktuation in Universitätsstädten und an Fakultäten der letzten fünf Jahre

Ziel der diesbezüglichen in serieller Zeitreihe gestellten Frage war, Zu- und Abwanderungsbewegungen der letzten fünf Jahre bezüglich Studienort/Fakultät bzw. eventuell auch Studienrichtung zu ermitteln. Diesem Zweck dient das vorhandene Datenmaterial nur zum Teil, da der Fragebogenrücklauf eine Verzerrung in Richtung Überrepräsentanz aktuell lehrender LektorInnen auf

¹⁵³ Aufgrund von Mehrfachantworten bei dieser Frage ergibt die Summe der Nennungen mehr als n=467, die Prozentangaben sind bereinigt und summieren sich auf 100.

¹⁵⁴ Die aktuellsten vollständigen Daten von BMWV (1998) stammen aus dem Jahr 1994.

Kosten bereits aus dem Lehrbetrieb ausgeschiedener mit sich gebracht hat.¹⁵⁵ Das heißt, daß den seit dem Jahr 1995 neu in den universitären Lehrbetrieb aufgenommenen Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen in unserem Sample stärkeres Gewicht zukommt, als ihnen gemäß den realen Verhältnissen zustünde. Insofern als – anders formuliert – die Daten für die Zeit vor dem Jahr 1995 relativ untergewichtet sein dürften, ist die folgende Tabelle 3 der Zu- bzw. Abwanderung mit Vorbehalt zu betrachten:

Tabelle 3

	absolut vor '95	davon '98/'99	in %	absolut '98/'99	Neue	Netto	in %
Städte:							
Graz	41	24	58,5	38	14	-3	-7,3
Innsbruck	70	47	67,1	91	44	+21	+30,0
Wien	224	183	81,7	249	66	+25	+11,2
Fakultäten:							
GEWI	121	95	78,5	152	57	+31	+25,6
GRUWI	81	59	72,8	70	11	-11	-13,6
SOWI	37	23	62,2	36	13	-1	-2,7
NAWI	58	44	75,9	73	29	+15	+25,9
WU	35	26	74,3	38	12	+3	+8,6
Kunstuni	10	9	90,0	18	9	+8	+80,0

Die erste Spalte zeigt die absolute Anzahl der Externen LektorInnen, die vor dem Studienjahr 1995/96 zumindest einen Lehrauftrag hatten, die zweite Spalte die absolute Anzahl jener, die auch noch im aktuellsten abgefragten Studienjahr zumindest eine Lehrveranstaltung hielten, die dritte Spalte die Prozentangaben von Spalte 2 zu Spalte 1. Daraus läßt sich einwandfrei die Quote des Ausfalls der Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen seit dem Jahr 1995 ablesen.

¹⁵⁵ Diesem Dilemma hätte nur eine begleitende Längsschnitt-Untersuchung über einige Jahre entgehen können, die im gegebenen Fall nicht möglich war. Da aber der Nachweis der massiven quantitativen Reduktion der durch Externe LektorInnen erbrachten universitären Lehre eine der wesentlichsten Prämissen dieser Studie darstellt, können wir uns hier nicht mit den diesbezüglich mangelhaften, eigens erhobenen Daten bescheiden, sondern verweisen zum einen auf die offiziellen Statistiken des BMWV (1998) unter Kapitel 3.2.7. sowie zum anderen beispielhaft auf die Daten der Universitätsdirektion der Universität Graz, die exkursartig unter Kapitel 3.4. vorgestellt werden.

Die Relation der Daten aus den Spalten 4 bis 7 zu den ersten drei Spalten ist aus den oben angegebenen Gründen problematisch. Spalte 4 weist die absolute Anzahl der aktuell (im Studienjahr 1998/99) Lehrenden aus, Spalte 5 die Anzahl der seit dem Jahr 1994 neu hinzugekommenen LektorInnen, Spalte 6 den Nettozuwachs in der Zeitspanne 1994 bis 1998/99 und Spalte 7 die entsprechende Prozentzahl des Nettozuwachses.

Am aussagekräftigsten erscheint in Anbetracht der Verzerrungen in unserem Sample die Quote der seit dem Jahr 1994 ausgeschiedenen Externen LektorInnen. Die Quote der Netto-Bewegungen (Zu- und Abwanderungsquote) ist eher in Relation der jeweiligen Universitätsstandorte sowie der Fakultäten untereinander aufschlußreich, denn als exakte Kennzahl. So erscheinen die übermäßigen Neuzugänge in Innsbruck sowie an der GEWI und NAWI (ev. trotz des geringen Stichprobenumfanges auch an den beiden Kunstuniversitäten) erklärungsbedürftig.¹⁵⁶

3.2.5. Einzelne Studien-Fachrichtungen

Da für die Auswertung von einzelnen Instituten die jeweiligen Fallzahlen teilweise zu gering sind, erscheint es sinnvoll, nur einzelne Fachgruppen mit genügend hoher Fallzahl für die statistische Analyse herauszugreifen. Dabei werden in diesen Gruppen (Fachdisziplinen) einzelne Institute zusammengefaßt. Die ausgewählten Fachdisziplinen (Psychologie, Biologie, Bildung/Erziehung sowie Geschichte) dienen dabei als Kontrastgruppe zu den Fakultäten und können teilweise Ergebnisse noch vertiefen.

Die folgende Tabelle 4 weist die Personalstandsbewegungen der Externen für die gebildeten Fächergruppen aus, wobei die oben (siehe Kapitel 3.2.4.) angesprochene Verzerrungs-Problematik dieser Querschnitts-Untersuchung aufgrund der geringen Zeitspanne der abgefragten Daten weniger virulent sein dürfte. Dennoch ist wegen des teilweise inexakten Antwortverhaltens bei dieser Frage Vorsicht geboten:

Tabelle 4

Disziplinen	absolut	davon '98/'99	in %	absolut	Neue	Netto	in %
	vor '98			'98/'99			

¹⁵⁶Offenbar reagieren die einzelnen Universitäten und Fakultäten auf geänderte (gesetzliche) Rahmenbedingungen nach Maßgabe ihrer Möglichkeiten mit sehr unterschiedlichen Lehrauftrags-vergabe-Politiken; vgl. auch Kapitel 3.4.

Psychologie	32	26	81,3	28	2	-4	-12,5
Biologie	61	51	83,6	52	1	-9	-14,8
Bildung+Erz	38	23	60,5	27	4	-11	-28,9
Geschichte	55	37	67,3	39	2	-16	-29,1

Diese Angaben dürfen in keinem Fall in direkten Zusammenhang mit Tabelle 3 gebracht werden, da es sich um unterschiedliche Zeitspannen handelt, die abgefragt werden. Im vorliegenden Fall werden nur zwei unmittelbar in zeitlicher Folge liegende Daten abgefragt: "vor 1998/99" und "derzeit" (also Wintersemester 1998/99). Selbstverständlich ist die Anzahl derer, die irgendwann einmal vor dem Wintersemester (WS) 1998/99 einen Lehrauftrag an einem bestimmten Institut hatten größer als die Anzahl derer, die an dem aktuellen Stichdatum einen Lehrauftrag haben. Wiederum sind weniger die absoluten Kennzahlen als die unterschiedlichen Relationen untereinander von Bedeutung.

Berechnet wurde weiters die Frage nach der unterschiedlichen Verteilung der Geschlechter zwischen den Fachdisziplinen. Das gesamte von uns untersuchte Sample ergibt eine Geschlechterverteilung von 209 (44,8 Prozent) weiblichen Befragten und 256 männlichen Befragten (54,8 Prozent). Die diesbezügliche Verteilung in den ausgewählten Fachdisziplinen entspricht weitgehend derjenigen des gesamten Samples.

3.2.6. Hauptsächlichliches Einkommen

Tabelle 5¹⁵⁷

haupts. Einkommen 1999	absolut	%	Frauen abs.	Frauen %
als LektorIn	99	21,3	57	57,6
Forschungsprojekt/e an Universität	51	11,0	26	51,0
Forschungsprojekt/e außerhalb Uni ¹⁵⁸	48	10,3	23	47,9
sonst freiberuflich	164	35,3	75	45,7

¹⁵⁷ Bei der Beantwortung dieser Frage konnten Mehrfachantworten gegeben werden. Absolute Zahlen sowie Prozentwerte entsprechen der Anzahl der Nennungen je vorgegebener Antwortkategorie, deren Aufsummierung deswegen nicht 100 Prozent ergibt.

¹⁵⁸ Die klassifikatorische Trennung von universitärer und außeruniversitärer Forschung ist zweifelsohne problematisch, insbesondere wenn Forschungsgelder nicht-universitärer Provenienz über universitäre Kanäle zu den ProjektnehmerInnen fließen. Trotz dieser ungenauen und im Grenzfall willkürlichen Differenzierung von universitärer und außeruniversitärer Forschung schien uns diese dennoch unumgänglich.

sonst befristet	86	18,5	37	43,0
nicht befristet	109	23,4	35	32,1
Mittel des Arbeitsmarktservice (AMS)	26	5,6	18	69,2
sonstige Zuwendungen	24	5,2	17	70,8

Die in bezug auf die Geschlechterverteilung signifikanten Ergebnisse sind in Tabelle 5 fettgedruckt. Die ausgewiesenen Prozentangaben zur Frauenquote weisen in die bereits oben formulierte Richtung, daß nämlich Frauen verstärkt in sozial prekären Verhältnissen¹⁵⁹ leben und aufgrund dessen in unserem Sample überrepräsentiert sind: Nur etwa 32 Prozent der in nicht befristeten Dienstverhältnissen tätigen Externen LektorInnen sind Frauen, während der Frauenanteil bei AMS- (samt Karenz-) Geld-BezieherInnen bzw. bei BezieherInnen sonstiger Zuwendungen (inklusive Stipendien) etwa 70 Prozent ausmacht. Von den "Subsistenz-ExistenzlektorInnen" sind 57,6 Prozent Frauen, oder anders ausgedrückt: 27,3 Prozent aller Externen Lektorinnen und Freien Wissenschaftlerinnen beziehen ihr hauptsächliches Einkommen (auch) aus ihrer universitären Lehrtätigkeit. Bei den Externen Lektoren beträgt dieser Anteil nur 16,4 Prozent.

Da die Quelle des hauptsächlichsten Einkommens *das* Auswahlkriterium für unser Sample war, sollten in der Regel nur teilzeit in unbefristeten Dienstverhältnissen tätige Externe LektorInnen vertreten sein, sodaß über die Gruppe der unbefristet Angestellten unter den Lehrenden keine Aussage getroffen werden kann. Bei Betrachtung aller anderen Einkommensarten sticht die Gruppe der FreiberuflerInnen ins Auge (35,3 Prozent), unter denen sich vermutlich viele "Neue Selbständige"¹⁶⁰ befinden. Nur 21,3 Prozent der befragten Externen LektorInnen geben an, ihr hauptsächliches Einkommen (auch¹⁶¹) aus ihrer Tätigkeit als Universitäts-Lehrende zu beziehen; bei durchschnittlich nicht einmal 3 remunerierten Wochenstunden pro Lehrbeauftragte/n (BMWV 1998, siehe Kapitel 3.2.7.) auch nicht verwunderlich.

¹⁵⁹"Prekarität" wird hier insbesondere für diejenigen Externen LektorInnen behauptet, die neben ihrem universitären Lehrauftrag keine anderen oder nur – bezogen auf das "Existenzminimum" – unzureichende Einkommensquellen erschließen können. Vgl. auch Kapitel 1.2.1.2.

¹⁶⁰ Dies ist jene durch die Novellierung der Sozialversicherungsgesetze Mitte der 1990er Jahre geschaffene Gruppe von WerkvertragsnehmerInnen, die sich bei der Versicherungsanstalt der Gewerblichen Wirtschaft sozialversichern muß.

¹⁶¹ Es muß in diesem Zusammenhang nochmals verdeutlicht werden, daß von diesen 21,3 Prozent der Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen, die aus ihrer LektorInnen-Tätigkeit ihr hauptsächliches Einkommen beziehen, ein Großteil noch andere wesentliche Einkommensquellen nennt (Möglichkeit der Mehrfachnennungen). Nur etwas mehr als 5 Prozent leben tatsächlich ausschließlich von der Lehrtätigkeit, weitere 2 Prozent beziehen daneben erwerbsunabhängige oder AMS-Zuwendungen.

Weiters wurden die Veränderungen der Quellenarten des hauptsächlichlichen Einkommens der Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen in der Zeitspanne vom Jahr 1995 bis zum Studienjahr 1998/99 erhoben:

Tabelle 6¹⁶²

haupts. Einkommen	absolut	in %	davon	in %	absolut1	in %	netto %
	1995		1999		999		zu 1995
als LektorIn	96	20,6	64	66,7	100	21,4	+4,2
Forschungsproj. an Uni	58	12,4	22	37,9	51	10,9	-12,1
Forschungsproj. außer Uni	52	11,1	29	55,8	48	10,3	-7,7
sonst freiberuflich	130	27,8	100	76,9	166	35,5	+27,7
sonst befristet	83	17,8	37	44,6	86	18,4	+3,6
nicht befristet	103	22,1	63	61,2	109	23,3	+5,8
Mittel des AMS	15	3,2	3	20,0	26	5,6	+73,3
sonstige Zuwendungen	32	6,9	9	28,1	24	5,1	-25,0

Ebenso gibt gut ein Fünftel der befragten Externen LektorInnen an, ihr hauptsächlichliches Einkommen bereits im Jahr 1995 (auch) aus der Tätigkeit als Universitäts-LektorIn bezogen zu haben. Nur etwa jeweils 10 Prozent nennen Forschungsprojekte an bzw. außerhalb der Universität als wesentliche Einkommensquellen, wobei die Häufigkeit dieser Einkommensart seit dem Jahr 1995 zurückgegangen ist. Dies deutet darauf hin, daß Forschungsprojekte eher als Übergangsphase in der Berufsbiographie von Bedeutung sind. Sonstige freiberufliche Tätigkeiten haben stark zugenommen – eher ein Indiz für die Desintegration der Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen am Lohnarbeitsmarkt in Richtung freie/r "NebenerwerbswissenschaftlerIn".

Bei der Aufschlüsselung der Einkommensarten nach Universitätsstandorten kann generell betrachtet kein Zusammenhang zwischen dem Universitätsstandort und den Quellen des hauptsächlichlichen Einkommens der Externen LektorInnen festgestellt werden, abgesehen von zwei Ausnahmen: In Wien beziehen signifikant mehr Externe Mittel vom AMS (7,3 Prozent) wie auch aus außeruniversitären Forschungsprojekten (12,4 Prozent) als die Grundgesamtheit (5,6 bzw. 10,3 Prozent) – angesichts der

¹⁶² Siehe Fußnote 154

Tatsache, daß ein Großteil der außeruniversitären Forschungseinrichtungen Österreichs im Großraum Wien konzentriert sind¹⁶³, kann dies nicht überraschen.

Bei näherer Betrachtung kann dieses signifikante Ergebnis für Wien auf eine einzige Fakultät zurückgeführt werden: Die GRUWI vereint innerhalb unseres Samples exakt je die Hälfte aller AMS-Geld-BezieherInnen sowie jener, die ihren Unterhalt aus außeruniversitärer Forschung verdienen. Dafür leben an der GRUWI signifikant weniger Externe LektorInnen von universitären Forschungsprojekten. Genau diese Einkommensquelle ist an der NAWI stark überrepräsentiert: 49 Prozent aller LektorInnen, die von universitären Projekten leben, befinden sich an der NAWI, dafür sind die typischen "FreiberuflerInnen" dort dünn gesät.

Die GEWI beherbergt insbesondere LektorInnen mit anderweitigen befristeten Dienstverhältnissen, zudem sind zwei Drittel aller "sonstigen Zuwendungen" an der GEWI anzutreffen – vermutlich deshalb, weil vergleichsweise viele LektorInnen an dieser Fakultät von diversen Stipendien leben.

Des weiteren wurde noch geprüft, ob die Art des hauptsächlichlichen Einkommens der Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen von deren Alter abhängt. Hier sticht nur eine Tendenz hochsignifikant heraus: Externe LektorInnen, die einen wesentlichen Teil ihres Einkommens aus universitärer Forschung beziehen, sind im Schnitt um vier Jahre jünger als die Komplementärgruppe. Es könnte also sein, daß sich Externe LektorInnen und Freie WissenschaftlerInnen mit zunehmendem Alter aus den universitären Forschungs-zusammenhängen zurückziehen bzw. diese Personengruppe aus den Universitäten herausgedrängt wird.¹⁶⁴ Denkbar wäre aber auch, daß universitäre Forschungsprojekte zwar weiterhin betrieben werden, jedoch in einer fortgeschritteneren ForscherInnen-Laufbahn (finanziell) eine immer untergeordnetere Rolle spielen, da sich vermehrt neue Arbeitsfelder erschließen.

Schließlich werden die Arten des hauptsächlichlichen Einkommens noch nach dem Kriterium der Forschungstätigkeit dichotomisiert, um feststellen zu können, wieviele Befragte nicht nur Forschung betreiben, sondern tatsächlich von der Forschung leben. Hier ergibt sich ein sehr ausgewogenes Verhältnis: etwa 50 Prozent der Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen verdienen

¹⁶³ Papouschek/Pastner (1999, S. 24) sprechen von einer Konzentration der österreichischen außeruniversitären *Forschungseinrichtungen* im gesellschaftswissenschaftlichen Bereich in Wien in der Höhe von 63 Prozent, in anderen Bereichen dürfte es nicht wesentlich anders aussehen. Bezogen auf die Verteilung der *wissenschaftlichen Arbeitskräfte* im außeruniversitären Bereich schildern dieselben Autorinnen diese Konzentration in Wien noch dramatischer: "Zwei Drittel (64 %) der männlichen und gar drei Viertel (74 %) der weiblichen WissenschaftlerInnen arbeiten in Wien." PAPOUSCHEK, Ulrike; Pastner Ulli: Außeruniversitäre Forschung – Für Frauen eine attraktive Alternative zum Hochschulbereich? "Arbeitsmarkt, Arbeitsbedingungen und Berufsbiographien von Wissenschaftlerinnen in der außeruniversitären Forschung." Zwischenbericht an das Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr, Wien 1999, S. 11

¹⁶⁴ Zum Teil wandern diese WissenschaftlerInnen in das außeruniversitäre Forschungssegment ab, während eine umgekehrte Wanderungsbewegung nicht bestehen dürfte (vgl. Papouschek 1999, S. 30).

ihren Lebensunterhalt im Bereich der Forschung, wobei hier die große Gruppe der freiberuflich Tätigen, die ja zu einem unbestimmten Prozentsatz auch freiberuflich forschen dürften, nicht berücksichtigt wird. Tatsächlich dürfte also der Anteil derjenigen, die in der Hauptsache von ihrer Forschungstätigkeit leben, beträchtlich über 50 Prozent liegen.

Die Berechnung, ob die hauptsächlich mit Forschungsarbeit ihren Lebensunterhalt verdienenden Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen mehr Wochenstunden remunerierter Lehrtätigkeit ausüben als die Komplementärgruppe, bringt ein hoch-signifikantes Ergebnis in die formulierte Richtung (in bezug auf nicht remunerierte Wochenstunden ergibt sich kein signifikanter Unterschied). Dies unterstreicht die Bedeutung (und Notwendigkeit) freier Wissenschaft als Existenzgrundlage für Externe LektorInnen sowie deren Bedeutung für die Qualität des universitären Lehrangebots.

3.2.7. Lehrauftrags-Wochenstunden

Externe Lektorinnen und Lektoren unterscheiden sich nicht signifikant in der Anzahl der gehaltenen Wochenstunden im Rahmen des Lehrauftragskontingents, weder was die remunerierten, noch was die nicht-remunerten Lehraufträge betrifft.

Aufgrund des vermeintlich verzerrten Rücklaufs, daß nämlich aktuell Lehrveranstaltungen abhaltende LektorInnen stärker im Sample vertreten sein dürften als bereits vom Lehrbetrieb ausgeschiedene, eignen sich unsere Daten nicht für einen Zeitvergleich um festzustellen, ob sich die Wochenstundenanzahl pro Lehrbeauftragtem/r seit dem Jahr 1995 verändert hat oder nicht. Dafür können aber die offiziellen Daten des BMWV (1998) herangezogen werden. Nach diesen hat vom Sommersemester (SS) 1994 bis zum Wintersemester (WS) 1997/98 sowohl die absolute Stundensumme der remunerierten Lehraufträge von 6.254 (ohne SOWI Wien) auf 5.418 abgenommen, als auch die Wochenstundenanzahl pro LektorIn von 3,1 auf 2,8 Stunden.

Die folgenden Datenangaben, aufgeschlüsselt nach Universitätsstandorten und Fakultäten, beziehen sich auf die Antworten betreffend das aktuellste abgefragte Semester (WS 1998/99), wobei wir auch mit Null-Werten rechnen (wenn im betreffenden abgefragten Semester keine Lehrveranstaltung abgehalten wurde), weshalb wir zu wesentlich geringeren Wochenstunden-Werten kommen als das BMWV.¹⁶⁵

¹⁶⁵ Während das BMWV (1998) für das WS 1997/98 auf durchschnittlich 2,8 Lehrauftrags-Wochenstunden pro aktuell lehrendem/r Externen LektorIn kommt, errechnen wir bei Berücksichtigung aller im Sample vertretenen

Demnach haben externe Lehrende und Freie WissenschaftlerInnen in Wien durchschnittlich signifikant mehr Wochenstunden (1,8) als die Grundgesamtheit, in Innsbruck hingegen signifikant weniger (1,3). Beim Vergleich der Fakultäten läßt sich zeigen, daß GEWI-LektorInnen mehr Lehrstunden (2,0) abhalten können, NAWI-Externe müssen mit durchschnittlich weniger Stunden (1,1) vorlieb nehmen – beide Ergebnisse sind signifikant bezogen auf die Gesamtheit. Die beiden Wiener Kunstuniversitäten fallen überhaupt aus der Reihe, da dort die durchschnittliche Wochenstundenanzahl mit 4,8 Stunden ein Vielfaches des Durchschnittswertes des Samples beträgt. Hier besteht allerdings auch die Lehrauftrags-Vergabepaxis, daß etwa statt Lehraufträgen in a) solche in anderen Kategorien vergeben werden und sich dadurch eine höhere Stundenzahl ergibt. Wenngleich das BMWV mit etwas anderen Zahlen aufwartet, werden die ausgewiesenen Tendenzen doch bestätigt.

3.2.8. Akademische Grade

Jeweils gegliedert nach hierarchischer und fachrichtungsmäßiger Kategorisierung ergibt sich für die akademischen Grade der Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen folgendes Verteilungsbild:

Tabelle 7

akad. Grad	Gesamt	%	Frauen	Männer
Mag./Dipl.	153	33,6 %	46,7 %	53,3 %
Dr.	275	60,3 %	46,5 %	53,5 %
Doz.	28	6,1 %	25,0 %	75,0 %
Gesamt	456	100,0 %		
phil.	191	71,5 %	50,8 %	49,2 %
rer.soz.oec.	38	14,2 %	34,2 %	65,8 %
rer.nat.	38	14,2 %	28,9 %	71,1 %
Gesamt	267	100,0 %		

ProbantInnen (also auch jener, die aktuell keinen Lehrauftrag haben) einen Durchschnitts-Wert für das WS 1998/99 von 1,6 Stunden. Bei Abzug der aktuell nicht Lehrenden kommen auch wir zu einem Wert von 2,8 Wochenstunden für das WS 1998/99.

Der Großteil der befragten Externen LektorInnen sind Doktoren oder Doktorinnen, etwa ein Drittel Magistra/Magister oder Diplom-IngenieurInnen. Nur 28 (6 Prozent) der befragten Personen haben sich bereits habilitiert. Bis zum Doktorgrad entspricht das Verhältnis zwischen Männern und Frauen jenem des Samples. Auffällig und statistisch hochsignifikant ist hingegen, daß es zu 75 Prozent Männer sind, die sich bereits habilitiert haben und weiterhin als externe Lehrbeauftragte tätig sind.¹⁶⁶

Die Untersuchung der akademischen Grade nach Fachrichtungen ergibt ebenfalls markante Ergebnisse.¹⁶⁷ An die drei Viertel aller befragten Personen haben einen Titel der Philosophie, nur wenige den akademischen Grad "rer.soz.oec." oder "rer. nat." Wenig erstaunlich ist die Geschlechterverteilung. Während relativ mehr Frauen als Männer einen Grad der Philosophie erworben haben, sind sie bei den naturwissenschaftlichen und sozialwissenschaftlich-ökonomischen Graden signifikant unterrepräsentiert. Nur 29 Prozent der befragten Personen mit einem akademischen Grad "rer.nat." sind Frauen.

3.2.9. Art der Lehrveranstaltungen und Ausmaß der Vor-/Nachbereitung

Aufgeteilt auf die Art der Fächer (Pflicht- und Wahlfächer), in welche die gehaltenen Lehrveranstaltungen fallen, ergibt sich folgendes Bild:

Tabelle 8

Lehrveranstaltungen	Gesamt	Prozent	Frauen	Männer
Pflichtfächer	174	38,1 %	48,0 %	52,0 %
Wahlfächer	157	34,4 %	36,5 %	63,5 %
Pflicht- und Wahlfächer	103	22,7 %	49,5 %	50,5 %
weiß nicht	22	4,8 %	50,0 %	50,0 %
Gesamt	456	100,0 %		

Bezüglich der Geschlechterverteilung zeigt sich ein signifikanter Unterschied: Männer halten deutlich mehr ausschließlich der Kategorie Wahlfach zuzuordnende Lehrveranstaltungen ab als Frauen.

¹⁶⁶ DozentInnen müssen bereits vor der Habilitation universitär gelehrt haben, da eine Lehrverpflichtung Voraussetzung für die Habilitation ist.

¹⁶⁷ Zu berücksichtigen ist hier allerdings die große Anzahl der "missing cases".

Umgekehrt sind interessanterweise Externe Lektorinnen bei den Pflicht-veranstaltungen sogar etwas – wengleich statistisch unauffällig – überrepräsentiert.¹⁶⁸

Die Betrachtung der Fakultäten und der wenigen Fachdisziplinen erbringt kaum aufschlußreiche Ergebnisse. An allen untersuchten Fakultäten entspricht das Verhältnis von durch Externe abgedeckten Pflicht- und Wahlfächern weitgehend dem Gesamttrend. Lediglich an der weit gefaßten Fachdisziplin Geschichte zeigt sich ein anderes Verhältnis. Die befragten LektorInnen halten lediglich zu 30 Prozent ausschließlich Pflichtfächer und dafür zu 59 Prozent ausschließlich Wahlfächer ab – ein Indiz für die vergleichsweise geringe Integration der externen HistorikerInnen in den dortigen Lehrbetrieb.

Eine Gliederung der durch Externe LektorInnen und Freie WissenschaftlerInnen erbrachten Lehre nach Lehrveranstaltungstypen zeigt folgende Verteilung:

Tabelle 9¹⁶⁹

LV-Typ	Absolut	Prozent
Übung/en	215	46,0 %
Vorlesung/en	204	43,7 %
Proseminar/e	165	35,3 %
Seminar/e	120	25,7 %
Arbeitsgemeinschaft/en	43	9,2 %
Sonstiges	36	7,7 %

Tabelle 9 ist nur bedingt aussagekräftig, da an den diversen Universitätsinstituten die Lehrveranstaltungstypen unterschiedlich gewichtet werden und die Vergabe von Lehr-veranstaltungen der verschiedenen Typen an unterschiedliche Voraussetzungen geknüpft wird (an der Soziologie etwa werden Vorlesungen nur von Habilitierten gehalten), so daß den einzelnen Lehrveranstaltungstypen in formaler Hinsicht keine eindeutige Position in der Hierarchie der Lehrveranstaltungsarten zugeordnet werden kann. Grundsätzlich scheinen aber Vorlesungen – mehr in materialer denn formaler Hinsicht – mit einem höheren Sozialprestige behaftet zu sein, welches sich verstärkt Lektoren als Lektorinnen zu eigen machen können. Während knapp 44 Prozent aller befragten LektorInnen und Freien

¹⁶⁸ Ob dies damit zu tun hat, daß – positiv formuliert – bei der Zuteilung der “wichtigeren” Pflicht-veranstaltungen tatsächlich auf die Erfüllung einer normativen Frauenquote geachtet wird, oder aber – bei negativer Betrachtungsweise – bei der Zuweisung der Wahlfächer “ungenierter” männliche Seilschaften zum Zug kommen, muß hier offen bleiben.

¹⁶⁹ Siehe Fußnote 154

WissenschaftlerInnen Vorlesungen abhalten, beträgt derselbe Anteil nur unter den männlichen Probanden um 10 Prozent signifikant mehr (53,5 Prozent). Wie unterschiedlich die Bewertung der Lehrveranstaltungstypen etwa von Fakultät zu Fakultät ist, beweist das Beispiel der NAWI-Fakultäten: dort halten an die zwei Drittel (exakt 62,5 Prozent) der Externen LektorInnen Vorlesungen ab.¹⁷⁰ Schließlich soll noch eine grobe Darstellung des Arbeitszeitaufwandes für die Vor- und Nachbereitung der Lehrveranstaltungen (inklusive Zeugniserstellung, Besprechungen etc.) erfolgen. Die Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen geben an, dafür zwischen einem und 70 vollen Arbeitstagen aufzubringen. Für eine sinnvolle Analyse werden die stark variierenden Angaben in vier Gruppen geteilt:

Tabelle 10

Tage	Absolut	Prozent
bis 5 Tage	121	28,3 %
6 bis 10 Tage	97	22,7 %
11 bis 20 Tage	117	27,4 %
über 20 Tage	92	21,5 %
Gesamt	427	100,0 %

Die Zeitangaben unterscheiden sich signifikant nach den einzelnen Fakultäten. Vor allem LektorInnen der GEWI-Fakultäten geben zu einem hohen Prozentsatz (64,2 Prozent) an, mehr als 10 Tage aufzuwenden, während Lehrbeauftragte der NAWI- und SOWI-Fakultäten sowie der Wirtschaftsuniversität deutlich weniger Arbeitstage benötigen (60,2 Prozent bis 10 Tage an der NAWI, 71,7 Prozent an der WU, 74 Prozent an der SOWI). Durchschnittlich werden an der GEWI 18,3 Vorbereitungstage benötigt, an der NAWI 12,8, an der SOWI 11 und an der WU Wien nur 8,8 Tage. Bei den Fachdisziplinen sind es die BiologInnen sowie die PsychologInnen, die deutlich weniger Arbeitszeit aufwenden: 66,1 Prozent bzw. 69 Prozent benötigen bis zu 10 Tage.

Interessant erscheint noch die ungleiche Verteilung des zeitlichen Aufwands für die Vorbereitung der Lehrveranstaltungen auf die beiden Geschlechter. Im Schnitt geben Externe Lektorinnen und Freie

¹⁷⁰ Die Lehrveranstaltungstypen, deren "Handhabe" in die Kompetenz der einzelnen Studienrichtungen fällt, haben nichts mit den bundesgesetzlich geregelten Remunerationstypen zu tun. Die Festlegung, wer welchen Lehrveranstaltungstyp abhalten darf, wird bestenfalls durch Institutskonferenz, Studienkommission oder Fakultät festgelegt. Es ist aber durchaus üblich, lediglich informelle Regelungen zu treffen.

Wissenschaftlerinnen mit 17,2 Tagen einen signifikant längeren Vorbereitungszeitraum an als ihre männlichen Kollegen mit 13,2 Tagen.

3.3. Detailanalyse

Im folgenden, umfangreichsten Abschnitt wird eine detaillierte Analyse der empirisch-quantitativen Untersuchung dargelegt. Dabei wird es weniger um die Erstellung eines "generellen Profils" Externer LektorInnen und Freier WissenschaftlerInnen gehen als vor allem um das Aufspüren von Entwicklungen und systematischen Zusammenhängen in den unterschiedlichen Lebensbereichen der befragten Gruppe. Des weiteren werden sämtliche Fragen in Bezug zu den unabhängigen Variablen gesetzt, um differenzierte Ergebnisse zu erhalten, ohne dabei jedoch den Anspruch zu erheben, daß im einzelnen die Ergebnisse einer erschöpfenden Interpretation zugeführt werden. Thematisch wird dieses Kapitel in vier verschiedene Abschnitte gegliedert: in erstens die universitäre Lehre, zweitens die Universität als (sozialen) Tätigkeitsbereich, drittens die universitäre und außer-universitäre Forschung und viertens in den persönlichen Bereich, die Lebensplanung und beruflichen Perspektiven.

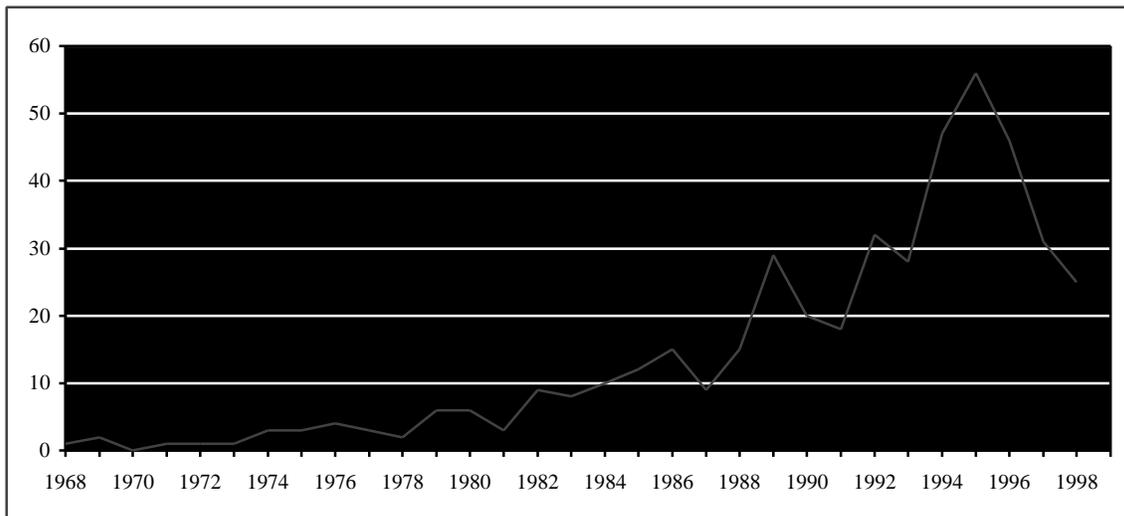
3.3.1. Universitäre Lehre

Die Praxis, Lehraufträge an Freie WissenschaftlerInnen zu vergeben, läßt sich anhand der im Forschungsprojekt erhobenen Daten bis zum Jahr 1968 zurückverfolgen. Eine Aufstellung der exakten Entwicklung externer Lehraufträge ist nicht möglich, da aufgrund des uns zugänglichen Datenmaterials Externe LektorInnen, die in den Unterlagen der Universitäten nicht mehr aufscheinen (weil sie nur vor dem Jahr 1995 gelehrt haben), nicht miteinbezogen werden können. Mehr als 52 Prozent der in die Analyse miteinbezogenen Externen LektorInnen haben ihren ersten Lehrauftrag nach dem Jahr 1992 erhalten. Anhand des vorliegenden Samples lassen sich einige Entwicklungen zeigen.

Das durchschnittliche Alter der Freien WissenschaftlerInnen beim erstmaligen Eintritt in den universitären Lehrbetrieb beträgt etwa 33 Jahre und zwar relativ unabhängig vom Zeitpunkt des Eintritts. In unserem Sample (durchschnittliches Lebensalter der ProbandInnen von etwa 40 Jahren zum Zeitpunkt der Befragung) begann der Großteil der ForscherInnen nach Mitte der 1980er Jahre mit der universitären Lehre. Nach einem leichten Einbruch zu Beginn der 1990er Jahre hat ein Drittel der von uns befragten Personen den ersten Lehrauftrag im Zeitraum von 1994 bis 1996 erhalten. Nach

dem Jahr 1995 sinkt die Zahl der Erstlehraufträge wieder etwas (Strukturanpassungsgesetz!). Aufgrund der von uns erhobenen Daten läßt sich nicht exakt nachweisen, in welchem Ausmaß die Zahl der Personen, die von den Universitäten als Externe LektorInnen beschäftigt werden, seit dem Jahr 1995 abnimmt¹⁷¹, sehr wohl aber die abnehmende Tendenz der Stundenzahlen für externe Lehraufträge (siehe Kapitel 3.2.7.).

Grafik 2: Jahr des Einstiegs in die universitäre Lehre



Interessanterweise kann auf die Frage, ob das Geschlecht einen Einfluß auf den Zeitpunkt der Erstvergabe eines Lehrauftrages hat, in der Annahme, daß der Frauenanteil in den 1980er Jahren zunehmen würde, kein signifikantes Resultat erzielt werden.

Weiters interessiert die Frage, ob Externe LektorInnen und freie ForscherInnen, die unterschiedlich lange ihre Lehrtätigkeit ausüben, tendenziell verschiedenen Erwerbstätigkeiten nachgehen. Tatsächlich können signifikante Unterschiede der Einkommensarten in unterschiedlichen LektorInnen-Gruppen festgestellt werden. Die Gruppe der LektorInnen, die zwischen dem Jahr 1968 und dem Jahr 1992 ihren ersten Lehrauftrag absolvierten, beziehen ihr hauptsächliches Einkommen signifikant häufiger aus sonstigen freiberuflichen Tätigkeiten und führen auch öfter die Arbeit als LektorIn als hauptsächliches Lebensunterhalt an, während die Gruppe derjenigen Externen LektorInnen, die im Zeitraum von 1993 bis 1998 in die universitäre Lehre einstiegen, signifikant öfter in der universitären

¹⁷¹ Diesen Nachweis erbringen jedoch die offiziellen BMWV-Statistiken (1998) sowie die Daten der Universitätsdirektion Graz (siehe Kapitel 3.4.).

Forschung tätig ist. Bei den Arten des Einkommens aus außeruniversitärer Forschung, nicht befristeten Dienstverträgen, sonstigen befristeten Dienstverträgen und sonstigen Mitteln oder Zuwendungen (Stipendien, Unterhaltsleistungen etc.) sowie AMS-Zuwendungen können keine signifikanten Unterschiede nach gruppierter zeitlicher Dauer des LektorInnen-Status festgestellt werden.

Gerade in Zeiten der knappen Ressourcen und des Aufnahmestopps im Bereich des öffentlichen Dienstes ist die Frage, wie der/die freie ForscherIn zu einem Lehrauftrag kommt/gekomen ist, von großer Bedeutung. Ausschlaggebend für die Vergabe von Lehraufträgen an Freie WissenschaftlerInnen ist in erster Linie die Kommunikation mit Internen, d.h. Institutsmitgliedern. Etwa zwei Drittel aller Externen LektorInnen (66,8 Prozent) wurden von einem Institutsmitglied auf die Möglichkeit eines Lehrauftrages angesprochen, ein Drittel (32,3 Prozent) hat sich aus eigener Initiative um den Lehrauftrag bemüht, wobei anzunehmen ist, daß auch diese Personen mehrheitlich Institutsmitgliedern bekannt gewesen sind. Andere Möglichkeiten zur Erlangung eines Lehrauftrages – von externen KollegInnen/Freien WissenschaftlerInnen oder Studierenden angesprochen – werden deutlich seltener angegeben. Immerhin 10 Prozent der Externen LektorInnen geben an, von Studierenden gebeten worden zu sein, eine Lehrveranstaltung abzuhalten. Qualifikationsmerkmale wie Projektarbeit oder wissenschaftliche Publikationen treten als Kriterien für die Lehrauftragsvergabe gegenüber eher informellen Kontakten stark in den Hintergrund.¹⁷² Öffentliche Ausschreibungen spielen so gut wie gar keine Rolle bei Lehrauftragsvergaben, in den seltensten Fällen werden Lehraufträge wohl überhaupt ausgeschrieben.¹⁷³

In der Frage der Art und Weise des Erhalts von einem oder mehreren Lehraufträgen ergibt sich in geschlechtsspezifischer Hinsicht kein eindeutiges Bild, auch gegliedert nach Universitäts-Standorten kann kein spezifisches Muster des Lehrauftragserwerbs ausgemacht werden.

Hinsichtlich der Fakultäten können allerdings Unterschiede festgestellt werden. So deklarieren signifikant überproportional mehr Externe LektorInnen an den GEWI-Fakultäten, sich selbst um einen Lehrauftrag gekümmert zu haben (etwa 40 Prozent aller GEWI-LektorInnen). An der GRUWI-Fakultät in Wien ist diese Tendenz noch wesentlich ausgeprägter; hier beträgt der entsprechende Anteil etwa 53 Prozent. Offenbar machen an diesen beiden Fakultäten Anträge auf Abhaltung von Lehrveranstaltungen noch Sinn. Externe LektorInnen und Freie WissenschaftlerInnen an der GRUWI behaupten ebenfalls hoch-signifikant öfter, von den Studierenden um Abhaltung einer

¹⁷² Das eher passive Moment des zufälligen, okkasionellen "Hineinrutschens" in die universitäre Lehre aufgrund informeller Kontakte –möglicherweise nicht ohne ein gewisses Understatement der Befragten – wird auch im Kapitel 2.2. hervorgehoben.

¹⁷³ Siehe dazu auch die Aussage von Gertrude Aumüller im Kapitel 4.2.

Lehrveranstaltung gebeten worden zu sein (mit 22 Prozent mehr als doppelt so oft wie statistisch erwartet). Dies hat vermutlich mit einem vergleichsweise persönlicheren Verhältnis zwischen Lehrenden und Studierenden an dieser Fakultät einerseits, sowie mit einem hohen Grad (instituts-) politischen Engagements von seiten der Studierenden andererseits zu tun.

Tabelle 11¹⁷⁴: Wie externe Lehrbeauftragte/Freie WissenschaftlerInnen zu ihren Lehraufträgen gekommen sind

	Absolut	Prozent
von KollegIn angesprochen	48	10,3
von Institutsmitglied angesprochen	321	66,8
von Studierenden angesprochen	46	9,9
selbst um Lehrauftrag bemüht	151	32,3
über konkretes Projekt	45	9,6
aufgrund wiss. Publikationen	66	14,1
öffentliche Ausschreibung	12	2,6

An den SOWI-Fakultäten werden die LektorInnen signifikant weniger häufig (55 Prozent), an den NAWI-Fakultäten signifikant häufiger (knapp 80 Prozent) von einem Institutsmitglied auf die Möglichkeit eines Lehrauftrags angesprochen.

An der Wiener Wirtschaftsuniversität bemüht sich der/die LektorIn offenbar weniger häufig aus eigenem Antrieb um einen Lehrauftrag (nur etwa 10 Prozent), dafür sind dort signifikant mehr Externe über ein konkretes Projekt zu ihrem Lehrauftrag gekommen (knapp ein Viertel bei einem Sample-Durchschnitt von 10 Prozent).¹⁷⁵

Zum Großteil werden externe Lehraufträge aus dem normalen Universitätskontingent zur Abdeckung der Lehre abgegolten. 261 (56,9 Prozent) der befragten Personen geben an, ihre Lehraufträge innerhalb des normalen Kontingents zu halten, 56 (12,2 Prozent) erhalten nach eigenen Angaben ihre Lehre aus Sondermitteln abgegolten. Auffallend hoch ist mit 31 Prozent (142 Personen) der Anteil jener Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen, die über die Art der Bezahlung ihrer Lehrtätigkeit nicht Bescheid wissen. Dies kann als Hinweis für die Distanz eines Teils der LektorInnenschaft zu den Universitätsstrukturen gewertet werden, die für viele nicht wirklich

¹⁷⁴ Siehe Fußnote 154

¹⁷⁵ Diese Ergebnisse bestätigen auch die Interviews im qualitativen Teil dieser Studie, in dem eine stärkere wissenschaftliche (Projektkoordinationen) wie auch persönliche Einbindung der Externen an der WU und an den NAWI-Fakultäten im Vergleich insbesondere zur GEWI und GRUWI postuliert wird (siehe Kapitel 2.3.1. bzw. 2.3.2.).

transparent und eher unzugänglich sein dürften. Aufgrund der fehlenden Eingebundheit in universitäre Entscheidungs-findungsprozesse – wie eben die Vergabe einzelner Lehraufträge – ist für viele schwer nachvollziehbar, welche Sondermittel tatsächlich vorhanden sind und welche Kriterien für die Vergabe angewendet werden.

Bei geschlechtsspezifischer Betrachtung des Antwortverhaltens bezüglich der Abgeltungsart lassen sich zwei signifikante Ergebnisse ausmachen: Lektorinnen erhalten öfter Mittel aus Sondertöpfen (exakt 17,5 Prozent aller Lektorinnen, bei den Lektoren sind es nur 8 Prozent), Lektoren wissen weniger oft über die Art der Bezahlung Bescheid. Ein Großteil der sonderfinanzierten Frauen geht allerdings auf das Konto des sogenannten Frauentopfes: Von den 36 Frauen, die aus Sondermitteln abgolgten werden/wurden, fallen/fielen 28 in den Frauentopf. Bei Abzug der "Frauentopf-Lektorinnen" haben demnach sogar die Lektoren beim Bezug von Sondermitteln einen klaren Überhang von 20 zu 8.

Das Alter der Externen LektorInnen/Freien WissenschaftlerInnen dürfte für die Art der Abgeltung der Lehraufträge keine Rolle spielen.

Interessant hingegen ist die ermittelte Diskrepanz nach den Universitätsstädten. In Innsbruck werden in Relation zur Anzahl der Lehrenden signifikant mehr Sondermittel vergeben (17 Prozent), in Wien dagegen weniger (11 Prozent)– wobei auch die Zahl derjenigen, die keine Ahnung über die Herkunft ihres Lehrentgeltes haben, in Wien geringer ist.

Nach Fakultäten aufgeschlüsselt sind folgende signifikante Ergebnisse auszuweisen: An der GRUWI-Fakultät in Wien werden mehr LektorInnen mit Sondermitteln bedacht (nämlich 22 Prozent aller dort Lehrenden, davon viele Frauentopf-finanzierte Lektorinnen), ebenso an der SOWI (21 Prozent), während es an der NAWI weniger sonderfinanzierte LektorInnen gibt (nur etwa 5 Prozent).

28 Frauen (13 Prozent der befragten Lektorinnen) erhalten oder erhielten Mittel aus dem Frauentopf. Von diesen wird aktuell (WS 1998/99) knapp die Hälfte auch durch Mittel des Hauptkontingents bezahlt, wie folgende Tabelle 12 ausweist:

Tabelle 12

Frauentopf + Hauptkontingent	ja	%	nein	%	weiß nicht	%
vor 1998/99	20	83,3	4	16,7	0	0,0
derzeit (98/99)	12	46,2	13	50,0	1	3,8

Bemerkenswert und bedenklich ist die eklatante Zunahme derjenigen Lektorinnen, die nur Lehraufträge aus dem Frauentopf erhalten, von vormals etwa einem Sechstel (16,7 Prozent) aller Frauentopf-Mittel-Bezieherinnen auf aktuell die Hälfte, wenngleich natürlich bedacht werden muß, daß ein Gutteil dieser Diskrepanz auf die abgefragte Zeitspanne (irgendwann "vor 1998") zurückgeführt werden muß. Weiters ist zu bemerken, daß im Gegensatz zum Hauptkontingent der Frauentopf nicht gekürzt wurde. Dennoch: Diese aktuellen Zahlen führen die ursprüngliche Intention des Frauentopfes als Sprungbrett für Lektorinnen, die frauenspezifische Inhalte vermitteln, in das reguläre Lehrauftragskontingent ad absurdum. Anscheinend wird der Frauentopf zunehmend als Alibi-Förder-Einrichtung verstanden, um bestimmte Lehrinhalte draußen vor den Instituts-Toren zu halten.¹⁷⁶

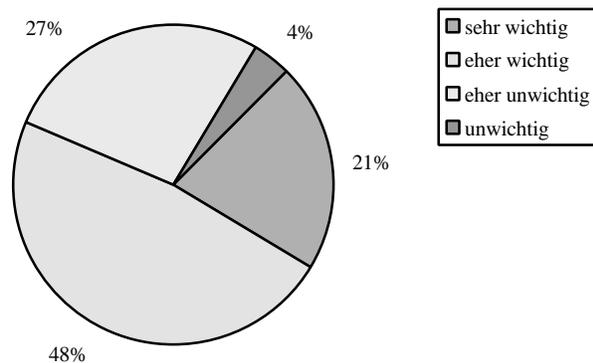
Signifikant überrepräsentiert sind Lehrveranstaltungen aus dem Frauentopf an der GRUWI, wo exakt die Hälfte aller "Frauentopf-Frauen" in unserem Sample aufzufinden ist. An den diversen naturwissenschaftlichen Fakultäten hingegen findet sich keine einzige Frauentopf-geförderte Lektorin. Des weiteren sind keine fakultäts- oder universitätsspezifischen Auffälligkeiten festzustellen.

Aufgrund der relativ begrenzten Zahl an Lehraufträgen, die an Externe LektorInnen und freie ForscherInnen vergeben werden, scheint es an den in die Untersuchung miteinbezogenen Universitäten üblich zu sein, Lehraufträge gemeinsam zu halten. Dabei wird zumeist ein zweistündiger Lehrauftrag auf zwei Lehrende aufgeteilt, was bedeutet, daß Externe LektorInnen mit nur einer einstündigen Lehrverpflichtung aufgrund der geringen Abgeltung nicht versicherungspflichtig sind. 185 (39,6 Prozent) der befragten Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen geben an, jemals gemeinsam mit KollegInnen Lehrveranstaltungen gehalten zu haben bzw. aktuell zu halten. Etwa die Hälfte von diesen lehrt aktuell zum Zeitpunkt der Befragung gemeinsam mit einer Kollegin oder einem Kollegen, 20 (4,3 Prozent aller Befragten) tun dies im aktuellen Wintersemester 1998/99 erstmals.

Die Annahme, daß es vor allem Frauen sind, die entweder eine gemeinsame Lehrveranstaltung vorziehen oder aufgrund der Schwierigkeiten, einen eigenen Lehrauftrag zu bekommen, gezwungen sind gemeinsam zu unterrichten, hat sich nicht bestätigt. Sowohl Frauen als auch Männer halten in etwa ausgeglichenem Ausmaß gemeinsame Lehrveranstaltungen ab. Nicht das Geschlecht, sondern das Alter der untersuchten LektorInnen/ForscherInnen hat einen signifikanten Einfluß auf die Abhaltung gemeinsamer Lehrveranstaltungen. Während in den Geburtsjahrgängen bis 1958 nur bis zu 36 Prozent angeben (Jahrgang bis 1950 zu 21 Prozent, Jahrgänge von 1951 bis 1958 zu 36 Prozent), mit einer Kollegin/einem Kollegen zu unterrichten, sind es in den Jahrgängen ab 1959 etwa 50 Prozent. Einerseits deutet dies darauf hin, daß der Erhalt eines Lehrauftrags für jüngere Externe LektorInnen oft nur gemeinsam mit einem/r KollegIn möglich ist, andererseits besteht aber auch die

¹⁷⁶ Zur Problematik um den Frauentopf vgl. Kapitel 1.3.2.

Möglichkeit, daß junge LektorInnen sich bewußt für eine gemeinsame Lehrveranstaltung entscheiden, da durch die Teamarbeit Routine und Sicherheit leichter erworben werden können und/oder jüngere WissenschaftlerInnen womöglicheher das Interesse mitbringen, sich gemeinsam mit einer/m KollegIn auf ein Thema einzulassen.

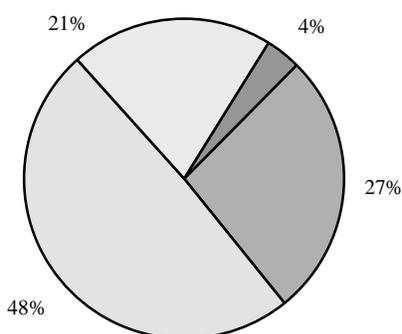


Die Häufigkeit der Vergabe von gemeinsamen Lehraufträgen variiert nach Universitätsstädten, einzelnen Fakultäten und Fachdisziplinen. Während in Wien das Abhalten von gemeinsamen Lehrveranstaltungen signifikant üblicher ist – 44 Prozent der Externen LektorInnen geben hier an, zusammen mit einer Kollegin/einem Kollegen zu unterrichten bzw. unterrichtet zu haben –, sind es in Innsbruck nur 30 Prozent, die jemals einen “geteilten” Lehrauftrag erhalten haben. Die Berechnung nach den einzelnen Fakultäten erbringt ein eher erstaunliches Ergebnis. Lediglich an den naturwissenschaftlichen Fakultäten werden signifikant häufiger gemeinsame Lehraufträge vergeben. 54 Prozent der befragten LektorInnen an den NAWI-Fakultäten halten oder hielten miteinander Lehrveranstaltungen ab, alle anderen Fakultäten entsprechen tendenziell dem Durchschnitt. Dieses Ergebnis wird unter Berücksichtigung der Fachdisziplinen spezifiziert. In den Studienrichtungen der Biologie werden signifikant öfter gemeinsame Lehrveranstaltungen abgehalten. Neben der materiellen Bedeutung von universitärer Lehre für Freie WissenschaftlerInnen spielt für das Selbstbild der externen Lehrenden die Einschätzung der wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Wichtigkeit ihrer Lehrtätigkeit eine große Rolle.

Grafik 3

Wissenschaftliche Wichtigkeit

Gesellschaftliche Wichtigkeit



In der Einschätzung der wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Bedeutung ihrer Lehrtätigkeit unterscheiden sich die Externen LektorInnen/Freien WissenschaftlerInnen nur in Nuancen. Jeweils 48 Prozent halten ihre Tätigkeit als UniversitätslektorInnen für gesellschaftlich und wissenschaftlich “eher wichtig”. Nur bezüglich der Einschätzung als “sehr wichtig” und “eher unwichtig” bestehen Unterschiede. So wird die universitäre Lehre von 27 Prozent als sehr wichtig in wissenschaftlicher Hinsicht eingeschätzt, in gesellschaftlicher Hinsicht nur von 21 Prozent.¹⁷⁷

Für die universitäre Lehre bedeutet die Einbeziehung von Freien WissenschaftlerInnen eine große Bereicherung der Lehrinhalte. Viele der extern an den Universitätsinstituten Lehrenden forschen in innovativen Bereichen, oft in Randbereichen der Wissenschaft. 48,6 Prozent der befragten Externen LektorInnen geben an, daß ihre vermittelten Lehrinhalte sich stark mit ihren (Kern)Forschungsthemen decken. Weitere 42,6 Prozent vermitteln zumindest teilweise ihre zentralen Forschungsergebnisse in ihren Lehrveranstaltungen. Bei lediglich 8,6 Prozent der externen Lehrenden decken sich Lehrinhalte mit Forschungsthemen kaum bis gar nicht. Die Frage, ob es einen graduellen Unterschied in der Deckung der Forschungsthemen mit den vermittelten Lehrinhalten je nach universitärer oder außeruniversitärer Forschungsarbeit gibt, kann eindeutig mit ja beantwortet werden. Externe LektorInnen, die innerhalb der Universität ihre Forschungsprojekte durchführen, vermitteln ihre Inhalte wesentlich öfter in ihren Lehrveranstaltungen, während bei jenen, die hauptsächlich außeruniversitär arbeiten, eine häufigere Abweichung zwischen Kernforschungsthemen und Lehrinhalten festgestellt werden kann.

¹⁷⁷ Die Interpretationen der qualitativen Interviews in Kapitel 2.4. dieser Studie legen nahe, daß die Vermittlung von Wissen an Jüngere bzw. die Arbeit mit Studierenden als persönlich sehr bedeutsam und lustvoll eingeschätzt wird.

Die nach Fakultäten gegliederte Detailauswertung ergibt einige signifikante Ergebnisse. Während die an der Wiener GRUWI-Fakultät beschäftigten Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen signifikant häufiger angeben, daß ihre Forschungsthemen den Lehrinhalten entsprechen (59 Prozent geben eine "starke" Entsprechung an), klaffen bei den externen Lehrbeauftragten der NAWI-Fakultäten Forschungsthemen und Lehrinhalte deutlich öfter auseinander: dort meinen 18 Prozent der Befragten, daß es kaum eine oder gar keine Entsprechung gebe.¹⁷⁸

Externe LektorInnen und Freie WissenschaftlerInnen, die an den Universitäten tätig sind, betreuen Studierende auch außerhalb der Lehrveranstaltungen. Zwei Drittel der von uns befragten Personen (67 Prozent) erklären, Sprechstunden für Studierende abzuhalten, wobei die Modalitäten dieser Sprechstunden sehr unterschiedlich gestaltet werden. Etwa ein Viertel von ihnen hält wöchentlich Sprechstunden ab, nicht einmal 2 Prozent monatlich, und der Großteil (74 Prozent) betreut Studierende nach Vereinbarung. Sprechstunden für Studierende werden meist am Universitätsinstitut abgehalten – 67 Prozent davon finden an der Universität statt – das restliche Drittel an anderen Örtlichkeiten.

Weiters gibt es beträchtliche Unterschiede zwischen den Universitätsstandorten. Während es an der Universität Wien (72 Prozent) und v.a. der Wirtschaftsuniversität Wien (85 Prozent) im erhöhten Maße üblich ist Sprechstunden abzuhalten, werden an der Universität Innsbruck mit 55 Prozent wesentlich weniger oft derartige Angebote an die Studierenden gemacht. Noch deutlichere Unterschiede können für die einzelnen Fakultäten berechnet werden. Neben der WU Wien sind es noch die geisteswissenschaftlichen Fakultäten (73 Prozent), an denen am häufigsten Sprechstunden abgehalten werden. Am anderen Ende finden sich die naturwissenschaftlichen Fakultäten – nur 52 Prozent der dort beschäftigten LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen betreuen Studierende auch in Sprechstunden.

Auch DiplomandInnen und DissertantInnen werden von Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen betreut. 40 Prozent der befragten Lehrbeauftragten deklarieren, kontinuierlich Studierende beim Erstellen ihrer Diplomarbeiten und Dissertationen zu unterstützen. Normalerweise ist dies eine Aufgabe von Dozenten und Dozentinnen, aber nur 28 (6,1 Prozent) der von uns befragten Personen haben sich bereits habilitiert. Nur ein geringer Teil, nämlich etwa ein Viertel der betreuenden Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen wird für diese Tätigkeit, die zu den Kernbereichen der universitären Aufgaben zählt und viel Zeit beanspruchen kann, auch bezahlt; wobei diese "bezahlten" LektorInnen zur Hälfte alleine und zur anderen Hälfte gemeinsam mit KollegInnen

¹⁷⁸Dies spricht für die Vermutung, daß sich in den geistes- und kulturwissenschaftlichen Studienrichtungen das Lehrangebot zumindest teilweise am inhaltlichen Angebot der Externen LektorInnen/Freien WissenschaftlerInnen orientiert, während auf den NAWI-Fakultäten die Studienpläne rigidere inhaltliche Vorgaben machen dürften, die die Externen LektorInnen weitgehend unabhängig von ihren Forschungsthemen einzuhalten haben.

vom Institut Studierende bei ihren Abschlüßarbeiten betreuen. Von den "unbezahlten" Betreuenden geben rund 70 Prozent an, DiplomandInnen oder DissertantInnen ausschließlich gemeinsam mit einem/einer InstitutskollegIn zu betreuen.¹⁷⁹

Bei der Betreuung der Studierenden während deren wissenschaftlichen Abschlüßarbeiten bestehen Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Es sind vor allem Männer, die im signifikant höheren Ausmaß Studierende während ihrer Abschlüßarbeit betreuen – 46 Prozent der Externen Lektoren, aber nur 34 Prozent der weiblichen KollegInnen stehen in dieser Form den StudentInnen zur Seite. Das Alter der LektorInnen spielt für die Betreuung von studentischen Abschlüßarbeiten keine Rolle, nicht die über Jahre gewonnenen Erfahrungen, sondern andere Kriterien sind offenbar dafür ausschlaggebend – vielleicht können ältere und etabliertere WissenschaftlerInnen sich eher gegen derartige Nötigungen wehren.

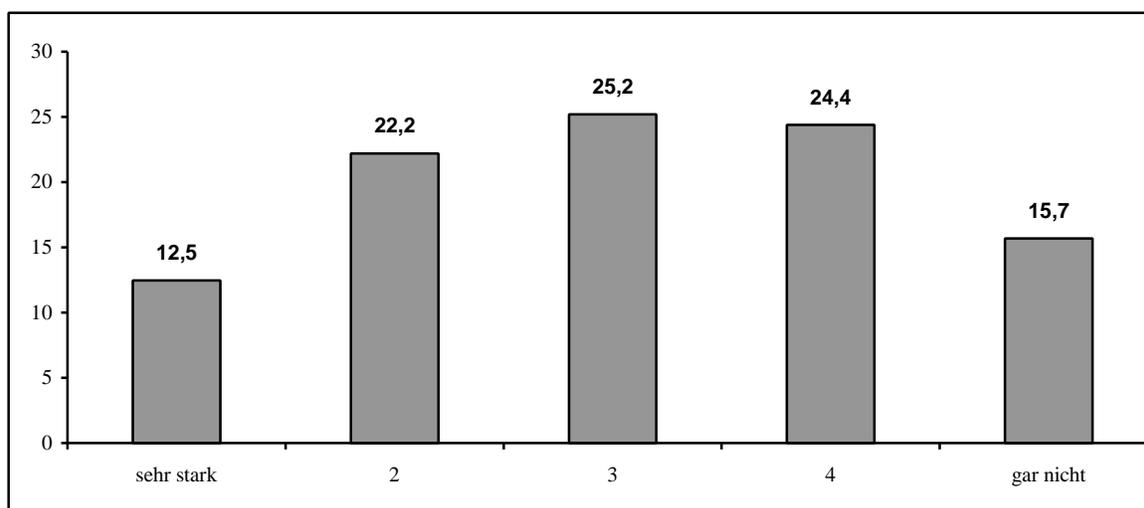
Signifikante Verschiedenheiten erbringt zudem die Aufschlüsselung nach den Fakultäten. Während an den naturwissenschaftlichen Fakultäten signifikant öfter studentische Abschlüßarbeiten von Externen LektorInnen betreut werden – 60 Prozent der befragten Personen bejahen die diesbezügliche Frage –, ist es an den sozialwissenschaftlichen Fakultäten eher unüblich, daß LektorInnen Abschlüßarbeiten betreuen (26 Prozent). Anzunehmen ist, daß Diplomarbeiten und Dissertationen an den naturwissenschaftlichen Fakultäten häufig auf praktischen Labor-/Feldarbeiten beruhen – Tätigkeiten, welche an der NAWI in den Verantwortungs- und Betreuungsbereich der Externen LektorInnen fallen dürften.

3.3.2. Universität als (sozialer) Tätigkeitsbereich

Das Zugehörigkeitsgefühl zum jeweiligen Arbeitsplatz sowie die Nutzung von Infrastruktur und der Kontakt mit ArbeitskollegInnen sind wichtige Bereiche im Berufsleben. Welche Möglichkeiten die Universität, die jeweiligen Institute, den Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen bieten, sind wichtige Indikatoren dafür, welchen Stellenwert externe Lehrende in der universitären Forschung und Lehre einnehmen.

¹⁷⁹ In vielen dieser Fälle wird es sich vermutlich um zumindest "sanften"Zwang zur Betreuung von Studierenden durch institutsinternes Personal handeln, dem sich zu entziehen den Verlust des Lehrauftrags bedeuten könnte. Formal betrachtet befinden sich diese Nötigungs- und Ausbeutungsverhältnisse außerhalb des rechtlichen Rahmens.

Grafik 4: Zugehörigkeitsgefühl zum Universitätsinstitut (Angaben in Prozent)



Grafik 4 zeigt in der gesamten Bandbreite von sehr starkem bis gar keinem Zugehörigkeitsgefühl ein sehr ausgewogenes Bild mit leichter Tendenz zu "negativen" Werten. Immerhin 40 Prozent der Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen geben zu erkennen, daß sie sich eher/gar nicht als "Teil" ihres Instituts fühlen. Nur 12,5 Prozent sehen sich sehr stark dem Institut zugehörig.

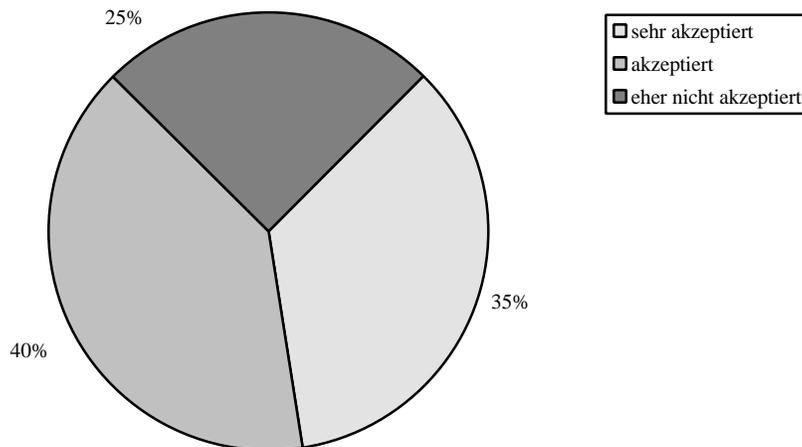
Geschlecht und Alter dürften nach unseren Berechnungen keinen Einfluß auf das subjektive Gefühl der institutionellen Eingebundenheit an der jeweiligen Universität haben. Indes weisen die Ergebnisse für Innsbruck signifikant höhere Rangwerte aus als für die Vergleichsgruppe, was inhaltlich bedeutet, daß sich die Externen LektorInnen/Freien WissenschaftlerInnen in Innsbruck im Durchschnitt weniger häufig als "Teil" ihres Instituts sehen als anderswo, während es sich in Wien umgekehrt verhält (wenngleich weniger eindeutig).

LektorInnen an der GRUWI-Fakultät betrachten sich signifikant weniger stark ihren entsprechenden Instituten zugehörig, an der WU hingegen stärker als im Durchschnitt.¹⁸⁰

Neben dem Gefühl der Zugehörigkeit zum jeweiligen Universitätsinstitut spielt auch die Selbsteinschätzung der fachlichen Akzeptiertheit von seiten der internen UniversitätskollegInnen eine wesentliche Rolle. Inwiefern sich Externe LektorInnen und Freie WissenschaftlerInnen aufgrund ihrer fachlichen Kenntnisse für akzeptiert halten, verdeutlicht folgende Grafik :

¹⁸⁰ Diese Tendenz bestätigen auch die Interpretationen der qualitativen Interviews in dieser Studie (vgl. Kapitel 2.3.1. bzw. 2.3.2.)

Grafik 5: Fachliche Akzeptiertheit am Institut



Die Akzeptiertheit am Institut hat großen Einfluß auf das Gefühl, "Teil" des Instituts zu sein. Während jene befragten Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen, die sich sehr stark als Teil des Instituts fühlen, nur zu 5,3 Prozent angeben, daß sie sich vom Institut als eher nicht akzeptiert betrachten, sind es bei jenen, die sich garnicht als Teil des Instituts fühlen, 48,5 Prozent. Ebenso hat die fachliche Akzeptiertheit Einfluß auf die persönliche Einschätzung der Tätigkeit als UniversitätslektorIn in wissenschaftlicher Hinsicht. Es zeigen sich signifikante Unterschiede: Während diejenigen befragten Personen, die sich selbst von seiten ihres Universitätsinstituts als sehr akzeptiert sehen zu 33,5 Prozent angeben, ihre Tätigkeit als LektorInnen in wissenschaftlicher Hinsicht für sehr wichtig zu halten, sind es bei jenen, die sich vom Institut als (eher) nicht akzeptiert ansehen, nur 12,5 Prozent.

Offenbar haben es Männer leichter, fachlichen Zuspruch von Institutsseite zu bekommen. Männer fühlen sich wesentlich eher von ihrem Universitätsinstitut akzeptiert als Frauen. Während 30 Prozent der Lektorinnen und Forscherinnen erklären sich sehr akzeptiert zu fühlen, sind es bei den männlichen Kollegen 38 Prozent.

Weiters wird geprüft, ob es zwischen den Fakultäten Unterschiede bezüglich der Akzeptiertheit gibt. Von allen untersuchten Fakultäten ist es die grund- und integrativwissenschaftliche, an der sich die Befragten am signifikant wenigsten häufig für akzeptiert halten. Nur knapp ein Viertel gibt an, sich sehr akzeptiert zu fühlen. Eine Untersuchung der ausgewählten Fachdisziplinen untermauert dieses Ergebnis. Die LektorInnen der Bildungs- und Erziehungswissenschaften an der GRUWI halten sich nur

zu 15 Prozent für sehr akzeptiert. An allen anderen Fakultäten und ausgewählten Fachdisziplinen können keine statistischen Abweichungen zur Gesamtmenge gefunden werden.

Der regelmäßige Austausch mit KollegInnen – ob internes Universitätspersonal oder Freie WissenschaftlerInnen – bestimmt nicht nur das jeweilige Arbeitsklima, sondern kann auch wesentlich zum wissenschaftlichen Werdegang der Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen beitragen. Informationen über geplante oder laufende Forschungsprojekte, wichtige Tagungen, aber auch die Möglichkeit, eigene Forschungsarbeiten zu publizieren, sind wesentliche Bestimmungsgrößen wissenschaftlichen Arbeitens gerade für Externe LektorInnen.

Tabelle 13¹⁸¹: Kooperation mit internem und externem Personal des Universitätsinstituts

	mit Int	mit Int	mit Ext	mit Ext	Int+Ext	Int+Ext
	abs.	%	abs.	%	abs.	%
gemeinsame Hrsgschft./Publ.	100	21,4	33	7,1	52	11,1
gemeinsame Projekte/Tagungen	91	19,5	37	7,9	47	10,1
regelm. wissenschaft. Austausch	62	13,3	32	6,9	47	10,1
informeller wissenschaft. Austausch	127	27,2	36	7,7	98	21,0
Abstimmung der Lehrinhalte	119	25,5	23	4,9	54	11,6
gemeinsame Lehrtätigkeit	68	14,6	31	6,6	25	5,4
Info über Arbeits-/Publ.-Mögl.	50	10,7	27	5,8	40	8,6
regelm. Info über Institutsangelegenh.	144	30,8	11	2,4	42	9,0

Wie aus der Tabelle unschwer ersichtlich, sind es in erster Linie Kontakte mit internem Universitätspersonal, die von der befragten Personengruppe genannt werden. Zwischen Externen LektorInnen/Freien WissenschaftlerInnen und Universitätsangestellten bestehen in erster Linie Kooperationen bezüglich regelmäßiger Information über interne Institutsangelegenheiten und informellen wissenschaftlichen Austauschs. Noch etwa 30 Prozent der externen Lehrbeauftragten geben an, in Sachen gemeinsamer Herausgeberschaft und Publikationstätigkeit sowie der Lehre mit Universitätspersonal zu kooperieren; lediglich 23 (4,9 Prozent) tun letzteres ausschließlich mit anderen externen KollegInnen. Auffallend ist generell die vergleichsweise geringe Kooperation der Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen untereinander. Nur jeweils unter 20 Prozent organisieren gemeinsam Tagungen oder Projekte, fungieren gemeinsam als HerausgeberInnen und AutorInnen

¹⁸¹Siehe Fußnote 154

und pflegen regelmäßigen wissenschaftlichen Austausch. Nur die informellen wissenschaftlichen Kanäle dürften auch unter den Externen ForscherInnen besser funktionieren.

Daß es in der Hauptsache internes Universitätspersonal ist, mit denen die Freien WissenschaftlerInnen kooperieren, erklärt sich vermutlich aus der Notwendigkeit der Verbindungsstellen zu den universitären Ressourcen nicht verlustig zu gehen.

Ausmaß und Formen der Kooperation mit KollegInnen divergieren beträchtlich nach Universitäten und Fakultäten.

Nach dem Geschlecht der LektorInnen ergeben sich keine signifikanten Unterschiede in den Kooperationsformen am Universitätsinstitut.

Gruppiert man sämtliche Nennungen in den Kategorien Kooperation mit Internen und Kooperation mit Externen, so ergeben sich für Innsbruck signifikant weniger Kooperations-Nennungen mit Internen und hochsignifikant weniger mit den externen KollegInnen. Für Wien wird ein spiegelverkehrtes Verhältnis errechnet.

SOWI-LektorInnen kooperieren signifikant weniger oft untereinander, NAWI-LektorInnen ebenso wie jene an der WU hingegen öfter mit dem internen Universitätspersonal.¹⁸²

Jüngere LektorInnen kooperieren in der Regel signifikant öfter mit Internen und Externen als ältere. Dies trifft bei näherer Aufschlüsselung für sämtliche Kooperationsformen mit Ausnahme der Punkte "Abstimmung der Lehrinhalte" und "Regelmäßige Information über Institutsangelegenheiten" zu.

In den folgenden Tabellen 14 und 15 sind sämtliche signifikanten Ergebnisse nach Universitätsstädten und Fakultäten mit "+" bei Über- bzw. "-" bei Unterproportionalität in den angegebenen Kategorien der Kooperationsformen gekennzeichnet:

Tabelle 14

	Innsbruck	Innsbruck	Wien	Wien
	Intern	Extern	Intern	Extern
gemeinsame Herausgeberschaft/Publ.	-	-	+	+
gemeinsame Projekte/Tagungen				
regelm. wissenschaft. Austausch	-	-		
informeller wissenschaft. Austausch		-	+	+
Abstimmung der Lehrinhalte				
gemeinsame Lehrtätigkeit	-		+	+
Info über Arbeits-/Publ.-Möglichkt.	-	-	+	+
regelm. Info über Institutsangelegenheiten	-	-	+	+

¹⁸² Siehe Fußnote 177

Tabelle 15

	Gewi		Gruwi		Sowi		Nawi		WU	
	int	ext	int	ext	int	ext	int	ext	int	ext
gem. Hrsg.							+			
gem. Proj.	-	+							+	
reg. Aust.			-				+			
inf. Aust.				+						
Abst. Lehr.	-		-	-					+	
gem. Lehr.	-		-				+		+	
Info. Arb.				+						
Info. Inst.			-	+						

Die Partizipation an Entscheidungsfindungsprozessen ist ein wichtiges Kriterium für die Eingebundenheit in den universitären Arbeitsprozeß. Seit dem UOG '93 werden Freie WissenschaftlerInnen, die externe Lehraufträge wahrnehmen, nicht mehr in universitäre Gremien eingebunden. Damit haben Externe LektorInnen ein wichtiges Sprachrohr zur Vertretung ihrer Belange verloren.

Tabelle 16¹⁸³: An welchen Institutssitzungen nehmen Externe LektorInnen teil

Institutssitzungen	regelmäßig		fallweise		nie	
	abs.	%	abs.	%	abs.	%
Dienstbesprechung	40	8,6	56	12,0	371	79,4
Institutskonferenz	27	5,8	43	9,2	397	85,0
Studienkommission	6	1,3	16	3,4	445	95,3
Institutsversammlung	57	12,2	75	16,1	335	71,7
sonstige Sitzungen	30	6,4	51	10,9	386	82,7

¹⁸³ Siehe Fußnote 154

Externe LektorInnen und Freie WissenschaftlerInnen partizipieren in erster Linie an jenen eher informellen Sitzungen, die keine Entscheidungsbefugnisse haben. Instituts-versammlungen und Dienstbesprechungen sind jene formalen Zusammenkünfte, die immerhin von 20 bis 30 Prozent der Externen LektorInnen/Freien WissenschaftlerInnen zumindest ab und zu aufgesucht werden. In entscheidungsfähigen Gremien, wie Institutskonferenzen und Studienkommissionen, sind externe Lehrende kaum eingebunden, wobei auch zu bedenken ist, daß seit einigen Jahren Freie WissenschaftlerInnen ihr Stimmrecht in derartigen Sitzungen verloren haben (UOG '93).

Die Frage, ob sich Externe LektorInnen/Freie WissenschaftlerInnen, die an diversen formalen Institutssitzungen teilnehmen, eher als "Teil" des Instituts, an dem sie lehren, fühlen, kann eindeutig mit ja beantwortet werden. Dabei erweisen sich die Kategorien "regelmäßig", "fallweise" , "nie" bezüglich der subjektiven Selbstwahrnehmung der Eingebundenheit in das Institut als äußerst trennscharf. Externe Lehrpersonen und Freie WissenschaftlerInnen, die regelmäßig an Dienstbesprechungen teilnehmen, fühlen sich hochsignifikant stärker als Teil des Instituts als jene, die dies nur fallweise tun, jene wiederum hochsignifikant stärker als jene Dritte, die niemals eine Dienstbesprechung erlebt haben. Ähnlich verhält es sich beim Kriterium der Teilnahme an Institutsversammlungen und – mit Abstrichen – an Institutskonferenzen.

Geschlecht und Alter spielen für die Häufigkeit der Teilnahme an diesen Institutssitzungen keine Rolle. Bei den Universitätsstandorten fällt wieder einmal Innsbruck aus der Reihe, dort weisen sich signifikant weniger LektorInnen aus, die zumindest einmal eine formale Sitzung aufgesucht haben (45 Prozent in Innsbruck zu 52 Prozent im gesamten Sample). Bei näherer Betrachtung der einzelnen Sitzungsarten kann aber nur ein einziger signifikanter Wert für Innsbruck eruiert werden: Innsbrucker LektorInnen/ForscherInnen nehmen weniger oft an Dienstbesprechungen teil.

Bezüglich der Fakultäten läßt sich festhalten, daß an der GEWI signifikant überproportional regelmäßig an Institutsversammlungen Teilnehmende anzutreffen sind (immerhin 17 Prozent aller Externen LektorInnen). Externe und freie ForscherInnen an der GRUWI nehmen hingegen signifikant weniger häufig an Dienstbesprechungen teil: nur 4 Prozent regelmäßig. Ebendort partizipieren LektorInnen der WU Wien signifikant öfter, 21 Prozent sogar regelmäßig.

Ein wesentliches Kriterium, das Aussagen über den Stellenwert zuläßt, den die Universität den Externen LektorInnen und freien ForscherInnen gibt, ist die Infrastruktur, die den Externen an den jeweiligen Instituten zur Verfügung gestellt wird. Freie WissenschaftlerInnen und externe Lehrbeauftragte sind meist sogenannte "WohnzimmerforscherInnen"¹⁸⁴, die für den Großteil ihrer

¹⁸⁴ Siehe Kapitel 3.3.4.

Infrastruktur selbst aufkommen müssen. Die Bereitstellung von Arbeitsplätzen und sonstigen materiellen Ressourcen bedeutet eine beträchtliche Erleichterung ihrer Lehr- und Forschungstätigkeit.

Tabelle 17¹⁸⁵: Welche Infrastruktur steht den Externen LektorInnen an den Instituten zur Verfügung:

Infrastruktur	Gesamt	Prozent
Büro/LektorInnenzimmer	144	30,8
Schreibtisch	140	30,0
Postfach	226	48,4
PC	123	26,3
Institutsschlüssel	243	52,0
Sonstiges	43	9,2

Wie unschwer zu erkennen ist, hat nur ein knappes Drittel der befragten LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen ein (eigenes) Büro/LektorInnenzimmer und/oder einen Schreibtisch bzw. nur gut ein Viertel einen Computer am Universitätsinstitut zur Verfügung. Wenn Infrastruktur von den Universitätsinstituten zur Verfügung gestellt wird, sind es meist ein Postfach und ein Institutsschlüssel – wobei zu bedenken ist, daß dies Zuwendungen mit einem relativ geringen Kosten- und Verwaltungsaufwand sind.

Jegliche Art von Infrastruktur hebt das Zugehörigkeitsgefühl zum Institut. Egal, ob ein eigenes Büro oder nur ein Schlüssel – externe Lehrbeauftragte, die Zugang zu irgendeiner Art von Infrastruktur haben, geben signifikant häufiger an, daß sie sich als "Teil" des Instituts fühlen. So fühlen sich LektorInnen mit einem Schreibtisch zu 24,5 Prozent als sehr stark zugehörig, während jene ohne Schreibtisch nur zu 7,4 Prozent. Lehrbeauftragte, denen ein Institutsschlüssel zur Verfügung steht, fühlen sich zu 20,2 Prozent sehr stark als "Teil" des Instituts, während jene ohne Schlüssel nur zu 4,1 Prozent.¹⁸⁶

¹⁸⁵Siehe Fußnote 154

¹⁸⁶ Wie weit die Universitätsinstitute bzw. deren Sekretariate "lebenspraktisch" von den Externen LektorInnen entfernt sind, mußten wir im Zuge dieser Erhebung am weitgehend gescheiterten Versuch erfahren, die Fragebögen an die Grazer LektorInnen über die Institutssekretariate zu verteilen. Immerhin tröstlich: Damit kann auf produktive Weise der Forschungsprozeß selbst in das "Objektfeld" seines eigenen Erkenntnisinteresses einbezogen werden. Zur teils willkürlichen "Politik" der Institutssekretariate vgl. auch die Erfahrungen der interviewten WissenschaftlerInnen in Kapitel 2.3.2.

Auch beim Zugang der Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen zur universitären Infrastruktur spielt das Geschlecht offenbar keine Rolle. Die Möglichkeit der Benützung ist für Männer und Frauen ziemlich ausgeglichen.

Die Infrastruktur, die Externen LektorInnen am Universitätsinstitut zur Verfügung steht, wird vor allem nach den Kriterien Universitätsstandort und Fakultät untersucht, wobei signifikante Unterschiede festzustellen sind. Berücksichtigt werden Büro/

LektorInnenzimmer, Schreibtisch, Institutsschlüssel und Postfach. Am schlechtesten ausgestattet ist nach den von uns befragten Personen die Universität in Innsbruck. Hier haben signifikant weniger LektorInnen ein Büro/LektorInnenzimmer oder einen Institutsschlüssel, während an der Universität Graz wesentlich mehr LektorInnen über einen Schlüssel verfügen.

Von den Fakultäten ist es vor allem die GRUWI, an der Externe LektorInnen/Freie WissenschaftlerInnen eine schlechtere Infrastruktur geboten bekommen. Sie haben weniger oft ein Büro/LektorInnenzimmer, einen Schreibtisch, einen Institutsschlüssel oder ein Postfach. Innerhalb der GRUWI-Fakultät scheinen die Bildungs- und Erziehungswissenschaften eine der Fachrichtungen mit eher schlechter Infrastruktur für LektorInnen zu sein. Die externen Lehrbeauftragten, die an diesen Instituten Lehrveranstaltungen abhalten, verfügen signifikant weniger oft über Büros/LektorInnenzimmer, Schreibtische, aber auch über einen Institutsschlüssel. Ebenso wie die Bildungs- und ErziehungswissenschaftlerInnen haben auch die externen Lehrbeauftragten der Fachdisziplin Psychologie weniger häufig einen Institutsschlüssel oder ein Postfach. Im Gegensatz dazu stehen den LektorInnen der naturwissenschaftlichen Fakultäten signifikant mehr Ressourcen zur Verfügung, auch in der Fachdisziplin der BiologInnen. Sie haben öfter einen Schreibtisch, einen Institutsschlüssel, dafür aber signifikant seltener ein Postfach.¹⁸⁷ Während an der GEWI (56 Prozent) und der WU (71 Prozent) die Externen LektorInnen und freien ForscherInnen signifikant häufiger über ein Postfach verfügen, sind es an der GRUWI nur 34 Prozent (unter den PsychologInnen überhaupt nur 19 Prozent) und an der NAWI 38,5 Prozent.

Als wesentlich erscheint des weiteren die Frage, ob hauptsächlich an der Universität Beschäftigte, gemeint sind "hauptberuflich" Lehrende (sog. "Subsistenz-Existenz-lektorInnen"¹⁸⁸) und Personen, die deklarieren, ihr Haupteinkommen mittels universitärer Forschung zu betreiben, über signifikant mehr Infrastruktur verfügen als die Gesamtheit des Samples. Tatsächlich geben die sogenannten "Subsistenz-ExistenzlektorInnen" öfter an, ein Büro/LektorInnenzimmer (45 Prozent), einen

¹⁸⁷ Dies deutet darauf hin, daß die etwaige Nutzung der bzw. Verfügung über die Infrastruktur teilweise von bestimmten Praktiken der Institute abhängt, da es sich unseren Erachtens bei der Bereitstellung eines Postfaches um keinen beträchtlichen materiellen Aufwand handelt.

¹⁸⁸ Siehe Fußnote 147

Schreibtisch (40 Prozent), ein Postfach (60 Prozent) und einen Institutsschlüssel (62 Prozent) zu haben. Auch Lehrbeauftragte, die ihr Haupteinkommen mittels universitärer Forschung beziehen, verfügen zu einem signifikant höheren Prozentsatz über ein Büro/LektorInnenzimmer (45 Prozent), einen Schreibtisch (57 Prozent) und einen Institutsschlüssel (82 Prozent). Anscheinend hängt die Möglichkeit des Zugangs zu universitärer Infrastruktur in erster Linie von einer kontinuierlichen Tätigkeit der/s jeweiligen Lektors/in an der Universität ab.

3.3.3. Universitäre und außeruniversitäre Forschung

Ein wesentlicher Tätigkeitsbereich Externer LektorInnen und das entscheidende Aufnahmekriterium für das vorliegende Sample ist die wissenschaftliche Forschung. Freie WissenschaftlerInnen bringen ihre jeweiligen Forschungsinhalte in die Lehre ein und tragen damit beträchtlich zur Erweiterung der Lehrinhalte an den Universitäten bei.

Tabelle 18: Zeit des Einstiegs in die erwerbsmäßige wissenschaftliche Tätigkeit

Zeit des Einstiegs	absolut	Prozent
bis 1960	3	0,7 %
1961-1970	11	2,6 %
1971-1980	63	14,8 %
1981-1990	147	34,4 %
1991-1998	203	47,5 %
gesamt	427	100,0 %

Der Großteil der von uns befragten externen Lehrbeauftragten begann seine Forschungs-tätigkeit ab den 1980er Jahren. Der abrupte Rückgang nach dem Jahr 1996 (von 37 ProbandInnen im Jahr 1996 auf nur mehr 15 im Jahr 1997) ist darauf zurückzuführen, daß nur wenige Externe LektorInnen und Freie WissenschaftlerInnen erst mit Beginn ihrer universitären Lehrtätigkeit ihre Forschungstätigkeit aufgenommen haben. Die meisten LektorInnen forschen zumindest ein bis zwei Jahre lang erwerbsmäßig, bevor sie in den universitären Lehrbetrieb vordringen können.

Obwohl vermutet werden könnte, daß Freie WissenschaftlerInnen, die bereits seit Jahren dieser Tätigkeit nachgehen, sich etablierter fühlen, stellt sich heraus, daß die Länge der wissenschaftlichen Tätigkeit keinerlei Einfluß auf das Zugehörigkeitsgefühl zum Institut hat.

Die Vermutung, daß die Zahl der Frauen, die erwerbsmäßig wissenschaftlich tätig sind, im Verlauf der letzten ein bis zwei Jahrzehnte zugenommen haben könnte, kann bestätigt werden. Es besteht tatsächlich ein signifikanter Unterschied in der geschlechtsspezifischen Zusammensetzung der LektorInnen, die bereits vor dem Jahr 1986 in der Wissenschaft tätig waren, und jenen, die erst danach erwerbsmäßig in den Bereich der Wissenschaft einstiegen. Ab Mitte der 1980er Jahre bis Anfang der 1990er Jahre nimmt die Zahl der Frauen, die sich für Erwerbsarbeit im Bereich der Wissenschaft entscheiden, beträchtlich zu. Danach ist kaum mehr eine Erhöhung des Frauenanteils nachzuweisen.

Wissenschaftliche Forschung ist in Österreich im Gegensatz zu anderen europäischen Ländern – vgl. etwa Deutschland – in erster Linie an die Universitäten gebunden. Außeruniversitäre Forschungsinstitute spielen generell eher eine untergeordnete Rolle, nicht aber für die Gruppe der Externen LektorInnen und freien ForscherInnen. Zum Zeitpunkt der Befragung forschen etwa 38 Prozent der ProbandInnen an außeruniversitären Einrichtungen, aber nur knapp 30 Prozent an der Universität. Nur etwa die Hälfte der befragten Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen gibt an, aktuell oder früher einmal in die universitäre Forschung eingebunden (gewesen) zu sein. Seit dem Studienjahr 1995/96 sind es pro Studienjahr etwa 27 bis 28 Prozent des gesamten Samples. Diese Zahlen erscheinen relativ gering und dürften zu einem Teil darauf zurückzuführen sein, daß der Terminus "universitäre Forschung" ein sehr unpräziser ist, so daß einige ProbandInnen gezögert haben dürften, diesen auf sich zu beziehen.¹⁸⁹

Die Arbeit in der wissenschaftlichen Forschung bedeutet für die externen Lehrenden und Freien WissenschaftlerInnen meist unsichere und prekäre Arbeitsverhältnisse. Sowohl in der universitären als auch in der außeruniversitären Forschung ist der Großteil der Arbeitsverhältnisse projektbefristet.

Tabelle 19: Formen der Arbeitsverhältnisse in der wissenschaftlichen Forschung

	univ.	%	außeruniv.	%	beides	%	nein	%
projektbefristet	77	16,5	133	28,5	36	7,7	221	47,3
zeitbefristet	26	5,6	37	7,9	7	1,5	397	85,0
nicht befristet	13	2,8	119	25,5	12	2,6	323	69,2

¹⁸⁹etwa wenn Projektleitung, wissenschaftliches Personal, AuftraggeberIn und Finanzquelle auf mehrere Institutionen aufgeteilt sind, vgl. etwa auch das Problem des Wechsels des Anstellungsverhältnisses bei Projekten des FWF.

Daß lediglich etwa 5 Prozent angeben in der universitären Forschung unbefristete Arbeits-verhältnisse zu haben, ergibt sich aus der Natur der durchgeführten Untersuchung. Befragt wurden Freie WissenschaftlerInnen und Externe LektorInnen, die keine unbefristeten Dienstverhältnisse mit einer Universität haben sollten. Es sind vor allem außeruniversitäre Forschungseinrichtungen, die Arbeitsaufträge an Freie WissenschaftlerInnen vergeben. Nur knapp 30 Prozent aller in die Untersuchung miteinbezogenen Personen haben aktuell in irgendeiner Form ein Arbeitsverhältnis mit einer Universität. Zeitbefristete Dienstverhältnisse spielen sowohl in der universitären als auch in der außeruniversitären Forschung so gut wie keine Rolle.

82 ProbandInnen beantworteten die Frage nach der Art der Forschungsarbeit nicht. Daraus ist allerdings nicht der Schluß zu ziehen, daß diese 82 LektorInnen keine Forschung betreiben (wenngleich dies bei einem Teil von ihnen der Fall sein dürfte). Vielmehr dürften Antwortverweigerungen mit der unklaren Dichotomisierung in universitär-außeruniversitär zu tun haben. Zwei Tendenzen lassen sich dennoch auf den ersten Blick erkennen. Der überwiegende Teil der Forschung der Externen findet außerhalb der Universitäten statt. Die universitäre Forschung ist größtenteils projektbefristet.

Geschlechtsspezifische Unterschiede sind in den diversen Formen der Forschungstätigkeit feststellbar. Externe Lektorinnen/Freie Wissenschaftlerinnen (20 Prozent) forschen signifikant öfter zeitbefristet als die männlichen Kollegen (10,5 Prozent), und zwar sowohl universitär als auch außeruniversitär. Dagegen sind Externe Lektoren und Freie Wissen-schafter signifikant häufiger in unbefristeten außeruniversitären Forschungsverhältnissen tätig, nämlich 34 Prozent der Männer, jedoch nur 21 Prozent der weiblichen Probandinnen. Auch hierin wird ersichtlich, daß die Präkarität unabgesicherter Arbeitsverhältnisse im wissenschaftlichen Bereich in erster Linie für forschende Frauen besteht.

Auch das Alter ist relevant für die Art der Forschungszusammenhänge: Außeruniversitär forschende LektorInnen und Freie WissenschaftlerInnen sind signifikant älter als universitär forschende, bei Projektbefristung im Schnitt um 6 (!) Jahre, bei zeitlicher Befristung immer noch um 5 Jahre. Unbefristet forschende LektorInnen sind ebenfalls älter als die Gruppe der befristet Forschenden (durchschnittlich um 3 Jahre).

In bezug auf die einbezogenen Universitätsstandorte lassen sich ebensowenig eindeutige Tendenzen von dominanten Forschungsverhältnissen ausweisen wie für die Fakultäten – mit zwei Ausnahmen: An der GRUWI-Fakultät lehrende Externe LektorInnen forschen signifikant öfter außeruniversitär-projektbefristet, NAWI-LektorInnen tun dies vorzugsweise universitär-projektbefristet.

Ebenso wie bei der Vergabe von Lehraufträgen sind auch für die Teilnahme an der wissenschaftlichen Forschung die Kontakte mit Internen, d.h. Institutsmitgliedern, ausschlaggebend, wenn auch in einem

weit geringeren Ausmaß: etwa 25 Prozent der befragten Freien WissenschaftlerInnen erklären, von Institutsmitgliedern auf die Teilnahme an einem Forschungsprojekt angesprochen worden zu sein. Konkrete wissenschaftliche Arbeiten und der Studienverlauf sind ebenfalls von Bedeutung um in den Bereich der wissenschaftlichen Forschung vorzudringen. Vergleichbar mit der Vergabe von Lehraufträgen werden auch wissenschaftliche Forschungsarbeiten kaum öffentlich ausgeschrieben.

Tabelle 20¹⁹⁰: Über welche Kontakte kommen Freie WissenschaftlerInnen in den Bereich der Forschung

	Absolut	Prozent
von Institutsmitglied angesprochen	118	25,3
von Bekannten angesprochen	9	1,9
über Lehrauftrag	18	3,9
über das Studium	100	21,4
über konkrete wiss. Arbeit	86	18,4
über außeruniv. Forschungseinr.	28	6,0
öffentliche Ausschreibung	14	3,0
Sonstiges	22	4,7

Wie bereits festgestellt, spielt der regelmäßige Austausch mit (internen) KollegInnen eine wichtige Rolle im wissenschaftlichen Werdegang der Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen. Nicht nur innerhalb, sondern auch außerhalb der Universitäten, in anderen Forschungseinrichtungen, ist der regelmäßige Kontakt mit anderen WissenschaftlerInnen von großem Vorteil. Rund 38 Prozent (absolut 177) der befragten Personen geben zu erkennen, zum Zeitpunkt der Erhebung in einer außeruniversitären Forschungseinrichtung wissenschaftlich tätig zu sein.

Tabelle 21¹⁹¹: Kooperation mit Angehörigen außeruniversitärer Forschungseinrichtungen

Kooperationsformen	Absolut	Prozent
gemeinsame Herausgeberschaft und/oder Publikation	123	69,5
gemeinsam durchgeführte Projekte/Tagung	118	66,7

¹⁹⁰ Siehe Fußnote 154

¹⁹¹ Siehe Fußnote 154. Die Prozentangaben beziehen sich nur auf diejenigen Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen, die in einer außeruniversitären Forschungseinrichtung tätig sind.

regelmäßiger wissenschaftlicher Austausch	120	67,8
Informationen über Arbeits- und Publikationsmöglichkeiten	90	50,8
Sonstiges	14	7,9

Im Rahmen außeruniversitärer Forschungseinrichtungen gestaltet sich die Kooperation mit KollegInnen intensiver als an den Universitäten. Etwa 70 Prozent kooperieren bezüglich wissenschaftlicher Publikationen und Herausgeberschaft, an den Universitäten beträgt die entsprechende Zahl (mit externen KollegInnen und dem internem Universitätspersonal zusammengenommen) nur etwa 40 Prozent. Ebenso werden von KollegInnen, die außerhalb der Universitäten tätig sind, wesentlich häufiger gemeinsame Projekte und Tagungen durchgeführt, Informationen über Arbeits- und Publikationsmöglichkeiten weitergegeben und wissenschaftliche Forschungsfragen und Ergebnisse diskutiert.

Kooperation bezüglich wissenschaftlicher Forschungsarbeit existiert nicht nur unter KollegInnen, die ihr Studium bereits abgeschlossen haben. Die Einbindung von Studierende in Forschungsprojekte kann für WissenschaftlerInnen wie Studierende eine wesentliche Bereicherung und Qualifizierung bedeuten. 25,5 Prozent der befragten Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen geben an, mit StudentInnen (ihrer Lehrveranstaltungen) in ihrer universitären Forschungstätigkeit zu kooperieren, 32,8 Prozent beziehen Studierende in die außeruniversitäre Forschung ein.

Signifikante Unterschiede zeigen sich sowohl in der universitären als auch außer-universitären Forschung bezüglich des Geschlechts. In beiden Fällen sind es eindeutig die männlichen Lektoren/Freien Wissenschaftler, die häufiger mit ihren Studierenden zusammenarbeiten. 39 Prozent der Lektoren geben zu erkennen, in ihrer außeruniversitären Forschung mit StudentInnen zu kooperieren, und 30 Prozent erklären, dies in ihrer universitären Forschung zu tun. Bei den weiblichen Kolleginnen betragen die entsprechenden Anteile 25 bzw. 20 Prozent.

Die rechnerische Verknüpfung von universitärer und außeruniversitärer Kooperation mit Studierenden einerseits, mit den einzelnen Universitätsstandorten andererseits ergibt keine signifikanten Unterschiede. Sowohl universitär als auch außeruniversitär wird in Graz, Innsbruck und Wien in etwa gleich viel mit Studierenden kooperiert.

Deutliche Unterschiede indiziert allerdings die Auswertung nach den Fakultäten, wobei sich auch Verschiedenheiten der Kooperationsbereiche (außeruniversitäre und universitäre Forschung) ergeben. Bezüglich der universitären Forschung sind es die GEWI-, GRUWI- und SOWI-Fakultäten – an der SOWI sind es nur 10 Prozent –, deren LektorInnen angeben, signifikant weniger häufig mit ihren Studierenden zu kooperieren. Spitzenreiter bezüglich der Zusammenarbeit mit den StudentInnen sind die NAWI (43 Prozent) und die WU (40 Prozent). Eine Untersuchung der ausgewählten

Fachdisziplinen ergänzt dieses Ergebnis noch. Während die ForscherInnen der Fachdisziplinen der Bildungs- und Erziehungswissenschaften signifikant weniger häufig (nur etwa 7 Prozent) mit Studierenden in ihrer universitären Forschung zusammenarbeiten, ist der entsprechende Anteil an den Biologie-Instituten beträchtlich höher (42,3 Prozent).

Anders ist die Situation in der außeruniversitären Forschung. Auch hier sind es die SOWI-Fakultäten, an denen die LektorInnen am wenigsten mit Studierenden kooperieren (15 Prozent), gefolgt von der WU (19 Prozent). Während also an der WU in die universitäre Forschung häufig Studierende miteingebunden sind, werden sie für außeruniversitäre Projekte kaum herangezogen. Genau umgekehrt erweist sich die Situation an der GEWI: weniger Zusammenarbeit in der universitären Forschung, dafür deutlich mehr Kooperation mit den StudentInnen in der außeruniversitären Forschung (38,5 Prozent).

Ebenso wie an Universitätsinstituten sind die infrastrukturellen Einrichtungen, die Freien WissenschaftlerInnen in außeruniversitären Forschungseinrichtungen zur Verfügung stehen eher beschränkt.

Tabelle 22¹⁹²: Welche Infrastruktur steht den freien WissenschaftlerInnen an außeruniversitären Forschungseinrichtungen zur Verfügung

Infrastruktur	Gesamt	Prozent
Büro	91	51,4
Schreibtisch	110	62,1
PC	113	63,8
Institutsschlüssel	104	58,8
Sekretariat	90	50,8
Telefon	108	61,0
Postfach	74	41,8
e-mail	93	52,5
Sonstiges	28	15,8

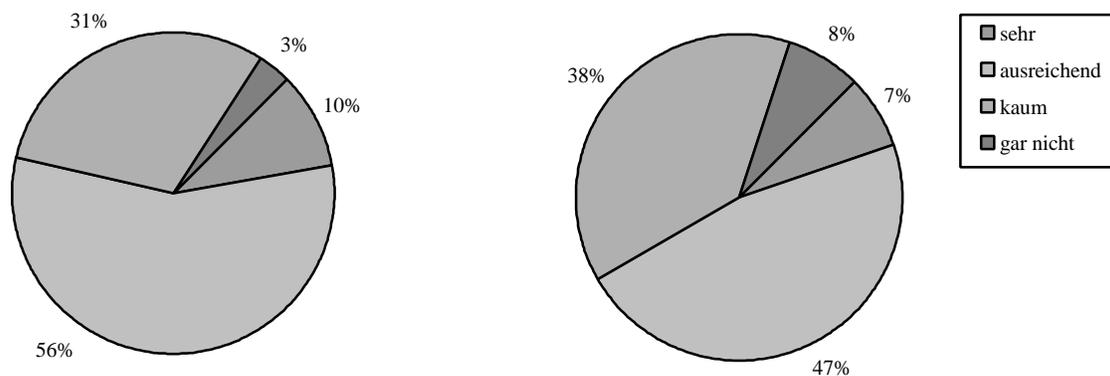
Über 50 Prozent der an einer außeruniversitären Forschungsinstitution beschäftigten Externen LektorInnen verfügen an derselben über ein Büro (an der Universität sind es etwa 30 Prozent).

¹⁹² Siehe Fußnote 154. Die Prozentangaben beziehen sich nur auf diejenigen Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen, die in einer außeruniversitären Forschungseinrichtung tätig sind.

Auffallend öfter können Freie WissenschaftlerInnen außerhalb der Universitäten auch über einen Computer (an der Universität nur rund ein Viertel der Externen) und einen Schreibtisch (an der Universität etwa 30 Prozent) verfügen. Nur bezüglich Instituts-schlüsseln und Postfächern können die Universitäten mit dem Service der außer-universitären Forschungseinrichtungen mithalten.

Im Alltagsverständnis der ÖsterreicherInnen wird mit wissenschaftlicher Tätigkeit an einer Universität meist nur die universitäre Lehre verbunden. Insofern scheint es kaum verwunderlich, daß die befragten Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen bezüglich des gesellschaftlichen Ansehens die universitäre Lehrtätigkeit deutlich höher bewerten. 66 Prozent meinen, ihre universitäre Lehrtätigkeit sei gesellschaftlich sehr oder ausreichend angesehen, während die universitäre Forschungstätigkeit nur von 54 Prozent als sehr oder ausreichend gewürdigt eingeschätzt wird. Das erworbene Ansehen durch universitäre Forschung wird generell deutlich minder beurteilt als jenes durch die Lehrtätigkeit an der Universität erworbene – und dies, obwohl sich Externe eher über ihre Forschungstätigkeit identifizieren dürften als über die universitäre Lehrtätigkeit.¹⁹³

Grafik 6: Einschätzung des erworbenen gesellschaftlichen Ansehens durch
 universitäre Lehrtätigkeit universitäre Forschungstätigkeit



¹⁹³ Vgl. dazu Kapitel 2.4.

3.3.4. Persönlicher Bereich, Lebensplanung, berufliche Perspektiven

Wie bereits erwähnt, sind Externe LektorInnen und Freie WissenschaftlerInnen meist sogenannte "WohnzimmerforscherInnen", d.h. ihnen steht oft kein geeigneter Arbeitsplatz in einer wissenschaftlichen Institution zur Verfügung und sie müssen größtenteils selbst für ihre Infrastruktur aufkommen.

Tabelle 23¹⁹⁴: Wo gehen Freie WissenschaftlerInnen ihrer Forschungstätigkeit nach

	Absolut	Prozent
in der eigenen Wohnung	304	65,1
am Universitätsinstitut	116	24,8
in der Bibliothek, im Archiv, im Labor etc.	109	23,3
in einer anderen Forschungseinrichtung	102	21,8
an anderen Orten	51	10,9
an einem privat angemieteten Arbeitsplatz	29	6,2

Wie unschwer ersichtlich, gehen fast zwei Drittel der befragten Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen ihrer Forschungstätigkeit hauptsächlich in der eigenen Wohnung nach. Jeweils zwischen einem Viertel und einem Fünftel der externen Lehrbeauftragten arbeiten an Universitätsinstituten, speziellen Facheinrichtungen (wie etwa Bibliotheken, Archiven, Labors etc.) und anderen Forschungseinrichtungen. Nur wenige haben einen privat angemieteten Arbeitsplatz, etwas über 10 Prozent betreiben ihre Forschungen an anderen Plätzen.

Was den räumlichen Arbeitsplatz von Freien WissenschaftlerInnen betrifft, ergeben sich je nach universitärem oder außeruniversitärem Forschungsengagement unterschiedliche Tendenzen, wobei jedoch etwa ein gleich hoher Anteil von befragten Personen, ob sie nun außeruniversitär oder universitär forschen, im "eigenen Wohnzimmer" arbeitet. Wenig verwunderlich ist das Ergebnis, daß jene Freien WissenschaftlerInnen, die außeruniversitäre Forschung betreiben, signifikant weniger häufig an einem Universitätsinstitut arbeiten (14,9 Prozent), während jene, die angeben universitär zu forschen, zu 59,9 Prozent auch am Institut ihrer Forschungsarbeit nachgehen. Ebenso zeigt sich, daß die außeruniversitär Forschenden signifikant häufiger an anderen Forschungseinrichtungen arbeiten

¹⁹⁴ Siehe Fußnote 154

(33,1 Prozent) und die universitär Forschenden weniger häufig (9,5 Prozent). 14,2 Prozent der untersuchten Personengruppe, die in außeruniversitären Forschungsprojekten arbeiten, geben an einen anderen Arbeitsplatz als die vorgeschlagenen zu benutzen. Eine unterschiedliche Häufigkeitsverteilung findet sich auch bezüglich der privat angemieteten Arbeitsplätze. Während nur 4,8 Prozent der universitär Forschenden erklären, einen privaten Arbeitsplatz angemietet zu haben, sind es bei den außeruniversitär Forschenden 8,4 Prozent.

Während die eigene Wohnung (zwei Drittel) und universitäre Forschungsstätten (ein Viertel) ausgewogen von beiden Geschlechtern als Forschungsorte angegeben werden, sind es wesentlich mehr Männer, die ihre wissenschaftlichen Arbeiten an anderen Forschungs-einrichtungen (28 Prozent), an privat angemieteten Arbeitsplätzen (9,4 Prozent) oder an anderen Orten (14 Prozent) betreiben. Die Vermutung liegt nahe, daß Männer häufiger außer Haus arbeiten, da sie weniger häufig auf familiäre/häusliche Bedürfnisse Rücksicht nehmen.

Weiters ergibt die Untersuchung, ob der Ort der Forschungstätigkeit vom Alter der Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen abhängig ist, signifikante Unterschiede. Es sind vor allem jüngere Lehrbeauftragte – etwa ab dem Jahrgang 1960 –, die an Universitäts-instituten ihren hauptsächlichen Arbeitsplatz haben. Hingegen sind es eher die älteren Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen, die an sonstigen Arbeitsplätzen ihrer hauptsächlichen Forschungstätigkeit nachgehen.

Tabelle 24¹⁹⁵: Infrastrukturelle Beschaffenheit in den Privatwohnungen

	Absolut	Prozent
Telefon	384	96,0
Schreibtisch	376	94,0
Computer	373	93,3
Arbeitszimmer	271	67,8
e-mail	204	51,0
Telefax	197	49,3
Sonstiges	58	14,5

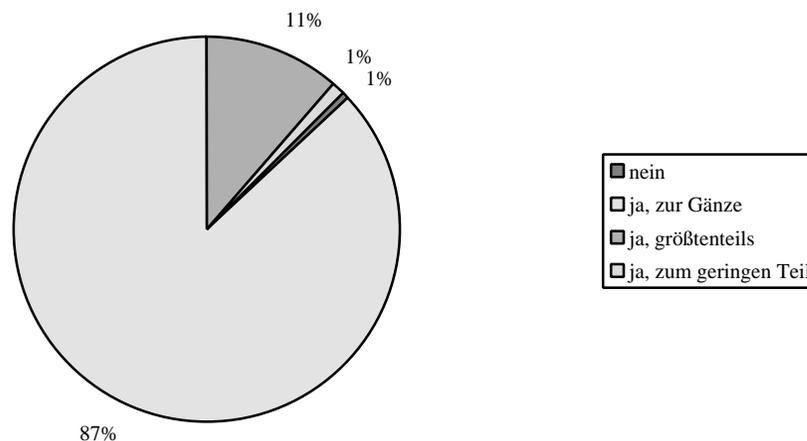
Zwei Drittel der von uns in die Untersuchung miteinbezogenen Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen arbeiten in der eigenen Wohnung. Die sogenannten "WohnzimmerforscherInnen" sind also gezwungen, sich eine eigene Infrastruktur zu schaffen, um überhaupt einen geeigneten Arbeitsplatz zur Verfügung zu haben.

¹⁹⁵ Siehe Fußnote 154. Die Prozentangaben beziehen sich nur auf diejenigen Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen, die angeben, ihren Arbeitsplatz (auch) in ihrer Privatwohnung zu haben.

Je um die 95 Prozent der (auch) in der eigenen Privatwohnung erwerbstätig arbeitenden freien ForscherInnen verfügen über einen Schreibtisch, ein Telefon und einen Computer. Etwa die Hälfte hat Zugang zu Internet und E-Mail sowie Telefax, etwa zwei Drittel deklarieren, ein eigenes Arbeitszimmer zu haben.

Im Gegensatz zu WissenschaftlerInnen mit unbefristeten Dienstverträgen an der Universität oder außeruniversitären Forschungseinrichtungen, denen die nötige Infrastruktur vom/von der DienstgeberIn zur Verfügung gestellt wird, fallen bei Freien WissenschaftlerInnen auch noch die Kosten für den Arbeitsplatz an.

Grafik 7: Selbstfinanzierung der privaten Infrastruktur



87 Prozent der von uns befragten Externen LektorInnen/Freien WissenschaftlerInnen müssen zur Gänze für die private Infrastruktur aufkommen und bestreiten also mit ihrem Einkommen auch noch die Kosten für den Arbeitsplatz. Lediglich jeweils ein Prozent steht in einem Arbeitsverhältnis, das entweder den größten Teil oder die ganze private Infrastruktur mitträgt.

Der jeweilige Ort des Arbeitsplatzes kann unterschiedliche Vorteile mit sich bringen. Ein Arbeitsplatz in einer Institution bedeutet eine stärkere Eingebundenheit und eine kontinuierlichere Kommunikation mit wissenschaftlichen KollegInnen. Wenig verwunderlich bevorzugen 61 Prozent (285 absolut) der befragten LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen einen Arbeitsplatz in einer Institution. Etwa ein Drittel (32,8 Prozent) würde ein Arbeiten daheim bevorzugen. Es kann vermutet – aber hier nicht geprüft – werden, daß diese Präferenz von (familiären) Lebensverhältnissen, z.B. Kindern, mitgeprägt wird. Nach Einkommensarten gegliedert läßt sich die Gruppe der freiberuflich Tätigen eindeutig isolieren: Freiberufliche Lehrende äußern signifikant öfter den Wunsch, daheim wissenschaftlich zu

arbeiten (42 Prozent aller FreiberuflerInnen), was insofern nichtverwundert, als diese Gruppe ohnehin sehr häufig daheim arbeiten wird und dort meist auch die nötige Infrastruktur hat. Folglich geben nur relativ wenige FreiberuflerInnen (48 Prozent) an, lieber an einem Institut zu arbeiten. Mehr als 15 Prozent und damit signifikant mehr freiberuflich tätige LektorInnen (der Durchschnitt aller befragten Externen beträgt 8 Prozent) würden sich hingegen wünschen, weder daheim noch an einem Institut wissenschaftlich zu arbeiten. Auch dies könnte als Zugeständnis an eine bereits existierende Realität gewertet werden, daß nämlich FreiberuflerInnen eigene Büroräume auch für wissenschaftliche Zwecke nützen (möchten). LektorInnen/Freie WissenschaftlerInnen, die (auch) von universitären Forschungsprojekten leben, würden hingegen mit etwa 78 Prozent erwartungsgemäß signifikant öfter lieber an einem Institut ihrer Forschungsarbeit nachgehen als die Komplementärgruppe. Im folgenden werden die unterschiedlichen Gründe für die jeweiligen Vorlieben lieber zu Hause oder in einer Institution wissenschaftlich zu arbeiten angegeben.

Tabelle 25¹⁹⁶: Genannte Vorteile an einem Institut

	Absolut	Prozent
Gegens. Befruchtung, Kooperation	145	31,3
Infrastruktur	143	30,6
Trennung Berufs- und Privatleben	57	12,2
Intensiveres Arbeiten	26	5,6
hohe Kosten daheim	19	4,1
bessere Motivation	5	1,1
bessere Karrierechancen	5	1,1

Als Hauptgründe für die Bevorzugung eines Arbeitsplatzes an einer Institution werden die Kommunikation und Kooperation mit KollegInnen und die vorhandene Infrastruktur angegeben. Weiters erscheint 12 Prozent der befragten Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen eine Trennung von Berufs- und Privatleben, die sich aufgrund eines außerhäuslichen Arbeitsplatzes ergibt bzw. ergeben würde, erstrebenswert.

Tabelle 26¹⁹⁷: Genannte Vorteile des privaten Arbeitsplatzes

¹⁹⁶ Siehe Fußnote 154

¹⁹⁷ Siehe Fußnote 154

	Absolut	Prozent
Lebensqualität, Ungestörtheit, Ruhe	62	13,3
Eigenständigkeit daheim	37	8,0
Zeitersparnis	30	6,4
bessere Ausrüstung (Bibliothek etc.)	26	5,7
Kinder	12	2,6
Fremdkörper am Institut	11	2,4
keine Gremienarbeit	5	1,1

Die Vorteile, die ein privater Arbeitsplatz bietet sind vor allen die Ungestörtheit und Ruhe sowie die Eigenständigkeit und Zeitersparnis. Nur wenige Freie WissenschaftlerInnen/externe Lehrbeauftragte geben an, wegen der vorhandenen Kinder lieber zu Hause arbeiten zu wollen.

Für die Begründung eines Arbeitsplatzes abseits der eigenen Wohnung und einer Institution werden nur zwei Argumente angeführt. Zum einen existiert in einigen wenigen Fällen bereits ein eigenes Büro, in dem (auch) wissenschaftlich gearbeitet werden kann, andererseits unterliegt man/frau an einem privat angemieteten Arbeitsplatz keinem "politischen" Druck.

Der nun folgende Abschnitt beschäftigt sich mit den Berufszielen der befragten Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen und den diesbezüglichen Veränderungen sowie mit der Frage, was zu diesen Veränderungen beigetragen hat. Zum Schluß wird die Zufriedenheit der befragten Personen mit ihrer beruflichen Situation das Thema sein.

Nach wie vor sehen die meisten Externen LektorInnen/Freien WissenschaftlerInnen ihre berufliche Zukunft in der wissenschaftlichen Betätigung, wobei die "alten" universitären Karrieremodelle vermutlich für die meisten unrealistisch geworden sind. Die größten (gegengleichen) Veränderungen seit dem Beginn der eigenen wissenschaftlichen Tätigkeit sind in der Perspektive auf eine mögliche universitäre Laufbahn bzw. auf eine mögliche Laufbahn in der Privatwirtschaft auszumachen. Dabei ist es aber keineswegs so, daß die vermeintlich desillusionierten ehemaligen "Uni-KarrieristInnen" aktuell massenhaft ihr Glück in der Privatwirtschaft suchen würden. Eine derartige Entwicklung ist empirisch in keiner Weise nachweisbar. Eher haben sich die Externen LektorInnen realistischerweise mit dem

Status des/r Lehrenden verstärkt abgefunden, mehr als ein Viertel der Befragten sieht offensichtlich für sich persönlich die Karriereleiter als mehr oder weniger bis zur obersten Sprosse erklommen.¹⁹⁸

Tabelle 27¹⁹⁹: Veränderung der beruflichen Ziele

	zu Beginn absolut	in %	derzeit absolut	in %
klassische Uni-Laufbahn	130	27,8	58	12,4
Lehrende/r	103	22,1	128	27,4
wissenschaftliche Laufbahn	190	40,7	187	40,0
Laufbahn in Privatwirtschaft	63	13,5	123	26,3
Laufbahn im öffentl. Dienst	43	9,2	52	11,1
unbestimmtes Ziel	103	22,1	92	19,7

Interessanterweise sind Externe LektorInnen und Freie WissenschaftlerInnen, die früher eine wissenschaftliche Laufbahn anstrebten, noch am ehesten geneigt, an eine klassische Universitäts-Karriere zu glauben, während sie eine Laufbahn in der Privatwirtschaft nach wie vor signifikant öfter ablehnen. Bei der Differenzierung der untersuchten WissenschaftlerInnen nach den Arten des hauptsächlichlichen Einkommens lassen sich eindeutige Ergebnisse erzielen. So betrachten Externe LektorInnen, deren wesentliche Einkommens-quelle zumindest auch die Lehrtätigkeit ist, signifikant öfter (47 Prozent) in ihrem Lehrberuf ihr berufliches Ziel. Hingegen erhoffen sich Externe und Freie, die (auch) von universitärer Forschung leben, signifikant häufiger (an die 60 Prozent) eine wissenschaftliche Laufbahn, aber auch eine Karriere im öffentlichen Dienst (22 Prozent). Zwei Drittel all jener LektorInnen, die ihren Lebensunterhalt aus außeruniversitärer Forschung beziehen, wünschen sich eine wissenschaftliche Laufbahn. Dieses Ziel verfolgen hingegen nur etwa 30 Prozent der freiberuflich tätigen LektorInnen, welche signifikant öfter eine Laufbahn in der Privatwirtschaft anstreben (38 Prozent), signifikant weniger häufig jedoch eine Karriere im öffentlichen Dienst (nur knapp 7 Prozent).

Auf die Frage nach den Gründen für die Veränderung der beruflichen Perspektiven werden von fast der Hälfte (48,4 Prozent) der befragten Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen

¹⁹⁸ In den qualitativen Interviews in Kapitel 2.2. wird weniger die Perspektive des Endes der wissenschaftlichen Karriere bzw. gar den Wunsch nach Ausscheiden aus dem Bereich der Wissenschaft angedeutet, als vielmehr angesichts der Unberechenbarkeit der eigenen wissenschaftlichen Zukunft die vermeintliche Vermessenheit der konkreten Planung einer universitären/wissenschaftlichen Karriere.

¹⁹⁹ Siehe Fußnote 154

Einschränkungen aufgrund des Sparpakets der Regierung aus dem Jahr 1995 genannt. Mehr als ein Viertel (28,7 Prozent) macht dafür die derzeitigen universitären Strukturen verantwortlich und an die 20 Prozent sehen in den laufenden universitären Reformbestrebungen eine Ursache für Veränderungen ihrer beruflichen Perspektiven.

Gefragt wurde weiters nach den persönlichen Schritten, die Externe LektorInnen und Freie WissenschaftlerInnen zur Erreichung ihrer beruflichen Ziele zu setzen gedenken.

Tabelle 28²⁰⁰: Persönliche Schritte zur Erreichung beruflicher Ziele

	Absolut	Prozent
Weiterbildung	273	58,5
Institutsgründung	55	11,8
Anbindung an bestehende Institution/en	189	40,5
Berufswechsel	54	11,6
Gründung einer Bürogemeinschaft	33	7,1
Auslandsaufenthalt	166	35,5
Sonstiges	65	13,9

Weiterbildung wird von knapp 60 Prozent der befragten Personengruppe als karriere-relevanter Schritt betrachtet –angesichts der Tatsache, daß wir es hier mit der höchstqualifizierten Bevölkerungsgruppe zu tun haben, erstaunlich und beunruhigend zugleich.²⁰¹ Als weitere erwägenswerte Maßnahmen zum beruflichen Fortkommen werden vor allem die Anbindung an bestehende Institutionen und Auslandsaufenthalte angeführt.

Nicht nur berufsbezogene Maßnahmen wie Weiterbildung und Berufswechsel werden von Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen als karrierefördernd gesehen. Mehr als die Hälfte der befragten Personen (55,2 Prozent) ist der Meinung, daß politisches Engagement zur Erreichung beruflicher Ziele sinnvoll ist. Daß die positiven Antworten doch so stark überwiegen, ist insofern

²⁰⁰ Siehe Fußnote 154

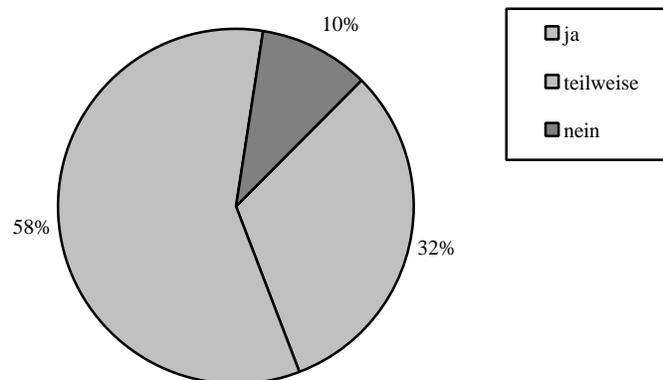
²⁰¹ Offenbar zeitigt die Propaganda der offiziösen Arbeitsmarktpolitik insofern Wirkung, als Strukturprobleme auf dem Arbeitsmarkt zumindest teilweise auf die Individuen abgeschoben werden, diese die Bringschuld auf sich nehmen und versuchen, die unterstellten Qualifikationsdefizite als vermeintliche Barrieren zum Arbeitsmarkt auszumerzen und sich laufend fortzubilden. Zum anderen ist fortlaufende Qualifizierung im Sinn von Aneignung neuen Wissens für WissenschaftlerInnen selbstverständlich integrativer Bestandteil ihrer Identität und ihres Berufsbildes. Die Frage ist allerdings, ob die freie Disposition über die Art der Fortbildung gegeben ist oder aber Weiterbildung aus strukturellen Gründen abgenötigt wird.

erstaunlich, als politisches Engagement eindeutig auf den persönlichen beruflichen Werdegang bezogen ist, nicht auf die "Weltverbesserung", sodaß die moralisch motivierte Suggestivwirkung des "Politischen" zumindest abgeschwächt sein sollte. Immerhin impliziert die Bejahung dieser Frage, daß das eigene berufliche Schicksal durch politisches Engagement gesteuert werden kann – alles andere als eine Selbstverständlichkeit in Zeiten der "Sachzwanggesellschaft".

Beträchtliche 90 Prozent der befragten LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen sehen trotz der teilweise prekären Arbeitssituation in ihrer derzeitigen beruflichen Tätigkeit zumindest einige Gestaltungsmöglichkeiten, um ihre ideellen Lebensziele zu verwirklichen. Immerhin fast ein Drittel ist sogar der Meinung, daß die Gestaltungsmöglichkeiten in der bestehenden beruflichen Situation für die Erreichung der eigenen Lebensperspektiven ausreichend gegeben sind (siehe Grafik 8).

Aufgrund der hohen Selbsteinschätzung der Chancen die ideellen Lebensziele in der derzeitigen beruflichen Situation verwirklichen zu können, erscheint es auch nicht allzu verwunderlich, daß 77 Prozent der in der Untersuchung befragten Externen LektorInnen und freien ForscherInnen angeben, mit ihrer Lebenssituation generell zufrieden zu sein.

Grafik 8: Bietet berufliche Situation Möglichkeiten zur Verwirklichung ideeller Lebensziele?



Dennoch meinen 296 Personen (knapp zwei Drittel), daß sich ihre berufliche Perspektive – sei es aufgrund des Sparpakets, sei es aufgrund der universitären Strukturen bzw. der Universitätsreform – verändert hat. Diese Gruppe ist signifikant (um gut zwei Jahre) jünger als die Komplementärgruppe. Diese Tendenz geht v.a. auf das Konto jener LektorInnen, die ihre berufliche Perspektive aufgrund der universitären Strukturen verändert haben: Sie sind im Schnitt hochsignifikant (um fast vier Jahre) jünger als die anderen.

In bezug auf Universitätsstandorte kann nur für Graz eine statistische Auffälligkeit, nämlich eine signifikant überproportionale Nennung der Universitätsreform als Ursache für den Wandel der beruflichen Aussichten ausgewiesen werden (31 Prozent).

An den GEWI-Fakultäten haben die Externen ihre berufliche Perspektive signifikant häufiger verändert –und zwar aufgrund des Sparpakets (55 Prozent) sowie der Universitätsreform (26 Prozent). Aufgeschlüsselt nach den ausgewählten Fachdisziplinen gilt diese Tendenz insbesondere für die HistorikerInnen, die das Sparpaket zu 64 Prozent, die Universitätsreform zu 41 Prozent als ursächlich für den Wandel der Berufsperspektiven nennen. Auch die LektorInnen im Fach der Bildungs- und Erziehungswissenschaften fühlen sich signifikant öfter von der Universitätsreform betroffen (37 Prozent Nennungen).

Bei der Gliederung der Lehrenden nach den Einkommensarten lassen sich jene, die hauptsächlich von ihrer Lehrtätigkeit (72 Prozent) und von universitärer Forschung (82 Prozent) leben, als signifikant öfter in ihrer beruflichen Perspektive Erschütterte identifizieren (der statistisch erwartete Durchschnittswert beträgt 63 Prozent), wobei bei den hauptsächlich von der Lehre lebenden ForscherInnen das Sparpaket mit 60 Prozent ursächlich für neue berufliche Perspektiven durchschlägt. Diese Gruppe der hauptberuflich universitär lehrenden und forschenden WissenschaftlerInnen ist naturgemäß durch die strukturellen Eingriffe in den universitären Bereich in besonderem Maß betroffen.

Immerhin gut drei Viertel der Befragten scheinen mit ihrer Lebenssituation zufrieden zu sein. Die Zufriedenheit mit der Lebenssituation hängt nicht von Geschlecht, Alter und Standort ab. An der WU Wien deklarieren sich signifikant überdurchschnittlich viele Externe LektorInnen/Freie WissenschaftlerInnen als zufrieden (88 Prozent), BiologInnen hingegen sind signifikant öfter unzufrieden mit ihrer Lebenssituation (knapp 40 Prozent deklarieren sich als unzufrieden).

Nach Einkommensarten differenziert erklären sich mit 82 Prozent signifikant mehr freiberuflich tätige Externe als zufrieden, bei den AMS-Geld-BezieherInnen ist knapp die Hälfte unzufrieden mit der Lebenssituation. Die materiellen Verhältnisse schlagen demnach in bezug auf die psychische Befindlichkeit der Externen LektorInnen/Freien WissenschaftlerInnen merklich durch.

Daß trotz vielfach schwieriger Lebensumstände, insbesondere was Kontinuität und Höhe der Einkünfte betrifft, dennoch die Zufriedenheit mit der eigenen Lebenssituation überwiegt, liegt vermutlich in der Tatsache, daß freie wissenschaftliche Tätigkeit noch immer weitgehend mit Autonomie, Kreativität, Lust etc. verbunden wird.²⁰² Diese vermeintlichen Vorteile können materielle Einbrüche und Unsicherheiten allerdings nur so lange kompensieren, wie es überhaupt reelle Chancen auf dauerhafte Existenzsicherung durch freie Forschungstätigkeit gibt.

²⁰² Vgl. Kapitel 2.4.

3.4. Exkurs: Datensatz der Grazer Universitätsdirektion

Auf unsere Bitte um die Erlaubnis, im Rahmen unseres Forschungsprojekts auch auf die offiziellen Hochschuldaten zu sekundärstatistischen Vergleichszwecken zurückgreifen zu dürfen, händigte uns dankenswerterweise die Universitätsdirektion Graz die offiziell erhobenen Daten zu allen im Zeitraum vom Sommersemester 1995 bis zum Wintersemester 1997/98 lehrenden Externen LektorInnen aus. Es handelt sich hierbei also nicht nur um die externen Lehrenden, die Freie WissenschaftlerInnen– und somit die uns interessierende Zielgruppe – sind, sondern um alle Externen LektorInnen.

Dennoch erweisen sich diese Daten der Universität Graz aufgrund ihrer Vollständigkeit als äußerst hilfreich, da die von uns erhobenen "eigenen" Daten in der zeitlichen Dimension verzerrte Verteilungen mit sich bringen (siehe Kapitel 3.2.4.) und infolgedessen keinen exakten Aufschluß über die Frage geben, welche quantitativen Veränderungen bezüglich der Kontinuität bzw. Fluktuation externer Lehrkräfte seit Mitte der 1990er Jahre stattgefunden haben.

Dabei darf selbstverständlich nicht übersehen werden, daß Fluktuation der Externen LektorInnen dem Wesen dieser Lehrform inhärent und strukturell bedingt ist. Nichtsdestoweniger lassen sich quantifizierbare Auffälligkeiten in der Entwicklung der Grazer Externen LektorInnen seit dem Jahr 1995 feststellen, insbesondere auch die sehr unterschiedliche Betroffenheit der einzelnen Fakultäten durch die erfolgten strukturellen Eingriffe.

Tabelle 29 weist für die Universität Graz nach, daß ein Jahr nach Verabschiedung des Strukturanpassungsgesetzes (1995) der Einsparungseffekt im Bereich der externen Lehre voll durchschlägt – nämlich im WS 1996/97. Dies ist insofern verständlich, als die Lehrauftragsvergabe ein Jahr vor der Durchführung der betreffenden Lehrveranstaltungen von den universitären Gremien beschlossen wird.

Für die gesamte Universität Graz kann demnach ein Verlust des extern lehrenden Personalstands im WS 1996/97 gegenüber dem vorangegangenen SS 1996 um etwa ein Drittel konstatiert werden. Bis zum WS 1997/98 konnte dieser Verlust wieder ein wenig ausgeglichen werden, wobei Frauen – ursprünglich durch die Zäsur im WS 1996/97 noch etwas stärker betroffen als Männer – vergleichsweise häufiger wieder in die universitäre Lehre zurückfinden konnten. Im WS 1997/98 beträgt der Anteil weiblicher Lektorinnen 35,2 Prozent gegenüber 33 Prozent ein Jahr davor:

Tabelle 29: Entwicklung der Anzahl der Externen LektorInnen an der Universität Graz vom Sommersemester 1995 bis zum Wintersemester 1997/98

	SS95	WS95/96	SS96	WS96/97	SS97	WS97/98
Lehrende absolut	899	816	884	591	562	657
Entw. SS95=100%	100%	90,8%	99,4%	65,7%	62,5%	73,1%
davon Frauen abs.	304	283	304	195	188	231
Entw. Frauen in %	100%	93,1%	100%	64,1%	61,8%	76,0%
ausgewählte Fakultäten:						
GEWI absolut	340	313	360	279	256	280
davon Frauen in %	42,4%	42,8%	42,8%	39,1%	42,6%	43,2%
NAWI absolut	105	101	105	40	60	101
davon Frauen in %	36,2%	31,7%	27,6%	25,0%	21,7%	30,7%
SOWI absolut	89	87	87	37	37	63
davon Frauen in %	27,0%	24,1%	32,2%	27,0%	24,3%	25,4%
Medizin absolut	198	166	165	111	114	77
davon Frauen in %	22,7%	31,9%	27,3%	25,2%	25,4%	26,0%

Von den 657 LektorInnen im WS 1997/98 haben im übrigen exakt 395 (60,1 Prozent) bereits im SS 1995 gelehrt. Trotz des zwischendurch massiven quantitativen Einbruchs der externen Lehre ist also eine gewisse Kontinuität des externen Lehrpersonals doch vorhanden.²⁰³ Andererseits verdeutlicht die Tatsache, daß im WS 1997/98 nur noch knapp 44 Prozent derjenigen, die noch im SS 1995 lehrten, ihrer Lehrtätigkeit nachgingen, das Ausmaß des strukturellen Einschnitts in die universitäre Bildungslandschaft.

Bezüglich der einzelnen Fakultäten ergeben sich teils beträchtliche Unterschiede im Ausmaß der Eingriffe. Als erstaunlich resistent erweist sich die größte Grazer Fakultät, nämlich die GEWI. Hier hält sich der Verlust an externen Lehrenden mit einem Minus von 17,6 Prozent im Zeitraum vom SS 1995 bis zum WS 1997/98 einigermaßen in Grenzen. Erstaunliche Entwicklungen machten die NAWI- und die SOWI-Fakultät durch: An beiden erwies sich die Zäsur im WS 1996/97 als exorbitant, die Anzahl der Externen LektorInnen reduzierte sich mit einem Schlag um die Hälfte bis zu zwei Drittel.

²⁰³ Dennoch hatten 28 Prozent aller im Zeitraum vom SS 1995 bis zum WS 1997/98 tätigen Externen LektorInnen in diesem Zeitraum nur einen einzigen Lehrauftrag, was von einer nicht unbeträchtlichen (systemimmanenten) Fluktuation zeugt.

Insbesondere an der NAWI-Fakultät zeigt die Entwicklung in der Folge dann wieder deutlich aufwärts. Geradezu verheerende Ausmaße nimmt die Entwicklung des Personalstands der Externen LektorInnen an der medizinischen Fakultät in Graz an. Binnen zweieinhalb Jahren reduzierte sich dort die Anzahl von 198 Externen auf 77 im WS 1997/98, was einen Rückgang auf bloß 39 Prozent des Wertes von 1995 bedeutet.²⁰⁴

Zusammenfassend läßt sich festhalten: Die große Zäsur im Bereich der externen Lehrkräfte in Graz fand im WS 1996/97 statt, seitdem deutet die Entwicklungstendenz wieder etwas nach oben, wobei für den Zeitraum ab 1998 keine Angaben vorliegen und auch eine Daten-Extrapolation für diesen Zeitraum nicht möglich ist. Die größte– und vermutlich auch mächtigste – Grazer Fakultät, die GEWI, konnte diesem Trend noch am ehesten entgegenhalten. Der Frauenanteil der Externen LektorInnen ist leicht angestiegen: ein Indikator dafür, daß weibliche Lehrende tendenziell öfter vom Lehrauftrag finanziell abhängig und auch unter widrigen Umständen eher zu einer Lehrverpflichtung bereit sind.

²⁰⁴ Die Situation der Externen LektorInnen an der medizinischen Fakultät ist allerdings aus mehreren Gründen nicht mit derjenigen auf den anderen Fakultäten zu vergleichen. Die dort Lehrenden sind in der Regel vom Lehrauftrag finanziell in keiner Weise abhängige ÄrztInnen, die ihren Lehrauftrag aus Gründen des Renommées oder auch ideeller Überzeugung ausüben und unter sich verschlechternden Bedingungen auf diesen leicht verzichten können. Zu beachten ist dabei der Anteil der extern Lehrenden, die ihren Lehrauftrag im Rahmen der *venia docendi* abhalten, um den Bedingungen der Dozentur gerecht zu werden. Dafür spricht auch, daß externe Lehraufträge an der medizinischen Fakultät nur in den seltensten Fällen remuneriert werden. So ist der Anteil der remunerierten Lehrveranstaltungen bezogen auf die jeweilige Gesamtmenge an Lehraufträgen auf der GEWI fast fünf Mal so hoch wie an der medizinischen Fakultät in Graz.

3.5. Resümee

Zum einen ist die Anzahl der Externen LektorInnen/Freien WissenschaftlerInnen, zum anderen die durchschnittliche Wochenstundensumme an Lehraufträgen zurückgegangen. Durch überdurchschnittlichen Abgang männlicher Lektoren hat sich die Frauenquote unter den Externen geringfügig erhöht.

Weiters hat sich herausgestellt, daß die LektorInnen-Tätigkeit für die weiblichen Forscherinnen einen größeren Stellenwert hat, weil diese daneben weniger (einträgliche) Jobs haben dürften als die männlichen Kollegen. Der leichte Rückgang der Männerquote unter den Externen/Freien kann also vermutlich darauf zurückzuführen sein, daß Männer unter schlechter werdenden Bedingungen für externe Lehre eher auf einen Lehrauftrag verzichten können.

Mit der Verschlechterung der Bedingungen für Externe in den letzten Jahren hat die Anzahl der freiberuflichen WissenschaftlerInnen deutlich zugenommen, etliche davon dürften dabei Forschung "nebenberuflich" betreiben. Beträchtlich mehr Frauen als Männer sind sogenannte "Subsistenz-ExistenzlektorInnen", leben also vor allem oder ausschließlich vom universitären Lehrauftrag und sind auch von AMS-Zuwendungen oder Stipendien abhängig.

Was die Forschungskontinuität betrifft, sind Frauen im Durchschnitt schlechter gestellt als männliche Wissenschaftler-Kollegen. So forschen Externe Lektorinnen deutlich weniger häufig in unbefristeten Arbeitsverhältnissen als Lektoren, die wiederum auch häufiger außer Haus erwerbsmäßig Wissenschaft betreiben (können) als weibliche Forscherinnen – was vermutlich auch mit der ungleichen Verteilung familiärer Betreuungsarbeiten zu tun hat.

Insgesamt muß die Situation der Externen Lektorinnen/Freien Wissenschaftlerinnen sowohl in finanzieller als auch in wissenschaftlich-arbeitsorganisatorischer Hinsicht als prekärer eingeschätzt werden als jene der männlichen Kollegen.

Wenn es so etwas wie ein verallgemeinerbares Selbstverständnis von Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen gibt, dann besteht dieses darin, daß man/frau das Sozialprestige hauptsächlich über den Lehrauftrag bezieht, sich als Freie/r WissenschaftlerIn aber hauptsächlich über die Forschung definiert. Beträchtlich mehr als die Hälfte der Befragten betreibt nicht nur Forschung, sondern lebt zu einem großen Teil auch davon, wobei die Tendenz festzustellen ist, daß diejenigen, die von der Forschung leben, auch mehr (remunerierte) Lehraufträge haben. Die, auch nur zeitweilige, ungewollte Unterbrechung oder gar der endgültige Abbruch der Verbindung von Forschung und Lehre bewirkt nicht nur auf der individuellen Ebene eine Störung der "Identität" der Betroffenen sowie eine etwaige Verschärfung der Lebenssituation, sondern auf der Ebene der Forschungs-/Bildungspolitik

auch ein folgenschweres Abschneiden der Universitäten von vorhandenen Ressourcen in Form hochqualifizierten Fachwissens, zumal der Deckungsgrad von Forschungsthemen und Lehrinhalten der Externen nachweislich sehr hoch ist.

Für viele Externe ist die Distanz zu "ihrem" Universitätsinstitut und das Gefühl der mangelnden Akzeptanz von seiten des Instituts deutlich spürbar. Dennoch geben die Externen LektorInnen/Freien WissenschaftlerInnen wesentlich häufiger an, in konkreten Arbeits-bereichen, aber auch auf informeller Ebene mit internem Universitätspersonal zu kooperieren als mit externen KollegInnen. Offenbar wird der Kontakt mit den Internen notgedrungen aufrechtzuerhalten versucht um der Universität als Hauptumschlagplatz für Wissenschaft und Informationsbörse nicht verlustig zu gehen. Das Herausfallen der Externen/Freien aus sämtlichen formalen universitären Gremien könnte aber langfristig zur Folge haben, daß sich auch die informellen Netzwerke langsam auflösen, da auch informelle Kanäle von der "Macht der Information" leben.

Daß das Bedürfnis nach institutioneller Absicherung für die freien ForscherInnen groß ist, zeigt die Untersuchung: etwa zwei Drittel arbeiten (auch) zu Hause, fast ebensoviele würden aber lieber an einem Institut arbeiten.

Sparpakete, Universitätsreform sowie die verkrusteten universitären Strukturen haben den Großteil der LektorInnenschaft dazu veranlaßt, ihre beruflichen Perspektiven neu zu überdenken. Die klassische Universitäts-Karriere wird kaum noch als realistisches Laufbahn-Modell angestrebt, viele Externe dürften sich mit der Aussicht auf den dauerhaften Status als LektorIn abgefunden haben. Als zu tätigende karriererelevante Schritte werden in erster Linie Weiterbildung, in der Folge die Anbindung an bestehende Institutionen und ein möglicher Auslandsaufenthalt genannt. Trotz dieser Unwägbarkeiten, was Finanzierbarkeit und Kontinuität der wissenschaftlichen Zukunft betrifft, geben dennoch etwa drei Viertel der Befragten an, mit der Lebenssituation insgesamt zufrieden zu sein. Ob dieses Ergebnis einem vielfach mittels Verdrängungsstrategien aufrechterhaltenen Mythos des notwendig glücklichen freien ForscherInnen-Daseins geschuldet ist oder nicht, bleibt dahingestellt.

Bezüglich der unterschiedlichen "Generationen" der Externen LektorInnen läßt sich zusammenfassend festhalten, daß jüngere Externe/Freie stärker von den legislativen Einschnitten bzw. dessen Auswirkungen auf den universitären Bereich betroffen sind als ältere, etabliertere LektorInnen. Die jüngeren WissenschaftlerInnen forschen eher universitär-befristet, müssen sich öfter Lehrveranstaltungen mit KollegInnen teilen und sind auch zu mehr Kooperation mit internem Universitätspersonal, aber auch mit externen KollegInnen gezwungen, um nicht gänzlich aus dem "System" herauszufallen.

Zum Abschluß noch ein Wort zum Standort Innsbruck: Aus Gründen, die für uns nicht nachvollziehbar sind, stellt sich die Situation für die Externen LektorInnen/Freien WissenschaftlerInnen an der Universität Innsbruck noch beträchtlich schwieriger dar als an den beiden anderen Universitäts-Standorten. Externe in Innsbruck geben an, beträchtlich weniger universitär-institutionell eingebunden zu sein, seltener formale Sitzungen aufzusuchen, weniger Infrastruktur zur Verfügung gestellt zu bekommen sowie weniger Kooperationsformen mit internem Universitätspersonal zu pflegen. Es liegt die Vermutung nahe, daß diese ungünstigen Verhältnisse weniger auf universitätspolitische Maßnahmen "auf höchster Ebene" zurückzuführen sind, sondern eher mit einer regionalen "Universitätskultur" zu tun haben, die uns leider weitgehend unbekannt ist.

4. Profile und Perspektiven für/von Externe/n LektorInnen und Freie/n WissenschaftlerInnen .

4.1. Einleitung

4.1.1. Fragestellungen, Begriffsklärung

Fragestellungen und Zielsetzung des gemeinsamen Projekts richten sich darauf, zentrale Aspekte und Potentiale "freier" wissenschaftlicher Arbeit in Österreich klarer faßbar zu machen.²⁰⁵ Im Mittelpunkt des folgenden Projektabschnitts steht der Versuch, die für die Arbeits- und Lebensbedingungen der untersuchten Gruppe relevanten Institutionen und organisationalen Felder in den Wissensvorräten und Strategien ihrer RepräsentantInnen zu untersuchen. Zu diesem Zweck wurden ExpertInnengespräche durchgeführt.

Die Ergebnisse der Auswertung dieser Gespräche sind ganz wesentlich im Zusammenhang mit den Ergebnissen der anderen Teile des Forschungsprojekts zu interpretieren, und zwar in Hinblick auf die dort ausgeführten theoretischen und institutionellen Voraussetzungen und Rahmenbedingungen, insbesondere die Bestimmung der relevanten Felder Universität, Forschungsförderung und Forschungsfinanzierung, Arbeitsmarkt und außeruniversitäre Forschung²⁰⁶ wie auch in Hinblick auf die empirischen Studien zu Profil bzw. Lebens- und Arbeitsverhältnissen Externer LektorInnen und Freier WissenschaftlerInnen.²⁰⁷

Sowohl die Auswahl der befragten ExpertInnen wie auch das Design der Leitfrageninterviews²⁰⁸ orientierten sich primär an dem Erkenntnisinteresse, vorhandene Wissensbestände und bildungspolitische Perspektiven zu dokumentieren, die die Ressourcen Externer LektorInnen und Freier WissenschaftlerInnen im Rahmen zukünftiger Wissenschaftspolitik gleichermaßen ermöglichen und nützen könnten. In der Rekonstruktion gegenseitiger Erwartungen oder Zuschreibungen bzw.

²⁰⁵ Vgl. Vorwort

²⁰⁶ Vgl. Kapitel 1.2.3.

²⁰⁷ Vgl. Kapitel 2 und 3

²⁰⁸ Siehe Kapitel 8.3.2.

wesentlicher Wechselwirkungen zwischen den organisatorischen Feldern wurden allerdings auch strukturelle Behinderungen untersucht, um notwendige Veränderungen und Maßnahmen zur Verbesserung der Situation von Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen aufzuzeigen.

“ExpertIn” ist ein relationaler Begriff, relational insbesondere gegenüber unserem Forschungsinteresse, da wir als ForscherInnen den ExpertInnenstatus unserer GesprächspartnerInnen einerseits mitkonstituierten und andererseits selbst den Status der ExpertIn für unsere GesprächspartnerInnen repräsentierten. Relational ist der Begriff auch gegenüber dem institutionellen Kontext, den die ExpertInnen jeweils repräsentieren und gegenüber jener Gruppe die den institutionellen ExpertInnen als unser Forschungsgegenstand scheinbar gegenüber steht: die Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen. Die letztgenannte Relation soll dahingehend präzisiert werden, daß Externe LektorInnen und Freie WissenschaftlerInnen auf Grund ihrer heterogenen und dynamischen Situierung im wissenschaftlichen Feld ebenfalls als ExpertInnen in den zu untersuchenden organisatorischen Feldern wahrzunehmen und daher als potentielle InterviewpartnerInnen zu berücksichtigen gewesen sind (So war etwa eine der befragten ExpertInnen aus dem Feld der Forschungsförderung bis vor kurzem selbst im Feld der außeruniversitären Forschung tätig, einer der befragten ExpertInnen aus dem Bereich Medien ist Wissenschaftsredakteur und gleichzeitig Externer Lektor und Freier Wissenschaftler).

Die Definition von ExpertInnen im Rahmen des Projekts fokussierte auf das dynamische Verhältnis von inhaltlichen, funktionalen und informellen Positionierungen im akademischen bzw. wissenschaftspolitischen Feld. Die Auswahl der InterviewpartnerInnen war daher durch folgende Kriterien bestimmt:

- a) Inhaltliche, fachliche Kompetenz (Publikations- und Lehrtätigkeit, die auf die Fragestellung des Forschungsprojekts bezogen ist)
- b) Engagement, Interesse (Öffentliche Stellungnahmen zum Thema des Forschungsprojekts als Indikatoren, Statusveränderung durch den Wechsel von extern nach intern und umgekehrt als interessensmotivierende Variable)
- c) Institutionelle Positionierung (Hierarchieebene, Funktion, Entscheidungskompetenz, Zugang zu Informationskanälen)
- d) Unser Vorwissen und Kenntnisse im Rahmen dieses Projekts

Es erschien uns für die Auswahl der ExpertInnen sinnvoll, die oben entwickelten Kriterien sowohl alternierend als auch kombiniert zu repräsentieren. Wir haben bei der Auswahl von VertreterInnen der

jeweiligen Felder auch darauf geachtet, die mögliche Bandbreite, die jedes Feld charakterisiert, insofern zu berücksichtigen, als die VertreterInnen nach Qualitäten unterschiedlicher Verschiedenheit (Hierarchieebene, wissenschaftspolitische Position, Wissen um die Problematik der Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen, Alter, Geschlecht etc.) ausgesucht worden sind.

4.1.2. Darstellung des Forschungsprozesses

4.1.2.1. Die organisatorischen Felder – Sample-Erstellung

4.1.2.1.1. Universität

Durch die organisationsrechtlichen Veränderungen (UOG '75 zu UOG '93, KHOG zu KUOG), die studienrechtlichen Veränderungen (von AhSTG zu UniStg) und die dienstrechtlichen Veränderungen befindet sich das Feld Universität organisationsstrukturell und -kulturell derzeit in einem heterogenen Zustand der Transformation. So sind während der Zeit dieser Forschungsarbeit die meisten Universitäten bereits gekippt, andere erst im Kippprozeß, und nur eine der sechs Universitäten der Künste wird mit Jänner 2000 kippen. Dieser Diversifikation – die nicht zuletzt verantwortlich für die veränderte/verschlechterte Situation der Externen ist – wurde in unserem Forschungszusammenhang insofern Rechnung getragen, als sich zunächst folgendes ExpertInnenspektrum eröffnete:

- MitarbeiterIn des Logistischen Zentrums der Universität Wien
- Akademische FunktionärInnen in UOG '75- und/oder UOG '93-Universitäten, die z.B. mit der Vergabe von Lehraufträgen beauftragt sind
- Akademische FunktionärInnen in hoher/höchster Hierarchieebene, deren Funktion auch in einer Außenrepräsentanz besteht
- Funktionäre/VertreterInnen von Interessensgruppierungen der Universitäten (z.B. BUKO, Proko, Universitätenkuratorium)
- Angehörige der jeweiligen Kurien
- Externe LektorInnen

Aus diesem Spektrum haben wir schließlich zwei RepräsentantInnen ausgewählt, auf die mehrere der oben angeführten Positionierungen zutreffen; die von uns gewählten ExpertInnen des universitären Feldes sind beide Angehörige der Professorenkurie und der für unsere Fragestellung besonders relevanten Fakultäten (Gewi/Gruwi). Sowohl Ulrike Felt wie auch Ekkehard Weber sind VertreterInnen des universitären Feldes, die sich in mehrfacher Weise interessiert und engagiert in Bezug auf die Problematik der Externen/Freien gezeigt haben und sie wurden auch aus diesem Grund als zu befragende ExpertInnen ausgewählt. Ulrike Felt war vor ihrer Berufung zur Universitätsprofessorin Mittelbauvertreterin im Akademischen Senat der Universität Wien. Sie ist jetzt Angehörige der ProfessorInnenkurie und war maßgeblich an der Einrichtung des Logistischen Zentrums an der Universität Wien beteiligt. Ekkehard Weber wurde auf Grund seiner universitätspolitischen Funktion schon einmal zu einer Podiumsdiskussion der "IG Externe LektorInnen und Freie WissenschaftlerInnen" eingeladen. Ulrike Felt ist zudem als Wissenschaftsforscherin auch eine in der Forschungsliteratur vielfach ausgewiesene Expertin für das Rahmenthema des hier durchgeführten Projekts.²⁰⁹ Die ausgewählten ExpertInnen repräsentieren schließlich in verschiedener Weise und auf mehreren Ebenen die aktuellen Diversifikationsprozesse der Universität:

Univ. Prof. Ulrike Felt (Wissenschaftsforschung), erst seit kurzem Angehörige der ProfessorInnenkurie, während des Streiks 1996 zentrale Rolle in der Streikpolitik des Mittelbaus, seit damals Kooperationen mit Externen LektorInnen. Als Vorsitzende der Senatsarbeitsgruppe zur Lehrveranstaltungs-Evaluation, aber auch als relativ junge Professorin, repräsentiert sie eine eher modernistisch/reformorientierte Dynamik des universitären Feldes.

o. Univ. Prof. Ekkehard Weber (Alte Geschichte), Senatsmitglied nach UOG '93 und Vorsitzender der Kommission für überfakultäre Lehre und Lehraufträge des Akademischen Senats, repräsentiert das "alte" akademische Gratifikationssystem und auch ein "altes" geisteswissenschaftliches Fach sowie jene Dynamiken innerhalb der Universität, die als eher traditionalistisch/beharrend zu bezeichnen sind.

4.1.2.1.2. Forschungsförderung

Strukturveränderungen in der Forschungslandschaft betreffen auch die Institutionen, die mit Forschungsförderung bzw. Finanzierung befaßt sind. Hier war grundsätzlich bezüglich Auftrags- und

²⁰⁹ Vgl. u. a.: FELT, Ulrike; Nowotny, Helga;Taschwer, Klaus: Wissenschaftsforschung. Eine Einführung, Frankfurt am Main 1995.

Antragsforschung zwischen den Institutionen zu unterscheiden, weil dadurch die Forschungsmöglichkeiten und damit das Profil der Freien WissenschaftlerInnen wesentlich mitbestimmt sind. Zunehmend, aber noch unzureichend, wirken sich die Verschiebungen zwischen universitärem und außeruniversitärem Forschungsfeld vor allem auf die Finanzierungs- und Vergaberichtlinien aus, wie zum Beispiel die (eingeschränkte) Möglichkeit der Selbstantragstellung beim FWF zeigt. Der Beitritt zur Europäischen Union hat hier vor allem hinsichtlich der Auftragsforschung und den damit verbundenen Ausschreibungsbedingungen langsam aber doch zu Veränderungen geführt.

Ein weiterer Aspekt dieser Institutionen ist die verstärkte Vergabe von mehrjährigen Stipendien (z.B. APART), die sich jedoch im Wesentlichen an universitär normierten Qualifikationsabschlüssen orientieren (Doktorat, Post-Doc, Habil-Stipendium usw.), jedoch weitgehend ohne (Ausnahme sind hier die neu geschaffenen Hertha-Firnberg-Stellen) universitäre Anbindung konstituiert sind.

o. Univ. Prof. Arnold Schmidt (Physik) Präsident des Fonds zur Förderung Wissenschaftlicher Forschung wurde als ein auf der höchsten Hierarchieebene positionierter Experte in dem Feld der Forschungsförderung ausgewählt, der eine für die Arbeitsverhältnisse von Freien WissenschaftlerInnen zentrale Institution vertritt.

Dr. Ilse König (Soziologin) ist Leiterin des Bereichs Gesellschaftswissenschaften in der Abteilung Wissenschaftliche Forschung und Internationale Angelegenheiten des Bundesministeriums für Wissenschaft und Verkehr. Ihre Wahl ist begründet in der Relevanz der Sozial-/Geistes-/Kulturwissenschaften für die Frage der Externen und Freien WissenschaftlerInnen, sowie in dem zwischen "Innen" und "Außen" migrierenden Karrieremuster von Ilse König, das spezifische Wissensvorräte aber auch ein ausgeprägteres Interesse für die Frage der Externität vermuten ließ.

4.1.2.1.3. Außeruniversitäre Forschung

Da der Bereich der außeruniversitären Forschung einerseits durch andere ExpertInneninterviews (etwa mit Ilse König) mitabgedeckt war und andererseits durch die lebensgeschichtlichen Interviews mit Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen repräsentiert ist²¹⁰ haben wir uns

²¹⁰ Vgl. Kapitel 2

entschlossen, lediglich ein Interview mit einem Experten für das Feld der außeruniversitären Forschung zu führen.²¹¹

Dabei schien uns sinnvoll, den damaligen Generalsekretär des 1992 gegründeten Forum Sozialforschung (FSF) **Dr. Frank Hartmann** (Philosoph und Wissenschaftsforscher) zu interviewen, der sowohl den Zusammenschluß größerer und kleinerer außeruniversitärer Forschungsinstitute wie auch die Position des Externen Lektors vertritt. Das FSF war eine für die österreichische Forschungsszene neue Initiative der Vernetzung und Kooperation von außeruniversitären Instituten – weniger allerdings von EinzelforscherInnen –, die sowohl die Verbesserung von Arbeitsbedingungen wie auch die Stärkung des Profils außeruniversitärer Forschung intendierte und zumindest die letztere auch erreichte.²¹²

4.1.2.1.4. Arbeitsmarkt, Sozial- und Steuerrecht

Dieses Feld ist vor allem durch die steuer- und arbeitsrechtlichen Veränderungen der letzten Jahre zentral. Unter dem Schlagwort “Neue Selbständige” finden sich Freie WissenschaftlerInnen in einem sozial-, steuer- wie arbeitsrechtlichen Bereich, der die traditionellen Zuweisungen in der Arbeitswelt – hier Arbeitgeber/Dienstgeber, da Arbeitnehmer/Dienstnehmer – vordergründig aufhebt.

Diese Aufhebung drückt sich nicht zuletzt durch die fehlenden Zuständigkeiten von traditionellen am Arbeitsverhältnis orientierten Interessensvertretungen aus. Die wechselnden Situationen zwischen selbständiger und unselbständiger Erwerbstätigkeit der Freien WissenschaftlerInnen und Externen erhöhen auch die Schwierigkeiten der Vermittlung auf dem Arbeitsmarkt, die wesentlich an das Arbeitsmarktservice gebunden ist.

Als ExpertIn für den Bereich der steuerrechtlichen Rahmenbedingungen, Veränderungen und Perspektiven für Externe LektorInnen und Freie WissenschaftlerInnen haben wir eine Steuerberaterin ausgewählt, die im Bereich Wissenschaft, Kunst und Kultur einen großen KlientInnenkreis betreut und für eine feministische Positionierung bekannt ist.

Mag. Josephine M. Amschl (Betriebswirtschaft/Volkswirtschaft), Steuerexpertin und Unternehmensberaterin einer Wirtschaftstreuhandgesellschaft in Wien.

Dr. Gertrude Aumüller (Historikerin) ist seit 1988 Leiterin des Arbeitsmarkt-services für AkademikerInnen und einerseits in vielfältiger Weise mit den diversifizierten Beschäftigungssituationen von Freien WissenschaftlerInnen und Externen LektorInnen konfrontiert, andererseits mit beschäftigungslosen AbsolventInnen von Universitäten.

²¹¹ Die Tatsache, daß keine feministisch orientierte Expertin aus dem externen/freien Bereich befragt wurde, mag zu spezifischen Leerstellen in den Interviews führen. Die Position der feministischen Forschung im Feld der externen Lehre/freien Forschung ist im Gesamtkonzept des Forschungsprojekts zentral repräsentiert.

²¹²Vgl. dazu die Publikationen in der Schriftenreihe des Forum für Sozialforschung

4.1.2.1.5. Mediale Öffentlichkeit – Wissenschaftspolitik

Neben den Interviews mit ExpertInnen aus den vier organisatorischen Feldern war in der ersten Projektphase geplant, vier weitere ExpertInnen zu befragen, die die gesellschaftspolitisch relevanten Bereiche Medien und Politik repräsentieren.

Die geplanten Interviews mit Politikerinnen erschienen uns aus mehreren Gründen nicht zielführend. Im Frühjahr 1999 zeichnete sich bereits ab, daß ein Teil der WissenschaftssprecherInnen der Parteien nach den Nationalratswahlen nicht mehr im Nationalrat vertreten sein würden. Nach den Nationalratswahlen war durch die langen und unklaren Regierungsverhandlungen nicht klar, welche Position die jeweiligen WissenschaftssprecherInnen in Zukunft einnehmen würden, da nicht absehbar war, welche Parteien die Regierung stellen würden.

Daher soll eine öffentliche Podiumsdiskussion bei der Präsentation der Projektergebnisse zum Anlass genommen werden, die zuständigen WissenschaftssprecherInnen der Parteien mit unseren Forschungsergebnissen bzw. Forderungen zu konfrontieren.

ExpertInnen, die die mediale Öffentlichkeit repräsentieren, waren für uns als InterviewpartnerInnen in doppeltem Sinne von Bedeutung: einerseits hinsichtlich ihrer Aufgabe der Informations/Meinungsvermittlung, also des Transfers, und andererseits als Arbeitsfeld von Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen. Mit zwei Medien–Vertretern wurden Interviews geführt.

Mag. Klaus Taschwer (Philosoph und Wissenschaftstheoretiker) ist Wissenschafts-Redakteur der Wochenzeitschrift "Der Falter" und Chefredakteur des Wissenschaftsmagazins "Heureka".

Christian Müller ist Ressortleiter für Kultur, Wissenschaft und Bildung der "Austria Presse Agentur".

4.1.2.2. Das ExpertInneninterview

4.1.2.2.1. Qualitative Methode: das teilstandardisierte Interview

Die Kategorisierung als ExpertInneninterview verweist auf die ExpertInnen der verschiedenen Felder, wobei bereits oben die Relationalität des ExpertInnenstatus erörtert wurde. Methodischer Ausgangspunkt war die Durchführung teilstandardisierter Interviews bzw. Leitfadenterviews, wie vielfach in der Literatur bezeichnet.²¹³ Das teilstandardisierte Interview mittels eines Leitfadens ist jene qualitative Methode, die einerseits dem thematisch begrenzten, spezifizierten Interesse der Forschenden an den ExpertInnen gerecht wird. Andererseits verhindert die in die Entwicklung des Leitfadens eingehende Arbeit, daß die InterviewerInnen als inkompetente Gesprächspartnerinnen wahrgenommen werden.

²¹³ Vgl. FLICK, Uwe (Hg.): Handbuch qualitative Sozialforschung, München 1991, S. 177f.

Wir haben uns in der Bandbreite der methodischen Möglichkeiten im teilstandardisierten Interview für einen Gesprächstermin pro ExpertIn, der maximal zwei Stunden dauern sollte, für drei Themenbereiche und eine möglichst gleich bleibende Frageformulierung innerhalb der Themenfelder entschieden. In gewissem Sinne zeigten sowohl die Frageformulierungen wie auch der Verlauf der Interviews durchaus Elemente des diskursiven Interviews. Als diskursives Interview ist jenes zu bezeichnen, in dem die Befragten primär als TheoretikerInnen und ExpertInnen ihrer selbst, ihrer Geschichte, ihres Status und ihrer Eigenheiten angesprochen werden und die in gewissem Sinne eine kommunikative Deutungsmöglichkeit eröffnen. Diese Gesprächsform steht neben anderen auch in der Tradition der Aktionsforschung, wie wohl hier das weitere Element des diskursiven Interviews, nämlich die Überprüfung der Deutungen in einem neuerlichen Gespräch oder schriftlich, nicht vorgenommen wurde.

Es sei an dieser Stelle angemerkt, daß die Durchführung von diskursiven Interviews im Rahmen eines Aktionsforschungssetting sicherlicheine sinnvolle Maßnahme wäre um die Situation der Freien WissenschaftlerInnen und Externen in breiterem Maße, vor allem im Bereich der universitären FunktionsträgerInnen, bewußt zu machen.

4.1.2.2.2. Leitfaden

Der von uns erarbeitete Interviewleitfaden gliedert sich in drei Themenbereiche zu je fünf Fragen²¹⁴:

1. Bild und Wissen von Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen
2. Bildungs- und wissenschaftspolitische Diagnosen und Perspektiven
3. Möglichkeiten und Behinderungen einer zukünftigen Wissenschaftspolitik, die die Ressourcen Externer Lehrender und Freier WissenschaftlerInnen ermöglicht und nützt

In den Interviews wurde den Fragen des Leitfadens gefolgt. Dort, wo die Interviewten eine in der Folge zu stellende Frage bereits vorher beantwortet haben, wurde die Frage noch einmal wiederholt. Die Interviews wurden alle auf Audio-Kassetten aufgenommen.

Der Verlauf der Interviews war sehr stark von unserem Status und Habitus als Expertinnen geprägt, was Folgendes bewirkte: Speziell in den Gesprächen mit jenen ExpertInnen, die auf einer hohen Hierarchieebene situiert und mit relativ viel Entscheidungskompetenz ausgestattet sind, ergaben sich aus der Interviewsituation heraus Fragen der Interviewten an uns als interviewende Expertinnen, die den Interviews Aktionsforschungscharakter verliehen. Dadurch ergab sich die Möglichkeit, unser Wissen und unsere Interpretation und Analyse zur Diskussion und Disposition zu stellen, was sich nicht zuletzt darin ausdrückte, daß InterviewpartnerInnen während des Interviews Vorschläge

²¹⁴Siehe Kapitel 8.3.2.

unsererseits bereitwillig notierten. Andererseits war dort, wo es auf Seiten der ExpertInnen ein ausgeprägtes inhaltliches Wissen gab, auch das Problem der vorschnellen Konsensbildung mit jenen ExpertInnen gegeben, die sich manchmal vermeintlich mit den Interviewerinnen einig wähnten, oder auch umgekehrt, was an manchen Stellen zu einer Verkürzung der gegebenen Antworten geführt haben mag.

4.1.2.2.3. Transkription

Die Interviews wurden transkribiert. Es wurde auf ein detailliertes Notationssystem, wie bei narrativen Interviews angewendet, verzichtet. Ausgehend von den Forschungsfragen wurde auch keine Volltranskription vorgenommen, sondern Teile paraphrasiert. Grundlage für die Auswertung war die Erfassung der Interviews in Paraphrasen. Diese geben wieder, was die Interviewten insgesamt zu dem je spezifischen Thema äußerten und haben protokollarischen Charakter. Die Textpassagen wurden redaktionell bearbeitet.

4.1.2.2.4. Auswertung

Die Auswertung der Interviews bzw. der Transkripte orientierte sich an thematischen Einheiten, die nicht notwendigerweise in einer Sequenz zu finden sind, sondern zum Teil als inhaltlich verstreute Passagen, die durchaus über den Text verteilt sein können. Die Äußerungen der ExpertInnen wurden "von Anfang an im Kontext ihrer institutionell-organisatorischen Handlungsbedingungen verortet, sie erhalten von hierher ihre Bedeutung und nicht von daher, an welcher Stelle des Interviews sie fallen."²¹⁵ Die Vergleichbarkeit der jeweiligen thematischen Einheiten ist einerseits durch den institutionell-organisatorischen Kontext der ExpertInnen und andererseits durch das teilstandardisierte Leitfadenterview gewährleistet. Die dem Leitfaden inhärente thematische Struktur war bei der Auswertung der Interviews maßgebend. Ziel der Auswertung war also im wesentlichen die Gewinnung empirischen Wissens über vorhandene Wissensbestände und bildungspolitische Perspektiven und keineswegs die theoretische Erklärung und Generalisierung. Die ExpertInnen haben jeweils Repräsentationscharakter für eine Gruppe, sie werden nicht als Einzelfall in die Interpretation einbezogen.

4.1.2.2.5. "off records" oder "Das schreiben Sie dann bitte nicht!"

Eine Problematik des ExpertInneninterviews ist jene der Darstellung von Offiziell und Inoffiziell. Ausgehend von den von uns geführten Interviews wird deutlich, daß durch die Trennung von im Interview "privat" Gesagtem hin zu "offiziell" Gesagtem viele interpretations- und damit politikrelevante Aussagen verloren gehen. Immer wieder werden in ExpertInneninterviews die Rollen zwischen

²¹⁵ MEUSER, Michael; Nagel, Ulrike: ExpertInneninterviews – vielfach erprobt, wenig bedacht. Ein Beitrag zur qualitativen Methodendiskussion. In : Garz, Detlef; Kraimer, Klaus (Hg.): Qualitativ-empirische Sozialforschung. Konzepte, Methoden Analysen, Opladen 1991, S. 55f.

ExpertIn/FunktionsträgerIn undso genanntem "Privatmensch" gewechselt, zwischen formellen und informellen Sprechhaltungen. Die im Interview geäußerten Positionen zu verschiedenen Themenfeldern differieren zwischen diesen beiden eingenommen Rollen. Einleitungen wie "Das ist aber jetzt meine Privatmeinung" oder "Das sage ich Ihnen jetzt nicht in meiner Funktion sondern als Herr/Frau X (...)" oder "(...) außer Protokoll" markieren unterschiedliche Meinungen. Diese Problematik, die generell in ExpertInneninterviews auftritt, erwies sich in den von uns gewählten Feldern Universität und Forschungsfinanzierung als besondere Schwierigkeit in der Auswertung der Interviews. Teile der Interviews waren also von Beginn an für die Auswertung des Textes als Quelle nicht nützlich. Die inhaltlichen Unterschiede, die zwischen dem persönlichen und dem funktionalen Sprechen liegen, beziehen sich auf folgende Themenbereiche: Qualifikationsstufen, Abschaffung der Habilitation, der Nachwuchsbezug und die Frage nach "Bedarf" von WissenschaftlerInnen im universitären oder außeruniversitären Feld, also alle jene Themenfelder die entscheidend für eine weitere wissenschaftliche Karriere sind.

Die Meinungskluft und der Rollenwechsel zwischen öffentlicher und privater Position zeigt jedoch die notwendige Berücksichtigung dieses Umstandes bei der Umsetzung wissenschaftspolitischer Maßnahmen. So werden etwa wissenschaftstrukturelle Maßnahmen aus der öffentlich-funktionalen Rolle heraus abgelehnt und aus der privat-funktionalen Rolle durchaus befürwortet.

4.2. Das Bild und das Wissen von Externen Lektorinnen und Freien Wissenschaftlerinnen

“Das ist eine Gruppe von ambitionierten, ehrgeizigen, wissenschaftlich interessierten und engagierten Leuten, denen der traditionelle Karriereweg versperrt ist. Der traditionelle Karriereweg bedeutet, daß mit wissenschaftlicher Tätigkeit auch eine universitäre Anstellung verbunden ist. Wir wissen, warum das so ist, die Kapazitäten sind ungleich verteilt, viele Studierende und nicht entsprechend gewachsene Zahlen auf Seiten der Lehrenden. Hier habe ich das Gefühl, daß die Externen so eine Art Lückenbüßer sind, die zwar den Betrieb aufrechterhalten, dafür aber keine Gratifikationen bekommen, keine Entfaltungsmöglichkeit in ihrer persönlichen Karriere haben, und in Wirklichkeit wissen wir alle ganz genau, daß wir wahrscheinlich am Markt selbst weniger Chancen haben, unser Engagement und Interesse auszuleben und hoffen insgeheim doch noch einer oder eine von denen zu sein, die es noch schaffen, einen Uni-Job.” (Gesprächszitat: Hartmann)

“Ja, es gibt einerseits diese ‘freien Wissenschaftler’ – free floating – ohne fixe Anstellung an einer Universität oder Forschungsinstitut. Sie haben Lehraufträge, gelegentlich über einen längeren Zeitraum hinweg. Es herrscht aber auch ein starkes Kommen und Gehen. Darüber hinaus gibt es aber auch noch eine große Anzahl von Vereinen, viele von ihnen nennen sich Institute, die irgendjemand organisatorisch Geschickter auf die Beine gestellt hat. Sie verfügen über Räume und auch Infrastruktur in gewissem Ausmaß und sie versuchen Forschungsaufträge von woher auch immer zu bekommen. Ich kenne das vor allem aus dem Bereich der Nationalökonomie. Aber es gibt natürlich auch anderen Gebiete, auf die das zutrifft. Diese Leute melden sich auch sehr häufig zu Wort und drängen auf Änderung. Wir sind durchaus willens etwas zu ändern, wenn wir dazu in die Lage versetzt werden” (Gesprächszitat: Schmidt)

“Ja, das Problem ist, dass man sie stärker faßbar machen müßte als Gruppe von Lehrenden und Forschenden; ich glaube, sie werden als solche überhaupt nicht erkannt und wahrgenommen. Ich meine, es ist eine Leistung, die man einbinden sollte – ich weiß nicht wie realistisch es ist, wenn jemand sagt er hat 80 Prozent Außenleistung (in der Lehre), da jetzt wirklich eine Einbindung zu betreiben; weil ich mir nicht vorstellen kann – etwa am kommunikationswissenschaftlichen Institut bei uns –, daß ich diese 80 Prozent Außenleistung vollkommen einbinden kann – das würde den Rahmen sprengen. Aber es ist auch die Frage, daß im Grunde genommen verschiedene Formen von Lektoraten entstanden sind und diese Differenzierung nicht wirklich nachvollzogen worden ist. Es gibt Leute, die im Beruf stehen, diesen Beruf auch nicht verlassen wollen. Aber was sie wollen, ist auch die Verbindung zur Universität aufrechterhalten und das, was sie tun in die Lehre einbringen bzw. die Universität will das, was sie tun in die Lehre einbringen. Es gibt diese beiden Interessenslagen okay, das ist eine Gruppe von Personen. Die sind weder selbst wahnsinnig darauf aus, als Forscher wahrgenommen zu werden in dieser Universität, die haben ihr Linküber die Lehre und sehen das auch gar nicht darüber hinaus. Und es gibt aber auch diese ganze andere Gruppe von Leuten, die im Grunde genommen Forscher sind und das Lektorat ist ihre Form der Anbindung an die Institution, und ihre Form der Möglichkeit, das, was sie forschen, vermitteln zu können und ihre Form sich eine bestimmte Art von Legitimität zu verschaffen. Ich glaube, darum geht es ganz deutlich auch: Ein Lehrauftrag an einer guten Universität ist eine Form der Legitimierung für meine Forschungsarbeit, hilft mir dabei, Forschungsmittel zu kriegen; also da geht es um Synergieeffekte. Ich glaube, man müßte einmal diese beiden Gruppen auseinanderklauben.” (Gesprächszitat: Felt)

“(…) die Externen sind sozusagen am Ende der Hackreihe, oder am Ende der Kette, und bleiben daher als erste über. Die nicht-beamteten Dozenten haben, obwohl mir die Sache ja auch nicht gefällt, wie ich schon einmal gesagt habe, zumindest die Möglichkeit, Lehre “um Gottes Lohn” anzubieten. Die Externen Lektorinnen und Lektoren können nicht einmal das. Ein zweiter Problembereich in diesem Zusammenhang, mit dem wir in fakultären Gremien vor einiger Zeit konfrontiert worden sind, war die Frage der sogenannten “Existenzlektoren” – Kolleginnen und Kollegen ohne eine Anstellung, die nur von ihrer Lehrtätigkeit an der Universität gelebt haben. Das Schagwort wird ja noch vertraut sein. Bekanntlich hat man irgendwie versucht, das in den Griff zu kriegen, durch Bestellung als L1-Lehrer und Ähnliches.”(Gesprächszitat: Weber)

“(…) wir sind in dem Moment [damit gemeint sind Externe LektorInnen und Freie WissenschaftlerInnen] konfrontiert, wenn sie sich bei uns arbeitslos melden und ihren Anspruch auf Arbeitslosengeld geltend machen, wobei es dann auch immer ein bißchen schwierig ist von Seite der Vermittlung, weil wir bekommen kaum die Lektorenstellen herein, die werden ja an den Universitäten ausgeschrieben und unter den Insidern vergeben. (...) Man macht da ein bisschen was, macht ein Projekt, man hat einen Lehrauftrag, macht ein Projekt noch dazu und gibt vielleicht noch Nachhilfe, um hier soviel verdienen zu können, um existieren zu können.”(Gesprächszitat: Aumüller)

“(…) daß es offensichtlich eine Gruppe an den Universitäten gibt, die in relativ irregulären Verhältnissen steht, also nicht klassischen Dienstverhältnissen, wie man es halt gewohnt ist von einem Gros der Universitätsangehörigen, und da offensichtlich große Probleme vor allem dann entstehen, wenn Einsparungen erzielt werden müssen”. (Gesprächszitat: Müller)

4.2.1. Einflussfaktoren

Der Bewußtseinsstand, das spezifische Wissen und das Bild von Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen ist – diese Forschungshypothese hat sich bestätigt – ganz wesentlich von dem jeweiligen Feld, dem die befragten ExpertInnen angehören und von ihrer Positioniertheit in dem Feld geprägt. Der Wissensstand über die Situation und die vielschichtige Problematik der Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen scheint tendenziell dort am geringsten zu sein, wo die Macht- und Entscheidungskompetenz der befragten ExpertInnen innerhalb des jeweiligen Feldes am höchsten ist. Als paradigmatisch dafür möchten wir einleitend die Antwort von Arnold Schmidt, dem Präsidenten des Fonds zur Förderung wissenschaftlicher Forschung, auf unsere Frage nach der Definition der Externen LektorInnen bzw. Freien WissenschaftlerInnen zitieren:

“I: Wie ist diese Gruppe aus Ihrer Sicht soziologisch und institutionell definiert? Oder auch: Was ist Ihr Bild von den Externen und Freien?

IP: Da muss ich leider passen. Ich kann Ihnen leider wenig dazu sagen, was über das bisher gesagte hinaus geht.”(Gesprächszitat: Schmidt)

Das Wissen der ExpertInnen erscheint umso differenzierter, je enger deren Positioniertheit in der Wissenschaftslandschaft an aktuelle oder vergangene Erfahrungen mit den Arbeitsverhältnissen als Extern/Freie gebunden war oder ist. Dies ist klarerweise bei den befragten VertreterInnen aus dem Feld der außeruniversitären Forschung in stärkstem Ausmaß der Fall. Aber auch das Wissen und die Wahrnehmung von Externen und Freien durch die Funktionsträger aus dem Feld der Forschungsförderung und aus dem universitären Feld scheint massiv mit dem Vorhandensein/Nicht-Vorhandensein persönlicher Erfahrungen mit dem *Status der Externität* bzw. mit nicht-linearen Karriereverläufen zu korrespondieren.

Der Wissensstand der ExpertInnen ist auch entscheidend durch die *Aktivitäten von Interessenvertretungen* geprägt. Die Wahrnehmung der Problematik der Externen/Freien durch die ExpertInnen des universitären Feldes hat offensichtlich durch die Arbeit der "IG Externe LektorInnen und Freie WissenschaftlerInnen" während der letzten Jahre stark zugenommen. Das Wissen der ExpertInnen aus dem Feld der Forschungsförderung hingegen scheint in erster Linie durch Interventionen des "Forum für Sozialforschung" intensiviert worden zu sein. Dies wird bei den befragten ExpertInnen entweder implizit oder explizit angesprochen. Die Wahrnehmung von und das Wissen um Externen LektorInnen, die gleichzeitig ProjektnehmerInnen sind, aber nicht in außeruniversitären Forschungs-instituten arbeiten, stellt sich bei den befragten ExpertInnen aus dem Feld der Forschungsförderung als eher gering dar.

Die *disziplinäre Verortung* der befragten ExpertInnen erwies sich ebenfalls als entscheidender Einflußfaktor für die Wahrnehmung und den Wissensstand über die Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen. Sowohl die Sozialisation innerhalb einer spezifischen Fachdisziplin als auch der gesellschaftliche Status, der der jeweiligen Fachdisziplin zukommt, bestimmen das Selbstverständnis, die Werthaltungen und Orientierungen vor allem aber auch die bildungs- und wissenschaftspolitischen Diagnosen der befragten ExpertInnen in einem signifikanten Ausmaß mit.

Das Bild und der Wissensstand von den Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen hat eine *historische Dimension*, die eng mit den strukturellen Veränderungen, aber auch Beharrungskräften der jeweiligen Felder verbunden ist: Wesentlich sind in diesem Zusammenhang die dienst- und besoldungsrechtlichen, die organisations- und studienrechtlichen Veränderungen der letzten Jahre.²¹⁶ Signifikanter Einschnitt in der Wahrnehmung der Problematik durch die ExpertInnen

²¹⁶ Vgl. Kapitel 1.1.3.

war die Veränderung rund um das "Sparpaket" 1996. Auf die Einstiegsfrage, wann und in welchem Zusammenhang die Problematik der Externen/Freien bewußt wurde, antwortete etwa der APA-Wissenschaftsredakteur Christian Müller: "Im Zuge der Demonstrationen 1996, der Sparpaketdiskussion, da wurde mir das erstmals ein Begriff."Für die Leiterin des Arbeitsmarktservices werden Externe und Freie dann wahrnehmbar wenn sie "Kunden" werden.

4.2.2. (Selbst)Bezeichnungen: Heterogenität und Polyvalenz

Was wissen die FunktionsträgerInnen der vier untersuchten Felder von Externen LektorInnen bzw. Freien WissenschaftlerInnen? Woher kommt dieses Wissen oder auch Nichtwissen? Welche Projektionen, Vorstellungen, Vorurteile gibt es zu deren Funktion/Bedeutung im wissenschaftlichen Feld? Hat das in den Institutionen vorherrschende Bild von den Externen/Freien WissenschaftlerInnen ein Geschlecht, ist es entlang ständischer oder klassenspezifischer Merkmale definiert?

Die an die ExpertInnen herangetragenen Fragen zu Wissensvorräten, Wahrnehmung und Bild von den Externen/Freien zielen nicht so sehr auf die Konstruktion eines stabilen Profils der Externen/Freien, das den aktuellen gesellschaftlichen Transformationsprozessen und einer sich dramatisch verändernden Wissenschafts- und Forschungslandschaft entgegensetzen wäre. Es geht vielmehr um die Rekonstruktion politischer und symbolischer Bestimmungselemente und dominanter Wahrnehmungsformen bzw. Wahrnehmungsdefizite der verschiedenen organisatorischen Felder, die für die Existenzwirklichkeiten von Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen relevant sein könnten. Dem Spannungsverhältnis von Außensichten und Selbstbildern, das sowohl in den ExpertInneninterviews als auch in deren Konfrontation mit den qualitativen und quantitativen Untersuchungen zu den Externen und Freien lesbar wird²¹⁷, kommt dabei besondere Bedeutung zu.

Die Frage der Bezeichnung ist zentral mit jener nach der "Identität" und nach dem "Profil" des im Entstehen begriffenen kollektiven Subjekts verknüpft.²¹⁸ Zur Definition der soziologisch relevanten und signifikanten Menge der LektorInnen haben wir uns einleitend kritisch mit dem Begriff des "Existenzlektors"²¹⁹ auseinandergesetzt, der nicht zuletzt durch eine spezifische Interessenspolitik des

²¹⁷ Vgl. Kapitel 2 und 3

²¹⁸ Vgl. Kapitel 1.2.1.

²¹⁹ Vgl. Kapitel 1.1.3.

“Lektorenverbandes” zum inadäquaten Synonym für die Problematik von an Universitäten lehrenden WissenschaftlerInnen geworden ist und vereinzelt auch von den befragten ExpertInnen verwendet worden ist. Zur Problematisierung des Begriffs der “Freien” andererseits ist in diesem Zusammenhang auch auf die Abgrenzung des “Forums Sozialforschung” (interessenspolitische Vertretung der vorwiegend in außeruniversitären Instituten arbeitenden WissenschaftlerInnen) von dem ursprünglich gewählten Arbeitstitel “Interessengemeinschaft Freie Forschung” zu verweisen. Die strukturelle (Un-)Situiertheit und die nomadische Existenz als zentrale Bestimmungselemente klingen in der Bezeichnung “Freie” ebenso an wie in der Bezeichnung “Externe”.²²⁰

Externität erweist sich als polyvalent sowohl in Hinblick auf die verschiedenen Gruppen von Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen als auch in Hinblick auf deren Verhältnis zu den organisationalen Feldern. Externität konstituiert sich von Externen LektorInnen gegenüber der Universität und den großen Forschungsförderinstitutionen, von Freien WissenschaftlerInnen gegenüber der Universität und den großen Forschungsförderinstitutionen sowie gegenüber den großen Forschungsinstituten, von kleineren, “kooperativen” Instituten gegenüber den großen Forschungsinstituten, den Forschungs-förderinstitutionen und der Universität und so fort.²²¹ Diese verschiedenen Positioniertheiten und Positionierungen sind dynamisch, sie können sich für die einzelnen Subjekte sowohl zeitlich verändern als auch in ein und derselben Person gleichzeitig mehrfach repräsentiert sein.

Die Polyvalenz von Externität ist Produkt einer Wissenschaftslandschaft, die durch den Druck der Liberalisierung etablierte Institutionen vermehrt auf die Absicherung ihres Status bedacht nehmen lässt, um ihre Positionen gegenüber den “nachdrängenden” Organisationen massiver durchzusetzen. Daher ist Externität, etwa in Bezug auf Fördergelder, verbunden mit Konkurrenzen, die entlang disziplinärer und institutioneller Machtfelder verlaufen, aber insofern “unecht” sind, als völlig verschiedene Voraussetzungen bestehen.²²² Das Strukturmerkmal der Polyvalenz erscheint in den Aussagen der ExpertInnen in Hinblick auf den Bewußtseinsstand und das Bild von dieser Gruppe als ein Bewußtsein von deren Heterogenität.

In den vielfältigen und uneinheitlichen Bezeichnungsformen für die nachgefragte Gruppe, die von den ExpertInnen gewählt worden sind, wird diese Heterogenität auf der Ebene der Sprache noch einmal

²²⁰ Vgl. HOCHGERNER, Josef im Interview mit Frank Hartmann. In: Positionierung der außer-universitären Sozialforschung, Wien 1999, S. 9 (im folgenden Positionierung)

²²¹ Vgl. MARSCHIK, Matthias: Über das Leben und Forschen in Nischen. In: Positionierung, S. 31

²²² Ebd. S. 36

manifest. Heterogene aber auch prekäre Arbeitsverhältnisse sind in den gewählten Bezeichnungsformen ebenso impliziert wie eine generelle definitorische Unsicherheit in Hinblick auf die zu bezeichnende Gruppe. Der von Trendforschern kreierte Begriff des "Patchwork-Jobbers", der erst unlängst von Manfred Russo zur Bezeichnung von außeruniversitären Sozialforschern verwendet wurde²²³, wird weder von den Externen/Freien selbst, noch von den RepräsentantInnen der anderen organisatorischen Felder verwendet.

(Selbst)Bezeichnungen der ExpertInnen:

- "akademisches Subproletariat"
- "Hybridexistenz"
- "freischwebende Intellektuelle"
- "prekäre Existenzen"
- "angestellte Freiberufliche"
- "freie Umherschwebende"
- "neue Selbstständige"
- "freie Wissenschaftler, free floating"
- "privatrechtlich organisierte Gruppen"
- "Existenzlektoren"
- "Selbstantragsteller"
- "Gruppe in relativ irregulären Verhältnissen"
- "Freie"
- "Externe"

4.2.3. Informations- und Wahrnehmungsdefizite: Segmentierung des Wissens

Das Wissen um die Heterogenität der gesamten Gruppe verbindet sich aus der Innenperspektive des universitären Feldes und des Feldes der Forschungsförderung mit einer Tendenz zur *Legitimierung des Nichtwissens* um die konkreten, heterogenen Qualitäten des institutionellen oder sozialrechtlichen Status von Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen. Diese Form des *nicht gesättigten Bewußtseins von der Heterogenität* der nachgefragten Gruppe scheint auch die in den Interviews

²²³ RUSSO, Manfred: Der Sozialforscher – Patchwork-Jobber der Wissenschaft. In: Positionierung der außeruniversitären Sozialforschung, Wien1999, S. 61–67

dokumentierte Tendenz zur Segmentierung der Wahrnehmung und des Wissens der ExpertInnen zu unterstützen. Diese verläuft nicht nur entlang individueller, karrierespezifischer Erfahrungen/ Erfahrungslosigkeit der ExpertInnen mit spezifischen Positionen von Externität, sondern auch entlang der die Segmentierung weiter affirmierenden Zuständigkeits-/ Funktionsbereichsaufteilungen der jeweiligen Institutionen.

- Die für Forschungsförderung zuständige Beamtin im Wissenschaftsministerium etwa, die selbst aus dem Berufsfeld der außeruniversitären Forschung in das Ministerium gewechselt ist, nimmt die Gruppe der Externen und Freien in erster Linie als eine Gruppe wahr, die in außeruniversitären Forschungsinstituten und in relativer Entfernung vom universitären Feld arbeitet, nicht so sehr aber als eine Gruppe von Freien WissenschaftlerInnen, die sowohl über Lehraufträge als auch über Forschungsprojekte enger mit der Universität assoziiert sind.

- Der seit Jahrzehnten im Rahmen eines traditionellen universitären Karriereverlaufs sozialisierte Universitätsprofessor nimmt die Externen LektorInnen in allererster Linie als Inputfaktor für die Universitäten in der Lehre, erst in zweiter Linie als forschende ProjektmitarbeiterInnen und nahezu überhaupt nicht als MitarbeiterInnen außeruniversitärer Forschungsinstitute wahr.

- Die Leiterin des Arbeitsmarktservices für AkademikerInnen nimmt die Externen und Freien als Kunden wahr, wenn diese arbeitslos und arbeitssuchend beziehungsweise auf dem Arbeitsmarkt nicht vermittelbar sind oder ihre längerfristige Integration in den Arbeitsmarkt unterstützt werden soll.

- Der Ressortleiter der APA, bei dem der Begriff der Externen zwar aus der Zeit des Sparpakets haften geblieben ist, nimmt die gesamte Problematik der Externen/Freien bereits damals nur als Marginalie zu den Transformationen in der Wissenschaftslandschaft wahr.

Die Segmentierung des Wissens der ExpertInnen bezieht sich nicht allein darauf, welche Gruppen der Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen primär wahrgenommen werden, sondern auch darauf, welche wissenschaftlichen, institutionellen und sozialen Attribute dieser Gruppe "zugeschrieben" bzw. von ihr "wahrgenommen" werden.

Dabei ergab sich in den ExpertInnengesprächen, daß aus der Innenperspektive der institutionalisierten Forschungsförderung/Finanzierung und aus jener der Universität soziale Existenzbedingungen oder arbeitsrechtliche Parameter zur Bestimmung der nachgefragten Gruppe nahezu nicht thematisiert wurden. Aus dieser institutionellen Innenperspektive, so ist überspitzt festzustellen, haben die Externen LektorInnen kein Problem der "Existenz".

Umgekehrt wird aus der Perspektive des Arbeitsmarktservices die Gruppe der Externen und Freien nur dann wahrgenommen, wenn die Prekarität in Form der Arbeitslosigkeit eingetreten ist, wenn sie sozusagen Kunden werden.

Während der nachgefragten Gruppe von fast allen ExpertInnen eine spezifische Phase des Lebensalters ("zwischen 30 und 40") zugeschrieben wird, wird die Kategorie Geschlecht von nahezu keinem/r der befragten ExpertInnen mit der Problematik der Externen/Freien verknüpft.

Die befragten ExpertInnen nehmen weder geschlechtsspezifische Betroffenheiten durch prekäre Arbeitsverhältnisse noch die Relevanz feministischer Lehre und Forschung, die ja zu einem großen Teil auch und gerade von Externen/Freien Wissenschaftlerinnen getragen wird, im Zusammenhang mit der nachgefragten Gruppe wahr.²²⁴ Eine Ausnahme ist hier Ilse König, die besonders viele Frauen als innovative Projektnehmerinnen wahrnimmt.

Den ExpertInnen, die das Feld der Universität und das Feld der Forschungsförderung repräsentieren, ist zudem kaum bewußt, welche Relevanz dem Lehrauftrag neben der sozialen Absicherung auch für die individuelle Identität der Externen LektorInnen zukommen kann.

Generell sind bei den Entscheidungsträgern im universitären Feld und im Feld der Forschungsförderung massive Wahrnehmungs- und Wissensdefizite gegenüber der Situation der Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen festzustellen, die durch gezielte Informationsarbeit aufzuheben wäre.

"Ich glaube, daß Universitäten, und im übrigen nicht nur Universitäten, sondern auch Ministerien, die Forschungsaufträge vergeben, nicht wirklich wissen, wie die Situation von außeruniversitären Forschern und Forscherinnen ist. a) weil sie teilweise zu wenig mit ihnen zu tun haben und b) weil sie zu wenig mit ihnen reden und c) weil ihnen die Phantasie dafür fehlt." (Gesprächszitat: König)

4.2.4. Ressourceninput: Innovation, Praxis, Effizienz, Vielfalt

Innovation, Praxisbezug, Effizienz und Vielfalt sind die zentralen qualitativen Inputfaktoren, die den Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen von allen befragten ExpertInnen zugeordnet worden sind. Interessant erscheint in diesem Zusammenhang, daß die Studierenden als primäre Gruppe, die von diesem Input profitiert, nur von jenen ExpertInnen angesprochen und wahrgenommen wurde, die selbst als Externe LektorInnen tätig sind oder mit AbsolventInnen konfrontiert werden, die über "soft skills" verfügen, die durch Externe vermittelt wurden.

Das Potential der Externen und Freien, neue, innovative Dinge an die Uni zu bringen – "Externe haben Tuchfühlung mit aktuellen Trends in verschiedenen Theoriebereichen, das gilt zumindest für die Gewi

²²⁴ Vgl. Kapitel 1.3.

und die Gruwi.“ (Taschwer) –, basiert, so ergeben die ExpertInneninterviews, einerseits auf der Belegung erstarrender universitärer Strukturen, etwa durch von außen und selbst eingereichte Lehraufträge, aber auch auf einer prinzipiellen „Infragestellung des Monopols der Universität darauf, was Wissenschaft bedeutet“ (Hartmann). Der Verbindung von Forschung und Lehre kommt im Zusammenhang mit dem Innovationsinput zentrale Bedeutung zu, da viele Externe LektorInnen ihr aktuell in Forschungsprojekten erarbeitetes Wissen unmittelbar in die Universität einbringen.

Die *innovativen Ressourcen*, die von den Externen und Freien an die Universität bzw. in die Wissenschaftslandschaft eingebracht werden, brauchen Rahmenbedingungen der Förderung, die Ilse König aus der Perspektive des Wissenschaftsministeriums mit dem Begriff des „Risikokapitals“ verknüpft, das von der Seite des Wissenschaftsministeriums einzusetzen wäre, um innovative Forschung zu ermöglichen.

„Ich kann mich erinnern, wie ich hier begonnen habe, in einem meiner ersten Gespräche hier in der Sektion, wo es darum gegangen ist, wie Förderpolitik betrieben werden könnte, habe ich gesagt, daß ich sehr dafür plädiere, hier auch sozusagen Risikokapital einzusetzen und nicht nur immer mit den etablierten Einrichtungen und Forschern und Forscherinnen zusammenzuarbeiten, wo man eh weiß was man kriegt, was teilweise auch gut ist (...). Man sollte aber auch versuchen, den Teil der Forschungslandschaft mit Forschung zu beauftragen, wo man nicht so genau weiß, was man kriegt, wo es die Chance gibt, wirklich was Anderes, Neues, einen neuen Ansatz, eine neue Methodik, eine neue Idee, neue Forschungsfragen zu kriegen. Das kann gut gelingen, es kann auch schief gehen. Das verstehe ich unter Risikokapital. Da muß man einfach investieren, wenn man forschungsmäßig was weiterbringen will.“ (Gesprächszitat: König)

Der *Praxisbezug*, der durch Externe und Freie geleistet wird, erscheint bei fast allen Befragten als zentraler Inputfaktor, den die Externen insbesondere an die Universitäten herantragen.

„Externe sind auf der Seite der Gesellschaft, sie bringen nicht nur neue Theorie, sondern auch bestimmte gesellschaftliche Problemkontexte an die Uni.“ (Gesprächszitat: Taschwer)

Effizienz umschreibt eine Form der Arbeitsorganisation, die durch Selbstbestimmtheit, Flexibilität und Professionalität gekennzeichnet ist. Mehrere ExpertInnen thematisieren und problematisierenden konstruierbaren und höchst ambivalenten Zusammenhang von prekären Arbeitsverhältnissen und effizienter Arbeitsorganisation.

„Effizienz, Effizienz ist für mich das wichtigste; ich habe selten in irgendeinem Bereich jemanden so effizient arbeiten gesehen –aus der Not heraus man ist gezwungen dazu – wie Leute, die relativ ungesichert oder sehr ungesichert freiberuflich oder auch in kleinen Forschungseinrichtungen arbeiten. Das ist mir in allen normalinstitutionellen Zusammenhängen, in denen ich früher war, und auch jetzt extrem aufgefallen, dieses schnell zur Sache, zum Punkt kommen, die Arbeit rasch erledigen, sich selber organisieren, und dann auch wirklich gut und effizient zu einem Ergebnis zu

kommen, das finde ich also wirklich einen großen Pluspunkt von diesen so Tätigen.“
(Gesprächszitat: König).

4.2.5. Universitäre “Bedarfsdeckung”: Marginalisierung, Abschließung

Aus der Perspektive des universitären Feldes fokussieren sich Wahrnehmung und Wissen von Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen in einer Definition, die sich in erster Linie aus einer Bedarfsperspektive der Universität ergibt. Ekkehard Weber beschreibt die Grundlage des Bedarfs der Universität an Externen: “Es können Bereiche durch die Externen abgedeckt werden, wo das notwendige Wissen in der Universität zwar theoretisch, aber nicht praktisch vorhanden ist.”

Für die Externen Lehrbeauftragten ergibt sich dabei das Paradox, daß die Feststellung des Bedarfs der Institution Universität an externen Ressourcen in einer Weise geführt wird, die diese Ressourcen gleichzeitig als “Teilbereiche, Randfächer, Ergänzungsfächer”(Weber) definiert und damit strukturell marginalisiert.

“Wir brauchen sie, wir brauchen sie aus zwei Gründen. Auf der einen Seite kann in manchen Bereichen – in manchen leichter, in anderen weniger leicht – die notwendige Lehre einfach vom Umfang her nicht durch die im Beruf stehenden Universitätslehrerinnen und -lehrer abgedeckt werden, da klafft eine Lücke. Und andererseits gibt es Themen oder Gegenstände, die von den Universitätslehrerinnen und -lehrern deswegen nicht abgedeckt werden, weil es Randbereiche sind (wertvolle, ja vielleicht sogar notwendige Randbereiche, damit ich richtig verstanden werde), die entweder ein Einarbeiten erforderlich machen oder Kapazitäten wegnehmen würden, die man woanders dringender braucht.” (Gesprächszitat: Weber)

Die definitorische Bedarfsfeststellung von externen Ressourcen zur Abdeckung inneruniversitärer Lehr-/Forschungsdefizite scheint mit einer definitorischen Marginalisierung der Externen LektorInnen verknüpft. Diese definitorische Marginalisierung des Ressourceninputs der Externen ist durchaus als Abwehrstrategie des beharrenden Systems Universität gegenüber dem gesellschaftlichen Druck zur Reform, zur Flexibilisierung und Liberalisierung zu interpretieren.

Demgegenüber definiert sich die Bedarfsfeststellung nach externen Ressourcen aus einer offensiv reformorientierten Perspektive innerhalb des universitären Feldes, wie sie von der

Wissenschaftsforscherin Prof. Felt repräsentiert wird, über das Postulat der Vielfalt und der Einheit von Lehre und Forschung. Diese Form der offensiven Bedarfsfeststellung allerdings scheint sich angesichts aktueller rechtlicher und organisatorischer Veränderungen der Universität mit einem Konkurrenzbewußtsein zu verbinden, das im Sinne von "Standort"- und "Profil"-Orientierung eine Diversifizierung und Konzentration von Forschungs- bzw. Lehrschwerpunkten an den jeweiligen Instituten fordert, die eine tendenzielle Abschließung von eben dieser Vielfalt bedeutet.

"IP: Ich glaube, daß es von den Forschungsfelder her wichtig ist, daß man eine gewisse Diversifizierung hat. Wir sind ein kleines Institut, in einem großen Institut ist das wieder anders, da schaut das vielleicht einfacher aus. Wenn man sichtbar werden will, muß man sich auf ein paar Bereiche konzentrieren, die man vernünftig abdeckt. Ansonsten tut man halt alles und damit gar nichts. Das heißt, die MitarbeiterInnen muß man fast zwangsweise einschränken - ob man das begrüßt oder toll findet oder nicht ist irgendwie eine andere Sache. Aber es ist eine gegebene Realität, denn ansonsten passiert gar nichts. Die Chance also: Wenn man aufmachen würde, würde das Potential der Möglichkeiten erhöht werden und Themen auch abgedeckt werden in kompetenter und selbsterfahrener Weise, die wir nicht abdecken. Natürlich kann ich über alles Mögliche Vorlesungen und Seminare machen, aber Seminare und Vorlesungen aus meinem eigenen Forschungsgebiet sind einfach anders – das weiß ich einfach aus meiner eigenen Erfahrung. Wenn ich Themen mache, wo ich das Knowhow habe und wo ich mich mit einer völligen Leichtigkeit auch drinnen bewege, vermittele ich ganz was anderes, wie wenn ich mir ein Thema suche, wo ich mir denke, das ist jetzt etwas was wir lange nicht angeboten haben, das sollte wieder angeboten werden. Natürlich werde ich mich über die neueste Literatur informieren, werde mir das alles anschauen, ich werde versuchen das aufzubereiten. Es ist nicht dasselbe! Wenn man kritisch sich selbst beobachtet, weiß man, daß es nicht dasselbe ist. Auf Grund der Vielfalt muß einfach ein Teil von außen eingebracht werden; weder weil die Innen unqualifizierter sind als die Außen, noch weil die Außen besser sind als die Innen. Es geht einfach um die Vielfalt. Und es ist besser, wenn von jemandem unterrichtet wird, der in diesem Bereich wirklich forscht, der das lebt, der sich jeden Tag damit beschäftigt oder so. Irgendwie, wenn man noch irgendwie an eine Form von Lehre glaubt, die etwas mit dem zu tun hat was man auch tut (...)

I: (...) also forschungsgeleitete Lehre?

IP: Ja, wobei man da natürlich Fiktionen vorfinden kann. Also wir werden keine forschungsgeleitete Lehre mehr hinkriegen an der Uni. Ich glaube, das wäre der Idealtypus: Wir forschengemeinsam etwas. Aber forschungsgeleitete Lehre kann zumindestens bedeuten, daß die Leute, die davon reden auch zumindest wissen wovon sie sprechen – also praktisch auch wissen wovon sie sprechen. Ich meine, das ist der Unterschied. Ich meine, forschungsgeleitete Lehre, im idealtypischen Sinn, ist in vielen Fällen einfach – wäre einfach Schwachsinn zu fordern, weil es sich nicht verwirklichen läßt. Wenn ich mir anschau, bei Seminaren mit 40 Leuten, was soll ich dann mit denen an Forschung machen. Ich kann Gruppenbildungen vornehmen, ich kann ein Stückchen weit sie auch Erfahrungen sammeln lassen (...) Das ist das, was ich sagen möchte. Nach diesen Kriterien suche ich mir auch die Leute aus, die bei uns lehren können: Die zu Themen etwas gemacht haben und nicht nur die Literatur kennen zu dem Gebiet. Wenn ich gezwungen wäre, würde man in sehr vielen Fächern eine Vorlesung zusammenstellen können. Und ich glaube, wenn man ein gewisses Niveau erreicht hat, kann man sich hinsetzen, einfach die zehn wichtigsten Bücher lesen und dann daraus sozusagen eine 22-stündige Lehrveranstaltung basteln. Ich glaube, das ist nicht der Punkt. Der Punkt besteht genau darin, dass man das Ganze 'füttern' kann mit Beispielen, das Ganze füttern kann mit Erfahrungen, Kontextwissen und so weiter und das erhält man nicht, wenn man irgendwelche Papiere liest."(Gesprächszitat: Felt)

Die unterschiedlichen Positionierungen der befragten ExpertInnen des universitären Feldes repräsentieren kontroverse inneruniversitäre Dynamiken, die als traditionalistisch-beherrschend bzw. modernistisch-reformorientiert beschreibbar sind und die Wahrnehmung der Problematik der Externen Lehrbeauftragten wesentlich mitbestimmen.

4.2.6. Höchste Qualifikation und soziale Ungesicherheit

Die prekäre Gleichzeitigkeit von innovativem und ambitioniertem Wissen einerseits und sozialer Unsicherheit andererseits stehen im Zentrum der Definitionsversuche jener ExpertInnen, die selbst den Status der Externität repräsentieren, oder die, wie im Fall der Steuerberaterin, Externe und Freie steuerrechtlich betreuen, oder die, wie für die Leiterin des Arbeitsmarktservices, KundInnen sind. Die nachgefragte Gruppe wird mehrfach in dieser paradoxen Verbindung von existentieller Unsicherheit und höchster wissenschaftlicher Qualifikation beschrieben, als Gruppe, die "einerseits hohes Sozialprestige, andererseits kein Einkommen hat" (Amschl) oder als "Gruppe von hoch qualifizierten, ambitionierten WissenschaftlerInnen, denen der traditioneller Karriereweg versperrt ist" (Taschwer), schließlich als "externe Lückenbüßer, die den Betrieb aufrechterhalten, aber keine angemessene Bezahlung dafür erhalten". (Hartmann).

Auch die Frage des Alters bzw. der Generation im Verhältnis zu den Karrierechancen wird von den VertreterInnen der genannten Felder thematisiert. Die ExpertInnen aus dem Feld der außeruniversitären Forschung, auch die Steuerberaterin, zeichnen das Bild einer Gruppe der 30- bis 40-jährigen, die zur Zeit der Abhaltung des ersten Lehrauftrags als Karriereversprechen wahrgenommen haben, was sich später als berufliche Sackgasse erwiesen hat.²²⁵

Bei jenen ExpertInnen, die selbst als Externe oder Freie arbeiten oder gearbeitet haben, ergab die Frage nach dem erstmaligen Wahrnehmen der "Problematik" der Externen und Freien, daß diese bei ihrem Einstieg in die vermeintliche wissenschaftliche Karriere nicht als Problematik, sondern als Karrieresprung wahrgenommen worden ist. Das symbolische Kapital, an der Universität zu lehren, konstituiert aus der Perspektive jener, die im Feld der außeruniversitären Forschung positioniert sind, oder aus jener von Klaus Taschwer, der Externer Lektor und gleichzeitig Wissenschaftsjournalist ist, "ein Versprechen auf eine akademische Existenz, die sich nicht erfüllt". Das nicht erfüllte Versprechen

²²⁵ Vgl. auch Kapitel 2

der akademischen Existenz kann jedoch aus der Perspektive des Arbeitsmarktservices dazu führen, daß die Karrierechance in anderen Feldern nicht mehr wahrgenommen werden können.

“Das Problem, das noch dazukommt, ist, daß reine wissenschaftliche Tätigkeit, reine Universitätstätigkeit, wenn man –Anführungszeichen – nur diese vorweisen kann, ist es sehr schwer, in der Wirtschaft unterzukommen. Die wollen doch eher praxisorientierte Personen, Bewerber, die schon auch tatkräftig in Betrieben mitgearbeitet haben, und wenn es nur eine abgehobene wissenschaftliche Tätigkeit ist, ist es sehr schwer, die Leute in der Wirtschaft unterzubringen. Auch die Techniker zum Beispiel: Das ist dann fast unabhängig von der Art des Studiums, eine rein wissenschaftliche universitäre Laufbahn oder ein Hintergrund, wenn man aus dem rausfällt, es gibt Assistenten, die nach zehn Jahren rausfallen, haben sich nicht habilitiert und dann plötzlich sind sie draußen, das ist sehr schwer, die zu etablieren.” (Gesprächszitat: Aumüller)

Hier wird vor allem der dem Lebensalter oftmals inadäquate Lebensstandard von Externen/Freien thematisiert. Im Zusammenhang mit der prekären Situation der Externen/Freien wird die Kategorie *Geschlecht* als relevante Kategorie zur Definition dieser Gruppe von keinem/r der befragten ExpertInnen genannt. Das verbreitetste Bild der Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen bei den von uns befragten ExpertInnen zeigt eine geschlechtslose Person zwischen dreißig und vierzig Jahren, hoch ambitioniert und hoch qualifiziert. Die prekäre soziale Lage ist für die “Betroffenen” zentraler Inhalt des Bildes der Externen/Freien, für die institutionalisierten ExpertInnen der am häufigsten ausgeblendete.

4.3. Wissenschafts- und bildungspolitische Diagnosen und Perspektiven

4.3.1. Modelle der Verkörperung zukünftiger Wissenschaft

4.3.1.1. *Elitärer Individualismus – Kollektive Wissensproduktion*

Die Frage nach der Zukunft der Wissenschaft und ihrer Verkörperung wird von nahezu allen ExpertInnen entsprechend der Fragestellung²²⁶ im Spannungsverhältnis von elitärem Individualismus und Formen kollektiver Wissensproduktion beantwortet. Die Frage der zukünftigen Arbeitsorganisation steht dabei interessanterweise wesentlich stärker im Zentrum der Zukunftsprognosen der ExpertInnen als Fragen der gesellschaftspolitischen Perspektiven und Aufgaben von Wissenschaft und Lehre oder auch deren Veränderung durch neue Technologien.

“Realistisch kann ich sagen: Es wird beide Möglichkeiten geben müssen. Es gibt die Einzelforscherin und den Einzelforscher, der/dem die besten Ideen in der Badewanne kommen (bei mir ist es die Zeit um 4 Uhr in der Früh, wenn ich aufwache und zu müde zum Lesen bin, und es funktioniert vor allem dann, wenn man sich geistig schon die ganze Zeit mit diesem Gegenstand beschäftigt hat). Und es wird den anderen Fall geben, wo ich mir Wissen holen muß von dort, wo ich es vermute. Das ist in den Geisteswissenschaften vielleicht noch nicht so selbstverständlich wie bei den Naturwissenschaften, aber es ist vorhanden. Warum soll ich mir zum Beispiel mühsam irgendwelche Detailkenntnisse in der römischen Literatur aneignen, wenn es schräg vis-à-vis das Institut gibt, wo Leute sitzen, die das sozusagen von Amts wegen wissen müssen? Wenn es also ein bestimmtes Arbeitsgebiet gibt, das über meinen Fachbereich hinausgreift – ich will das Wort Projekt vermeiden –, werde ich mich mit fachkundigen Kollegen zusammensetzen und sagen, “machen wir doch etwas Gemeinsames”. Wenn ich eine Lehrveranstaltung über das antike Judentum machen möchte, könnte ich sie vermutlich auch allein machen. Aber warum sollte ich mich nicht mit den Judaisten zusammensetzen, wo eine zusätzliche oder die eigentliche Kompetenz vorhanden ist? Das kommt und wird in Zukunft wohl noch vermehrt kommen. Aber auch das muß natürlich erst legislativ organisiert werden, denn wenn drei Leute gemeinsam eine Lehrveranstaltung machen, hat keiner was davon, weil die Bezahlung problematisch wird – bei gleichgebliebenem Aufwand für alle Beteiligten. Aber das läßt sich, glaube ich, in den Griff kriegen, und die Universität, sage ich einmal ganz leise, ist hier selbst durchaus bereit, Möglichkeiten zu finden.” (Gesprächszitat: Weber)

Während Ekkehard Weber als ein Experte des universitären Feldes und gleichzeitig als Vertreter eines “alten” akademischen Faches von der langsamen Durchsetzung kollektiver Arbeitsformen im akademischen Feld berichtet, ohne auf das (Selbst)Bild des “genialen” Einzelforschers verzichten zu

²²⁶ Vgl. Kapitel 8.3.2.

wollen, wird von der Wissenschaftsforscherin Ulrike Felt die Frage nach der Verkörperung eines idealtypischen Berufsbildes generell als überholt verabschiedet. Es ginge zukünftig um die Schaffung von Rahmenbedingungen, in denen wissenschaftliche Arbeit stattfinden kann, und nicht um die Entwicklung personifizierter Leitbilder.

“Der Weg geht nicht über die Definition, wie schaut der ideale Forscher aus. Ich glaube, daß man den nur bekommt, wenn man sozusagen ein Spektrum von Optionen aufmacht. Ich glaube, man kann Rahmenbedingungen definieren. Ich würde nicht über ideale Personen gehen, sondern ich würde sagen, es soll so etwas wie Minimalstandards geben in den Rahmenbedingungen – das, was ich vorher bei den Arbeitsbedingungen angesprochen habe. Ich könnte mir einfach vorstellen, daß dann auch bestimmte Leistungen einen Minimalstandard haben sollten und daß dieser auch auf Grund eines Marktdruckes nicht nach unten sinken sollte. Man sollte einen intellektuellen Markt schaffen und zwar Markt nicht im Sinne von Geldwert, sondern Markt im Sinne von einer Konkurrenz der Ideen, die aber nicht an Geldstrukturen gekoppelt sind. Man müßte eben auch klarmachen, daß genauso wie in der Arbeitswelt die Berufsbilder verschwunden sind oder vielfach verschwunden sind. Es ist immer schwierig sich daran zu gewöhnen, weil die Leute suchen halt immer eine Schablone, weil es viel einfacher ist.” (Gesprächszitat: Felt)

Aus der Perspektive der Forschungsförderung wird die Frage nach der Zukunft mit der Analyse des Status quo beantwortet. Der Präsident der Forschungsförderung beschreibt das Funktionieren des Systems Wissenschaft als soziologisches Phänomen. In Abgrenzung zu einem überholten Geniebegriff des 19. Jahrhunderts betont der Repräsentant aus dem Feld der Forschungsförderung die Funktionslogiken von Wissenschaft als Produktionsbetrieb. Diese Perspektive erscheint insofern als funktionalistisch, als die Beschreibung des Wissenschaftsbetriebs mit der Legitimierung der Regeln, die innerhalb des Systems etwa Qualität definieren (“Qualität ist die Feststellung von Qualität durch internationale ExpertInnen”) zusammenfallen. Die Perspektive auf die Zukunft wird damit auf das Funktionieren des Produktionsbetriebs Wissenschaft reduziert, wobei die Position einer Forschungsförderungsinstitution wie des Fonds so dargestellt wird, als stünde sie außerhalb dieses Systems. Diese Darstellungspraxis verdeckt die zentrale Rolle, die die Forschungsförderung in Bezug auf die Gestaltung der Rahmenbedingungen zukünftiger Wissenschaft und Forschung spielt.

“Für mich ist gute Forschung und international betriebene Forschung schlicht und einfach ident. Die Idee, daß es jemand irgendwo in einem stillen Kämmerlein gibt, der 20 Jahre lang denkt und nach einem weiteren Jahrzehnt herauskommt und sagt: ‘Schaut her, was ich entdeckt habe!’ Und die anderen brauchen dann noch zwanzig Jahre, bis sie hinschauen und dann erkennen, daß es sich um ein Genie handelt – das ist ein Phantasma. Wissenschaft, wie sie heute betrieben wird, ähnelt eher einem Produktionsbetrieb. Oder um ein anderes Bild zu gebrauchen, wobei ich zugegebenermaßen vor allem die Verhältnisse in den Naturwissenschaften vor Augen habe:

Wissenschaftler gehen nicht als Einzelne auf die Jagd. Sie jagen im Rudel!²²⁷ Eine Gruppe von Wissenschaftlern arbeitet auf irgendeinem Gebiet, publiziert in den gleichen vier oder fünf Journalen, trifft sich in kurzen Abständen immer wieder, sei es in Peru, in Australien oder Nordamerika. Wenn einer was Neues entdeckt, wird er das so rasch wie möglich und laut verkünden. Wird es für interessant gehalten, dreht sich das ganze Rudel in diese Richtung. Das heißt, Forschen ist heute sehr stark ein soziologisches Phänomen. Ich betone den soziologischen und gruppenspezifischen Charakter der Forschung vor allem deshalb, weil für Menschen, die mit Wissenschaft nicht direkt zu tun haben, nach wie vor die Vorstellung des genialen Denkers, der urplötzlich eine tiefe Einsicht gewinnt, so evident ist. So ist es aber nicht.”(Gesprächszitat: Schmidt)

Aus der Perspektive der außeruniversitären Forschung wird demgegenüber von Frank Hartmann auf die paradoxe Gleichzeitigkeit eines nach wie vor auf den Einzelforscher männlichen Geschlechts zugeschnittenen Ausbildungssystems und eines appellativ eingeforderten Zukunftsideals der kollektiven Wissensproduktion verwiesen.

“Die Ausbildung läuft in eine Richtung, die am Schluß den monomanisch Monographien produzierenden Forscher, ich sage bewußt den Forscher, produziert. Andererseits gibt es die Sonntagsrederei von Transdisziplinarität und Teamwork, das kommt von den Naturwissenschaften.” (Gesprächszitat: Hartmann)

Die Bewertung und auch die Durchsetzbarkeit von kollektiven Arbeitsformen erscheint in hohem Maße von der disziplinären Orientierung der ExpertInnen strukturiert. So ist es im naturwissenschaftlichen Bereich geradezu undenkbar, alleine zu forschen, während im geisteswissenschaftlichen Bereich durchaus die Vorstellung des Einzelforschers, der Einzelforscherin existiert.

“Ich war am Freitag bei einer Veranstaltung, da sagte mir ein Naturwissenschaftler, es gibt den Einzelforscher nicht mehr, und hat das belegt anhand von Publikationen; wenn ich mir heute eine Publikation anschau, stehen dort mindestens drei Namen, wenn nicht mehr, und vor zwanzig, dreißig Jahren war vor allem die Einzelpublikation en vogue und nicht nur en vogue, weil anders hätte ich mich nicht habilitieren können. Im Bereich der Naturwissenschaften ist es also schon gegeben.”(Gesprächszitat:Müller)

Die Naturwissenschaft gerät im Bewußtsein der meisten befragten ExpertInnen zum alleinigen Paradigma kollektiver Wissensproduktion. Andere, trans- und interdisziplinäre Traditionen kollektiver Wissensproduktion, wie etwa jene der feministischen Wissenschaft, werden dabei ausgeblendet.²²⁸

²²⁷ Vgl. NOWOTNY, Helga; Felt, Ulrike: After the breakthrough: the emergence of high-temperature superconductivity as a research field, Cambridge u. a. 1997.

²²⁸ Vgl. Kapitel 1.3.

4.3.1.2. Perspektiven für Externe/Freie: Kooperation, Networking, WissenschaftlerInnenhaus

Aus der Perspektive der Auftragsforschungsförderung durch das Wissenschaftsministerium wird die zukünftige Positionierung von Externen und Freien in der Wissenschaftslandschaft mit Kooperationsmodellen verknüpft, die die Beziehungen von "Innen" und "Außen" in einer Weise fördern, die die ungleichen infrastrukturellen und organisatorischen Voraussetzungen besser ausgleichen läßt.

"Wir haben schon Vorstellungen, wie das funktionieren könnte. Ich habe nicht so viel Hoffnung, daß es funktionieren wird. Für mich wäre es nicht nur in diesem Kontext, sondern in vielen anderen Kontexten ideal, seien es junge WissenschaftlerInnen und ältere WissenschaftlerInnen, seien es etablierte Einrichtungen, Einzelforscher, Einzel-forscherinnen, nicht etablierte Einrichtungen, einfach Verschiedenes zusammenzuspannen. Das kann man forschungspolitisch schon ein bißchen fördern, indem man das besonders fördert und damit die vielzitierten Anreize schafft; man kann gegebenenfalls auch das eine oder andere kleine Druckmoment setzen, es müssen nicht immer nur Anreize sein. An sich ist es ein zweischneidiges Schwert: Es gibt ja, wie wir alle wissen, die Situation, daß die etablierten Einrichtungen sehr lange Zeit die freien Forscher und Forscherinnen auch wirklich ausgebeutet haben, indem sie ihnen schlechte Werkverträge oder gar keine gegeben haben, was dann auf der einen Seite dankenswerter Weise dazu geführt hat, daß man versucht hat, etwas gesetzlich zu regeln, was aber blöderweise auf der anderen Seite nach hinten losgegangen ist." (Gesprächszitat: König)

Frank Hartmann sieht in der Aufgeschlossenheit gegenüber neuen Technologien Marktchancen und Zukunftspotentiale für Externe LektorInnen.

"Ich mache die Präsentation meiner Lehrveranstaltung am Internet, Festangestellte machen das nicht. Mit den neuen Technologien verändert sich, was eine Vorlesung ist, was das Verhältnis Lehrer-Schüler ist; das ist eine Chance für Externe: dafür aufgeschlossen zu sein. Aber zurück Zwickmühle: dafür keine gesonderten Mittel zu bekommen, nicht abgegolten zu werden, weil es ein Witz ist, zwei Stunden bezahlt zu bekommen und dafür eine halbe Woche zu arbeiten." (Gesprächszitat: Hartmann)

Aus der Perspektive des Feldes Arbeitsmarkt, im spezifischen aus der Perspektive der Steuerberaterin, die viele Externe/Freie zu ihren KlientInnen/KundInnen zählt, ist die Frage nach der zukünftigen Verkörperung von Wissenschaft und Forschung engstens mit der Frage einer verbesserten ökonomischen Situation für Externe/Freie verknüpft. Sowohl die vorgestellten zukünftigen Formen der Arbeitsorganisation (Teamarbeit, WissenschaftlerInnenhaus), als auch die einer neuen politischen Organisationsform (Interessensvertretung, Kollektivvertrag u. a.) und die Perspektive auf ein verändertes Selbstbild der Externen/Freien in Hinblick auf ihren Marktwert zielen auf eine Verbesserung der ökonomischen Positionierung von Freien/Externen im akademischen Feld. Die

Zukunft in Wissenschaft und Forschung stellt sich aus der Perspektive der Steuerberaterin daher ganz eindeutig teamorientiert dar.

“In Richtung Teamentwicklung wird der Weg gehen, auch unsere Beratung wird diesbezüglich konsultiert, weil man als EinzelkämpferIn schwer weiter kommt; speziell bei der zunehmenden Anhäufung von Wissen kann ein einzelner gar nicht sinnvoll anbieten. Im Consultingbereich gibt es genauso die Tendenz, nicht ein Segment, sondern mehrere anzubieten, weil so eine Vielfalt angeboten wird, dazu die Kostenreduktion und der Synergieeffekt.” (Gesprächszitat: Amschl)

Die Idee des kollektiven Arbeitens und Forschens verbindet sich dabei einerseits mit der Idee der Nutzung von inhaltlichen und ökonomischen Synergieeffekten, andererseits aber auch mit einer politischen Perspektive auf eine kollektive Durchsetzung von Interessen.

“Der Organisationsgrad ist nicht ausgebaut, die Freien sind nicht verbunden, der “FSF”, die “IG Externe”, das sind Anfänge, denn ohne Organisation hat man auch keine Power potentiellen Auftraggebern gegenüber. Wer wenig verdient, ist nicht gewohnt, viel zu fordern. Es gibt diese Barriere, wenn ich 10.000 im Monat verdiene, für einen Vortrag 5.000 zu verlangen; es wird daher oft weniger vorgeschlagen, als die Gegenseite bereit gewesen wäre zu zahlen. Man könnte das kollektivvertraglich gestalten, man müßte vielleicht hinein in die Gewerkschaft, daß man kollektivvertragsfähig wird.” (Gesprächszitat: Amschl)

Unter dem Stichwort “Copyright des Wissens” verweist Taschwer auf die unterschiedlichen Arbeitsbedingungen/-prozesse in den Natur- bzw. Geisteswissenschaften, die auch unterschiedliche Voraussetzungen in Hinblick auf kollektive Arbeitsformen bedingen würden und darauf abgestimmte Modelle des Networking notwendig machen.

“Man müßte fragen, was das [die Forderung nach Teamarbeit] für die Geisteswissenschaften bedeutet; ich sehe dabei die Gefahr der Generalisierung. Teamarbeit kann auch heißen: Subalterne hakeln, die anderen schreiben den Aufsatz. Wie kann kollektive Wissensproduktion im Gewi-Bereich also ausschauen? Schreiben ist eine Einzelarbeit, trotzdem ist es wichtig, daß es institutionelle Formen des Networkings gibt, nicht kollektive Wissensproduktion vielleicht, aber zumindest Diskussionen, weil man Feedback braucht. Ich fürchte, daß es bereits das Problem der Vereinzelung gibt, euer Projekt [die vorliegende Studie] das ist das Gegenteil, nicht das normale Projekt. Das Problem, das es gibt, heißt “Copyright des Wissens”, das ist in den Naturwissenschaften leichter, in den Geisteswissenschaften ist es mit dem Besitzanspruch auf neue Ideen problematischer.” (Gesprächszitat: Taschwer)

Trotz der notwendigen Sensibilisierung für Differenzen zwischen den Disziplinen in Hinblick auf die Möglichkeiten und die Formen kollektiven Arbeitens erscheint die Einrichtung eines Ortes, der die Rahmenbedingungen für ein Networking von Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen

schaft, allen befragten ExpertInnen, die selbst als Externe/Freie situiert sind, als eine wichtige Zukunftsperspektive. Auch die ExpertInnen aus dem Feld Arbeitsmarkt bzw. Steuerrecht verweisen offensiv auf die Vorteile eines institutionalisierten, gemeinsamen Ortes für Externe und Freie; die Idee eines "WissenschaftlerInnenhauses" wird etwa von der Steuerexpertin Amschl konkret angesprochen.

"Die Vision wäre ein großes Haus, wo verschiedene Forschungsgruppen drinnen sind, da gäbe es Synergien in der Ausstattung, den Ressourcen, dem Projektmanagement." (Gesprächszitat: Amschl)

4.3.2. Innovativität von Wissen – Innovativität von Arbeitsverhältnissen

Die Frage nach dem Begriff der *Innovativität des Wissens*, die im Interviewleitfaden explizit mit der Frage nach so genannten "innovativen", oftmals ungesicherten Arbeitsverhältnissen verbunden gewesen ist, evozierte zunächst bei allen Befragten eine rhetorische Antwortfigur, in der "Innovativität" als "Konkurrenz um Innovativität" beschrieben wurde. Der Begriff der Innovativität des Wissens scheint sehr unmittelbar mit der Frage von Image und Profil verknüpft, die von allen ExpertInnen entlang des Spannungsverhältnisses von "Innen"/"Außen" besprochen worden ist.

"Es sollte so sein: Dort wo ich stehe, ist die Spitze der Innovation; daß wir es nicht schaffen, und vor allem nicht in allen Bereichen schaffen, ist klar." (Gesprächszitat: Weber)

"Im nicht bloß in der Akademie verankert Sein liegt ein Innovationspotential, es gibt unterschiedliche Kontexte, man ist gegenüber bestimmten gesellschaftlichen Kontexten möglicherweise offener." (Gesprächszitat: Taschwer)

"Ich muß dazu sagen, mich hat diese Diskussion extrem befremdet am Anfang, weil ich nicht verstanden habe, wieso das Innen vom Außen als innovativ spricht und über sich selbst diese Wahrnehmung nicht teilt. Das hat mich sehr befremdet, als ich dort hinein in diesen universitären Raum kam. Ich finde das komisch. Ich glaube schon, daß ich was Innovatives mache – aber das darf man hier wahrscheinlich nicht sagen. Also das Außen ist das Innovative: Das ist eine interessante Frage, weil auch von politischer Seite immer wieder gesagt wurde, das Innovative kommt von Außen. Das wurde als Rhetorik sogar von der Institution selbst übernommen, was – wenn man es genau überlegt – eine Perversion per se ist. Man sagt, die Institution macht die Innovation kaputt, was anderes bedeutet das nicht. Wenn die Leute reinkommen, hoffe ich, daß man sie noch auswählt, weil sie innovativ sind. Das heißt, irgendwas passiert dann in der Institution, und die Leute werden so zurechtgeformt. Der universitäre Raum ist nicht mehr so gestaltet, daß er für Innovation offen ist. Das ist diese ganz komische Kluft, die um den Begriff 'innovativ' herumgeistert. (...) Es hat mich berührt, weil das würde bedeuten, wenn ich in der Institution bin, daß ich automatisch davon ausgehen muß, daß die, die außen sind, mich so sehen und so wahrnehmen. Und das hat mir – muss ich sagen – persönlich sehr zu schaffen gemacht am Anfang.

Daß ich mir gedacht habe: also du bist Beamter, also das ist der erste Sündenfall; dann bist du einer, der den Sessel absitzt und den anderen keinen Platz läßt. Und zweitens bist du überhaupt nicht innovativ. Irgendwo, denke ich, hat das schon mit diesem Abwehrverhalten in der Institution zu tun, daß einerseits eine Selbstabwertung da ist, eine unbewußte, und andererseits diese Aufwertung des Außens der Preis dafür ist. Die sollen zufrieden sein, frei sind sie und sie haben keine Bindungen und sie können machen was sie wollen, und ich denke das wird als Kompensationsgeschäft für Unsicherheit gesehen. Ich denke, es ist schon ein Problem, daß es dieses Bild gibt. Es wird etwa angenommen, daß es schon in Ordnung ist, daß jemand Geräte verwaltet und deswegen auch verlängert wird, auch wenn er sonst nichts geschrieben und gelehrt hat. (...) und das wird vom Mittelbau gar nicht so problematisch wahrgenommen – das halte ich für einen strategischen Fehler muß ich dazusagen. Man sagt: Machen wir eine Technikerstelle, oder machen wir eine Assistentenstelle? Antwort: Machen wir lieber eine Assistentenstelle, weil der betreut dann auch die Technik, wobei ich mich frage, ob man der Person was Gutes tut, indem man ihr eine Hybridposition gibt, in der sie nicht Fisch und nicht Fleisch ist. Das müßte man sich einmal anschauen: Was bringt das, was bringt das nicht, was wären alternative Modelle. Bis jetzt ist das alles nur auf der Ebene persönlicher Befindlichkeiten diskutiert worden. Das müßte man sich aber strukturell anschauen, das wäre einen Blick hinein wert, welche Spannungsfelder, welche Unzufriedenheiten, Konflikte bringt das mit sich, welche Vorbildwirkung hat das. Die Studierenden etwa sehen dann jemanden, der lehrt und sonstüberhaupt nichts macht, oder der macht auch keine Projekte. Was bedeutet das für die Außenwahrnehmung der Universität und auch für die Eigenwahrnehmung? Das ist einmal das Eine. Innovativität wird im Grunde nicht mit der Universität zusammengedacht, das hat mich sehr befremdet, muß ich ehrlich sagen. Und ich verstehe es bis heute nicht.”(Gesprächszitat: Felt)

Nicht so sehr die qualitative Bestimmung bzw. Konkretisierung von “Innovativität” sondern deren Verortung steht im Vordergrund fast aller Antworten zu diesem Punkt. Es geht den ExpertInnen aller Felder in erster Linie darum, Innovativität für jenen Ort zu beanspruchen, von dem aus sie jeweils sprechen bzw. in dem sie agieren: “Innovativität des Wissens” erscheint dabei allen ExpertInnen als positiver Wert, der als solcher wenig problematisiert, aber auch nur selten spezifiziert wird.

In Bezug auf das universitäre Feld ist in diesem Zusammenhang der generellen Unbestimmtheit des hoch bewerteten Innovativitätsbegriffs besonders signifikant, daß Innovativität mit Ausnahme von Hartmann von keiner/m der befragten ExpertInnen explizit auf die Innovativität von Lehre bezogen wurde. Innovative Formen der Wissensvermittlung (etwa Team-Teaching, der Einsatz neuer Technologien, usw.) und die Konkretisierung innovativer Lehrinhalte scheint im Bewußtsein der Externen LektorInnen eine zentrale, im Bewußtsein der internen RepräsentantInnen des universitären Feldes eine eher untergeordnete Rolle zu spielen.

Der Konkurrenzdruck um Innovativität wird sowohl als ein Konkurrenzverhältnis zwischen “Innen” und “Außen”, zwischen den Disziplinen wie auch zwischen den Generationen sichtbar. Dieser Konkurrenzdruck verhindert tendenziell bei jenen, die aus der Innensicht der Institutionen sprechen, die Wahrnehmung der sozialen Zumutungen, auf denen die Existenz derer beruht, denen die Innovativität des Wissens, das meistens als im “Außen” situiert gedacht wird, zugesprochen wird.

So wird die Frage nach der Innovativität des Wissens aus der Perspektive des Präsidenten des Fonds mit der Frage der *Innovativität der Disziplin* (Biologie versus Physik) gleichgesetzt und in gewisser Weise auf diese reduziert.

“Innerhalb der Naturwissenschaften ist soeben eine Schwerpunktsverschiebung zu beobachten: Die dominante Rolle, die Physik vor allem in den 20er Jahren eingenommen hat, ist am Verschwinden. Die modernen Biologien nehmen zunehmend den Platz der Physik ein. Sie scheinen die Leitwissenschaften der Zukunft zu sein. Die ehrgeizigen, wirklich ‘tüchtigen’ jungen Leute gehen jetzt schon dorthin.” (Gesprächszitat: Schmidt)

Der Konkurrenzdruck zwischen “Innen” und “Außen” verhindert innerhalb der Institutionen auch die Wahrnehmung von Differenzen im “Außen”, wie sie etwa in der Diagnose von Frank Hartmann anklingt. Demnach sei ein großer Teil der Freien WissenschaftlerInnen, die bei außeruniversitären Instituten arbeiten, eben deshalb von innovativen Forschungsprozessen abgeschnitten, weil diese Institute auf Grund der Konkurrenzsituation auf dem Markt darauf angewiesen sind, eher Mainstream-Forschung zu betreiben.

“Die außeruniversitäre Forschung stellt ein sehr traditionelles, wenig innovatives Wissen dar, weil man sich dort nicht leisten kann, zu sehr dekonstruktivistisch oder auch feministisch zu sein, weil man sehr stark Mainstream-Forschung macht, die sich rechnen muß, die verkaufbar sein muß, die darstellbar sein muß, und die Innovation nur von den Themen kommt, die fast automatisch den Forschenden aufgezwungen werden, weil sie brisant sind.”(Gesprächszitat: Hartmann)

Innovativität ist innerhalb und außerhalb der Universität an ambivalente Bedingungs-zusammenhänge gebunden, die die Konkurrenz zwischen Externen und Freien bzw. fest an der Universität Angestellten auch als Konkurrenz um spezifische Arbeitsverhältnisse sichtbar macht, Arbeitsverhältnisse, die in den jeweiligen Vorstellungen Innovativität entweder ermöglichen oder auch erzwingen.

“Es geht um Innovation und prekäre Arbeitsverhältnisse: Jemand, der sich nicht einer bestimmten Tradition verpflichtet fühlt, der nicht über den Weg des besten Schülers des Professors rekrutiert wird und dessen Theorie weiter schreibt, die Festschrift zum 60. Geburtstag herausgibt und dafür den Assistentenposten kriegt – wenn man da nichts zu verlieren hat, tut man sich leichter sich mit interessanten und innovativen Themen zu beschäftigen. Es ist ja auch ein Konkurrenzdenken da; wenn niemand weiß, was ist Dekonstruktivismus, und ich weiß es und habe dazu Publikationen, kriege ich vielleicht wieder einen Lehrauftrag. Einerseits wird man da hineingedrängt, andererseits kann man sich’s eben leisten, was Innovatives zu machen, weil man eh nichts zu verlieren hat.” (Gesprächszitat: Hartmann)

Innovativität wird von den ExpertInnen großteils als Produkt autonomen Arbeitens jenseits von inneruniversitären und traditionellen Gratifikationsritualen und Verwaltungsaufgaben gedacht. Die

oftmals mit dieser Autonomie verbundene soziale Unabgesicherheit, das Fehlen von Infrastruktur und anderen Ressourcen, bzw. der hohe Zeitaufwand zur Rekrutierung von Projekten und Lehraufträgen kann das Entstehen innovativer Forschungen allerdings auch behindern. In der konkurrenzbetonten Innensicht auf das innovative "Außen" wird jedenfalls der Aspekt der sozialen Unabgesicherheit autonomen wissenschaftlichen Arbeitens großteils nicht wahrgenommen.

Das Ausmaß an widersprüchlichen, oftmals unvereinbaren Qualitäten, mit denen Innovativität insbesondere aus der Innensicht auf das "Außen" der Externen/Freien verbunden wird, zeigt sich insbesondere im Interview mit Ilse König, die sozusagen beide Positionen relativ gut kennt. Das Label Innovativität kann den Marktwert der Externen und Freien steigern oder auch als Diffamierungsinstrument verwendet werden.

"I: Die Innovativität ist ja auch manchmal eine Chiffre dafür, daß es um schlechte soziale Verhältnisse geht, die, die da draußen sind, die, die Infrastruktur nicht haben, das sind die Innovativen.

IP: Das müssen sie auch sein, das müssen sie auch sein, sonst haben sie gar keine Chance (...).

I: Nur was heißt das letztendlich auch für die Universitäten, die das Dominante in dieser *scientific community* sind. Sie können leicht sagen, das ist innovativ, sie können dieses Zugeständnis machen, nur was liegt hinter dieser Innovativität an sozialem Status und allem, was damit zu tun hat?

IP: Ich habe ja oft das Gefühl, daß die Universitäten, wenn sie darüber reden, daß die außeruniversitären Forscher und Forscherinnen innovativ sind, das nicht unbedingt immer als Kompliment meinen, sondern das sind halt 'die wilden Hund', die da irgendwas tun, die können ihre Orchideenfächer pflegen oder wie immer das dann genannt wird, die sollen das! Wir machen das Solide, Ordentliche und *that's it!*" (Gesprächszitat: König)

Wenn Externe von der Universität billig eingekauft werden, um die Innovationsdefizite innerhalb spezifischer Bereiche universitärer Lehre und Forschung abzudecken, so ist die Innovativität der eingebrachten Forschungs- und Lehrinhalte selbstverständliche Qualifikationsvoraussetzung. Innovativität wird von den Externen gefordert, ohne von seiten der Universität die dafür grundlegende Infrastruktur zur Verfügung zu stellen; ein Widerspruch, der auch Ekkehard Weber, dem Vertreter des universitären Feldes, nicht verborgen bleibt.

"Das Problem ist, daß, wenn wir schon Lehre zukaufen, diese Lehre an der Spitze stehen oder den derzeitigen Stand des Wissens darstellen muß. Das macht die Sache für die Existenzlektoren und -lektorInnen noch schwieriger – sie haben eine Bibliothek nur indirekt zur Verfügung, indem sie in ihrer Freizeit auf die Institute gehen und hoffen, daß die jeweiligen Fachzeitschriften dort vorhanden sind." (Gesprächszitat: Weber)

Die Expertin aus dem Feld der Arbeitsmarktverwaltung verbindet als Einzige die Frage nach der Innovativität des Wissens bzw. der Innovativität von Arbeitsverhältnissen ganz direkt mit der Forderung nach innovativen, d.h. kollektiven Arbeitsorganisationsformen als Grundlage für eine verbesserte ökonomische Situation Externer LektorInnen und Freier WissenschaftlerInnen.

“Na ja, ich würde das ein bisschen abwandeln und sagen, es gibt auch das Schlagwort “Man kreierte sich seinen eigenen Arbeitsplatz”. Ich würde in die Richtung Kreativität mein Können umsetzen in konkrete Arbeit. Da gehört auch Innovation dazu, da sind vielleicht ganz neue Ansätze, in neue Bereiche zu gehen und deshalb ist, glaube ich, Teamarbeit und Projektarbeit sehr wichtig; für Einzelkämpfer ist es sehr schwierig, weil Einzelkämpfer haben sie noch im journalistischen Bereich oder so, aber bei Projekten brauchen sie immer ein Team, diesen Teamgeist zu fördern und in einem Team ist auch sehr viel kreatives und innovatives Potential vorhanden, das heißt, wenn sich ein Team zusammenfindet und ein Projekt durchzieht, erstens kann man sich sehr gute Kontakte aufbauen, ein Netzwerk aufbauen an Kontakten, das nächste Team schaut wieder ein bisschen anders aus, es gibt eine Kernzelle und diese Kernzelle und es bilden sich immer wieder neue Kernzellen.”
(Gesprächszeit: Aumüller)

4.3.3. Praxisbegriff und Gesellschaftsbezug von Wissenschaft und Forschung

Dem Praxisbegriff kommt durch die aktuellen Transformationsprozesse der Forschungs- und Universitätsstrukturen zunehmend strategische Bedeutung in der wissenschaftspolitischen Diskussion zu. Die Frage nach der Anbindung der akademischen Wissensproduktion an die Gesellschaft ist damit ebenso verknüpft wie der zunehmende Legitimationszwang der Universität gegenüber den Ansprüchen von Wirtschaft und Industrie. Wir haben die ExpertInnen nach ihrem Verständnis dieses Praxisbegriffs gefragt, nach möglichen Bedeutungen, die jenseits von der Losung “Wissenschaftler gründen Unternehmen” (und verlassen endlich die Universität) auch Relevanz für die Positionierung Externer LektorInnen und Freier WissenschaftlerInnen haben könnten.

Aus der Perspektive des universitären Feldes wird der Praxisbegriff sehr unterschiedlich präzisiert. Ulrike Felt bezieht den Praxisbegriff auf die notwendige Verbesserung kommunikativer Kompetenzen, die die Universität zu vermitteln habe, weil diese in immer dynamischer werdenden außeruniversitären Berufsfeldern notwendig wären. Ekkehard Weber hingegen beschreibt den Praxisbegriff in dem Spannungsverhältnis von Berufsausbildung und wissenschaftlicher Ausbildung und verweist, durchaus in der Logik seines Faches (Alte Geschichte), auf die notwendige Trennung von Lehramts- und Diplomstudien in der Geisteswissenschaft.

“Der Praxisbegriff, so, wie er in den verschiedenen rhetorischen Felder verwendet wird, ist im Grunde genommen ein leerer Begriff auf den sich alle einigen können, daß das jetzt wichtig ist., wo aber jeder was anderes darunter versteht. Was auch immer Praxis bedeutet. Wenn ich jetzt wieder die zwei Lektorengruppen als Beispiel hernehmen kann, wobei das wieder so schwarz/weiß ist. Praxis als jemand, der schon in einem Arbeitsfeld steht und dort seinen Erwerb bezieht, oder ob ich als Praxis jemanden bezeichne, der jetzt Forschungsprojekte an Land holt, so unterscheidet sich die Praxiserkenntnis dieses Lektors nicht von einem Hochschullehrer, der vielleicht auch Projekte an Land zieht und der vielleicht auch alle diese Erfahrungen sammelt. Wenn der anrennt an Türen, die man aufmachen muß, mit wem man kooperieren muß, damit es zu etwas kommt und so weiter und so weiter. Ich denke, es ist eher eine fiktive Diskussion, in dem man sagt: Die Leute kommen am Arbeitsmarkt nicht unter weil sie keine Praxiserfahrung haben, weil sie das an der Universität nicht gelernt haben. Ich glaube, daß der Begriff eine Projektionsfläche für fiktive und vage Vorstellungen darüber ist, was jemand kann oder nicht kann wenn er die Universität verläßt. Ich habe mich damit auseinandergesetzt. Jemand von den Volkshochschulen hat über Sokrates so ein Projekt ‘General and Cultural Education’. Da geht es um die Frage, wenn man Erwachsenenbildung anschaut, was müßte man da mitgeben um sie – unter Anführungszeichen –fit für den veränderten Kontext zu machen. Sie haben mich dann gebeten mitzuarbeiten insbesondere um einen theoretischen Rahmen zu fixieren, um den Begriff der Bildung in Zusammenhang mit Produktionsbedingungen in den Griff zu bekommen. Die Idee dahinter ist, daß zusammen Projekte in verschiedenen Ländern gemacht werden. Das Projekt, das ich vorgeschlagen habe, und das wir auch versuchen werden durchzuziehen, ist einfach aus den Sozialwissenschaften, aus den Geisteswissenschaften Absolventen zu nehmen und die ein Jahr zusammenzuholen in Projektarbeit und als Projektarbeit diese Leute in Firmen zu schicken, um herauszufinden, wo begegnen sie diesem Widerstand oder inwieweit ist das nur Fiktion. Das Ganze wird einerseits als großes kooperatives Forschungsprojekt aufgezogen, um ihnen dadurch bestimmte Fähigkeiten und skills mitzugeben und andererseits um für uns zu lernen, worin besteht diese Fiktion Praxisnähe. Ich glaube, daß es ist ein ganz weites Stück nur Fiktion ist. Wenn die Leute sagen, wir brauchen kommunikationsfähigere Absolventen. Und wenn ich dann sage, was verstehen sie darunter und er dann sagt, naja, er sollte Sprachen können. Dann weiß ich als Universität, daß ich nicht dazu da bin, ihnen Französisch, Englisch, Spanisch oder noch eine Ostsprache beizubringen. Ich sehe mich nicht in dieser Aufgabe und ich kann diese Aufgabe auch gar nicht aus meiner Sicht und soll es auch gar nicht übernehmen. Das heißt, man müßte nachdenken, welche Begleitformen der Ausbildung dann notwendig sind. Der österreichische Bildungssektor ist da völlig unterentwickelt. Ich glaube, daß wir unsere Lehre verbessern können, ich glaube, daß wir mehr auf die Sprechfähigkeit der Leute achten sollten, sie aufmerksam machen sollten – viel früher – wie sie schreiben, wie sie Dinge strukturieren, wie sie lesen lernen. Bei den mündlichen Prüfungen sieht man das sehr schön, wo sie Papiere gelesen haben müssen, wo man draufkommt, die Leute können nicht einmal ein Papier zusammenfassen in vier Minuten. Wenn ich frage, was ist eigentlich die zentrale Aussage dieses Papiers? Schweigen! Sie können es nacherzählen. Das sind Fähigkeiten, die wir sehr wohl beibringen können. Ich sehe mich aber außerstande den Leuten den Französisch-, den Spanisch-, und den Ungarischunterricht mitzugeben und das ist auch nicht unsere Aufgabe. Dazu sollte es einen anderen Sektor geben. Ich glaube, daß dieser Praxisbegriff der Diskussionskristallisationspunkt ist und der könnte auch anders lauten aus meiner Sicht. Es ist so, daß das Gefühl entstanden ist, daß die Universität sich ein Stück weit zu selbständig gemacht hat, das ist meine Einschätzung, und daß man versucht, über diesen Praxisbegriff die Universität wieder zurückzuholen in irgendeine Form von– Kontrolle ist zu viel gesagt –, in irgendeine Form von Überschaubarkeit. Dieser Praxisbegriff ermöglicht und erlaubt dann Partizipation. Im Grunde geht es um die Frage der Partizipation, wer darf wo mitreden. Das wird generell neu gemischt, habe ich das Gefühl. Das kann man an sehr vielen Bereichen beobachten, wo man darüber nachdenken muß, kommen wir mit den klassischen Denkformen der Partizipation aus. Habe ich ein ethisches Problem setze ich eine Ethikkommission ein – ist das noch was, was funktioniert? Oder ist das nicht was, was noch in den 60er Jahren funktioniert hat, aber was heute keine Glaubwürdigkeit mehr hat, was auch nicht wirklich greift. Daher kann ich diese Diskussion verstehen, vor diesem Hintergrund. Das man halt den Begriff der Praxis so in den Vordergrund gerückt hat, weil das die Form der Legitimation ist, die die Universität braucht um noch

ein Stück weit offen gehalten werden kann. Ich glaube, das würde wegfallen, wenn die Universität offen wäre. Und abgesehen davon glaube ich, daß wir schon ein Stück weit was verändern und verbessern können. Ich möchte nur nicht in das Nächste hinüberkippen, daß ich dann nur mehr Rhetorik-Skills meinen Studenten beibringe und der Inhalt ist dann egal. Da muss man sehr aufpassen, daß dann nicht die Form über den Inhalt gewinnt und die Auseinandersetzung mit der Form nicht die Auseinandersetzung mit dem Inhalt in den Hintergrund bringt, was schon eine Gefahr ist.

Kommunikative Kompetenz beizubringen würde heißen, daß die Lehre kommunikativer gestaltet werden muß als bisher. Wenn es das bedeuten würde, würde ich das durchaus begrüßen. Ich brauche kein eigenes Rhetorikseminar, aber ich sollte meine Studenten aufmerksam machen, daß etwa Präsentationen rhetorisch eine mittlere Katastrophe waren. Ich konnte zwar nachvollziehen, daß sie das brav durchgearbeitet und auch verstanden haben, aber so kann man das nicht präsentieren. Und das ist momentan ein bißchen schwierig. Im Grunde genommen spielt es sich so ab, daß das Studium an sich in den Hintergrund getreten ist. Was die Leute wollen ist ein abgeschlossenes Studium. Sie nehmen sie nicht weil sie in einem Fach soviel wissen, etwa in Soziologie, in Politikwissenschaft oder sonst irgendeinem Fach, sondern weil sie bewiesen haben, daß sie unter bestimmten Bedingungen etwas hingebacht haben und daß sie einen gewissen Entwicklungsstandard erreicht haben. Das meiste wird ja dann neu im Beruf gelernt. Ich habe einen Diplomanden, der ist in die Schweiz gegangen – nach St. Gallen zu einer Managementberatungsfirma als Unternehmensberater. Er hat bei mir sicher nicht Unternehmensberatung gelernt. Denen hat gefallen, daß er sehr viel Unterschiedliches gemacht hat, bei sehr viel Organisationssachen mitgewirkt hat, daß er vorher eine HTL gemacht hat und dann Sozialwissenschaften studiert hat, denen war völlig egal ob er *Soziologie* abgeschlossen hat. Die haben den genommen aus ganz anderen Gründen. Aber sie wollten einen Abschluß, das war eine Voraussetzung, also ohne Abschluß ist nichts. Die Diskussion um die Zusatzqualifikation hat schon einen Hintergrund. Die idealtypische Vorstellung, daß eine Lebenskarriere irgendwo bei A beginnt und bei B aufhört und daß ich ungefähr einschätzen kann – ab einem bestimmten Anstiegswinkel – wie die dann laufen wird und wie die dann ungefähr ausschauen wird, das ist passé. Ich glaube, das hat sich geändert. Es ist viel chaotischer geworden. Es hat das vorher auch schon gegeben, aber weniger häufig. Früher war es einfach möglich zu sagen, ich werde das und das und daher studiere ich das. Und das war geplant und die Ausnahmen waren halt die, die dann was ganz anderes gemacht haben. Und jetzt ist es so, daß ich sagen würde die Ausnahmen sind die, die das machen, was sie sich vorstellen und die Regel ist die, daß was ganz anderes passiert.“ (Gesprächszeit: Felt)

“Das, was vernünftigerweise dahintersteht, ist, daß das, was auf der Universität geschieht nicht abgehoben sein sollte von dem, was danach von den Absolventinnen und Absolventen gefordert wird. Praxisbezug bedeutet zunächst nicht, daß die Leute während des Studiums Praxis machen müssen, das kann in vielen Fällen nützlich sein, man wird es in diesen Fällen vielleicht sogar vorschreiben, obwohl das auch Probleme mit sich bringt, aber das Schlagwort hat ein anderes Ziel gehabt. Das Schlagwort hat –ich hoffe, ich tue jetzt niemandem weh – hat zum Beispiel bedeutet, weniger Rechtsgeschichte für Juristen und mehr Prozessrecht, Bundesabgabenordnung, also Dinge mit denen der Jurist später tatsächlich konfrontiert wird. Die Schwierigkeit, die sich dabei auftut, ist Berufsausbildung und wissenschaftliche Ausbildung. Für einen Rechtswissenschaftler würde ich voraussetzen, die Geschichte der Rechtentwicklung mitbekommen zu haben, für die Anwendung des Rechts in der Praxis, für die Beurteilung von rechtsrelevanten Sachverhalten ist es vermutlich wurscht, ob irgendwann im 3. Jahrhundert ein römischer Rechtgelehrter einen ähnlichen Fall diskutiert hat. Das ist, was mit Praxisorientiertheit eigentlich gemeint war. Das Praxissemester, das Hinausgehen in die Wirtschaft und dort einmal als Wirtschaftswissenschaftler in einem Betrieb gesessen zu sein, das ist auch Praxis. Die Idee, Berufspraxis mitzudenken ist sicher brauchbar. Die Trennung zwischen Diplom- und Lehramtsstudium, in den Naturwissenschaften sind diese beide

Studien bereits vollkommen getrennt, wird in den Geisteswissenschaften kommen müssen.”(Gesprächszitat: Weber)

Die gesellschaftliche Kritik von der Praxisferne der Universitäten allerdings erschließt sich nicht allein über die Frage der Regelung des Lehramtsstudiums im Verhältnis zum Diplomstudium. Die ExpertInnen aus dem Feld der Forschungsförderung betonen beide die problematischen Aspekte der Praxis-Apelle von Seiten der Wirtschaft und insistieren auf eine nicht primär anwendungsorientierte Wissensproduktion der Universitären und der außeruniversitären Forschung.

“Ich glaube, es ist völlig unmöglich vorherzusagen was ein heute Zwanzigjähriger, sagen wir Naturwissenschaftler, in seiner beruflichen Praxis später wirklich brauchen wird. In erster Linie sollte man viel, möglichst langlebiges Wissen vermitteln. Für Sie möglicherweise überraschend, gibt es gerade auch in den Naturwissenschaften Wissen und auch Methoden, die schon zur Zeit unsere Großväter erlernt wurden, und immer noch großen Wert besitzen. Umgekehrt ist vieles, was vor 20 Jahren der letzte Schrei moderner Technologie war, heute schon am Zentralfriedhof der Technologiegeschichte. Ich halte von diesem modischen Schrei nach Praxis-Bezug überhaupt nichts. Ich kenne zur Genüge den Vorwurf der Wirtschaft, die Universität arbeite kontrolllos und gebe sich ‘Spinnereien’. Gelegentlich ist er auch berechtigt, aber nur dann, wenn nicht drauf geachtet wird, die richtigen Maßstäbe anzulegen. Mißt man die Arbeit von Wissenschaftlern fachgerecht, das heißt, legt man internationale Maßstäbe an, tauchen diese Probleme erst gar nicht auf. Aber der andere Vorwurf, zuweit weg von der Praxis zu sein, ist auch noch unter einen anderen Gesichtspunkt zu sehen. Hochwertige Ausbildung, wie sie die Universitäten durchaus liefern kann, ‘produziert’ Leute, für die die existierende österreichische Industrie nicht ausreichend Jobs hat. Die österreichische Industrie kommt auch heute noch überwiegend mit HTL-Absolventen aus. Der Boom der Fachhochschulen hängt meines Erachtens auch damit zusammen, daß die nächste Stufe der Industrialisierung mit deren Absolventen gedeckt werden kann. Wann immer die Industrie gefragt wurde: ‘Was wollt ihr von den Universitäten?’ beinhaltete die Antwort vier Hauptkritikpunkte: Die Leute sind zu alt, sie sind nicht teamfähig, sie können keine Fremdsprachen, und sie sind praxisfern. Auf die Zusatzfrage: ‘Stimmt das Niveau?’ kam die Antwort: ‘Kein Problem!’, gelegentlich mit dem Zusatz, daß es unnötig hoch sei. Nun, zum Englischlernen ist eine Universität zu teuer, das ist wie Nägelschneiden auf einer Intensivstation, Englisch kann man woanders lernen, da braucht man keine Hochschule. Der Vorwurf mangelnder Teamfähigkeit ist schon eher berechtigt. Die Universitäten könnten da ein bißchen mehr leisten, das ist wohl wahr. Der Vorwurf der mangelnden Praxisnähe hat sich immer darauf bezogen, daß die Studenten in ihrer Ausbildung zu sehr wissenschaftsbezogen arbeiteten und so sozusagen für die Industrie verdorben wurden. Sehr verkürzt: Die Industrie wünscht sich Hochschulstudien, die drei Jahre dauern, mit Curricula, die exakt auf die unmittelbar aktuellen Bedürfnisse der Industrie abgestimmt sind. Das ist schlecht für die Universitäten. Universitäten leben ja auch davon, daß jemand an sie hohe Ansprüche stellt, so wie das bei den amerikanischen Universitäten der Fall ist. Leider haben wir das nicht.” (Gesprächszitat: Schmidt)

“Praxis im Sinne von Anwendungsorientierung – ich kann das nicht mehr hören. Es muß eine Verbindung von der Theorie hergestellt werden zu dem, was ich dann damit tue, und zu dem, was dann die gesellschaftspolitischen Konsequenzen daraus sind (...). Die Praxis kann sich nur aus der Theorie ableiten, für das was ich mir überlege – Methoden, Lösungsmöglichkeiten – muß ich die Theorie kennen, damit ich was ableiten kann, sonst kann ich nichts ableiten, sonst bleibe ich auf dem bereits Gedachten, es kommt immer wieder das Gleiche raus. Nachgedacht wird nicht mehr, das nimmt sehr, sehr ab. Das Theorie- und auch ein Methodendefizit fallen mir am allermeisten auf,

ich möchte für die Verstärkung der Theoriediskussion plädieren, und – auch wenn das jetzt auf Band ist – da bin ich mit meinem Minister nicht einer Meinung.” (Gesprächszitat: König).

Was bei Ilse König in Zusammenhang mit dem Praxisbegriff als Frage nach der gesellschaftspolitischen Konsequenz von Wissenschaft anklingt, wird aus der Perspektive des außeruniversitären Feldes von Frank Hartmann als zentraler Ausgangspunkt für eine zukunftsorientierten Konzeption von Wissenschaft thematisiert. Im Mittelpunkt eines zukunftsorientierten Praxisverständnisses hätte die Frage nach den veränderten kulturellen und technologischen Praktiken der Informationsproduktion/-vermittlung zu stehen, auf die die Wissenschaft sich einzustellen hätte.

“Ich habe noch im ideologischen Schatten der 60er Jahre studiert, wo sich der Praxisbegriff auf Gesellschaftsveränderung bezog. Theorie und Wissenschaftskritik ist das eine, die Praxis aber wurde ohne ihre Kritiker gemacht. Praxis heißt auch, die Freiheit der Wissenschaft in Anspruch zu nehmen, Handlungsenthobenheit, Muße, Reflexionsraum. Aber: “Wir sind der Geist dort ist der Profit” ist ein unangebrachter Individualismus. Systemveränderungsromantik ist ein Elitendenken. Praxis sollte ein Eingriff sein. Die Wissenschaft wird immer unzeitgemäßer, weil die Gesellschaft eine andere technologische und kulturelle Praxis entwickelt, um auf Informationen zuzugreifen und diese zu verarbeiten, dazu ist keine lange akademische Ausbildung nötig. Die Wissenbasis erweitert sich dauernd, junge DJs haben vielleicht mehr zu sagen, als Wissenschaftler.”(Gesprächszitat: Hartmann)

Klaus Taschwer, der als Wissenschaftsredakteur und Externer Lektor gleichermaßen den Bereich der medialen Öffentlichkeit wie auch das Feld der Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen repräsentiert, verweist in Zusammenhang mit dem Praxisbegriff als Einziger der Befragten auf die Notwendigkeit der vermehrten Vermittlung bzw. Popularisierung von Wissenschaft in einer breiteren Öffentlichkeit.

“In der Philosophie ist es so, daß der Praxisbezug im Vergleich zur USA im Sinne der Anbindung an gesellschaftliche Fragestellungen völlig fehlt. Es gibt einige wenige Philosophen, die sich in den medialen Diskurs einmischen, aber da wäre wieder zu fragen, tun sie das als Philosophen? Sie müßten ihr Fachwissen miteinbringen, im medialen öffentlichen Diskurs fehlen mir die Sozialwissenschaftler und vor allem Geisteswissenschaftler völlig, daß diese Kompetenz nicht eingebracht wird, liegt natürlich auch daran, daß der diskursive Raum dafür fehlt. Im Bereich der Geisteswissenschaften selbst ist die Durchlässigkeit nicht groß, das gesellschaftliche Problembewußtsein ist zwar im Wachsen, aber viel zu sehr an akademischen Standards orientiert, das ist eine österreichische Tradition, die Durchlässigkeit verhindern: Wehe, du schreibst verständlich.” (Gesprächszitat: Taschwer)

4.3.4. Produktivität von Forschung und Lehre – “Qualitätsstandards”

Ausgangspunkt dieses Themenfeldes war die Frage nach den Produktivitätsparametern in Forschung und Lehre und die Frage, wovon diese abhängen. Die Fragestellung ist nicht zuletzt vor dem Hintergrund einer Evaluationsdebatte und der gesetzlichen Verpflichtung zur Evaluation, vor allem im Bereich der Lehre, zu sehen. In den Interviews reichen die thematisierten Produktivitätsparameter in der Forschung vom klassischen Parameter –Quantität und Qualität von Publikationen – bis hin zur Kritik an diesem. Die nicht nur disziplinär unterschiedliche Definition des Begriffs verdeutlicht die Schwierigkeiten, die sich eben auch in hohem Maße auf die Forschungsarbeiten der Externen/Freien auswirken.

Die beiden ExpertInnen aus dem Feld der Forschungsförderung beziehen hier hinsichtlich der Frage der Produktivitätsparameter in der Wissenschaft durchaus Gegenpositionen. Deutlich wird in den beiden Positionen auch der unterschiedliche Charakter der Antrags- und Auftragsforschung. Während im Rahmen des FWF nach wie vor die “Output“-Orientierung hinsichtlich der Finanzierung eines Forschungsprojektes eine untergeordnetere Rolle spielt, orientiert sich der Produktivitätsparameter im Bereich der Auftragsforschung an Ergebnissen und am Berichtswesen. Hinsichtlich auch der Produktivitätsparameter setzt sich ein von den Naturwissenschaften geprägter Standard durch, der sich in anderen Disziplinen nur schwer erreichen läßt. Felt weist zum Beispiel auf die unterschiedliche Bedeutung des Schreibens im Zusammenhang mit Wissensproduktion hin.

“In den Geisteswissenschaften ist das Schreiben der zentrale Akt der Wissensproduktion, wohingegen das Schreiben bei den Naturwissenschaftlern nur mehr der Formalisierungsakt der Wissensproduktion ist. Es wird sich nie und nimmer auf die gleiche Form von Arbeiten bringen lassen.”(Gesprächszitat: Felt)

Nur in geringem Ausmaß werden Produktivitätsparameter im Zusammenhang mit Produktionsbedingungen gesehen. Zwar wird darauf verwiesen, daß es nicht um einen Produktivitätsbegriff gehen kann, der ein für allemal festgelegt und festgeschrieben ist, sondern vielmehr ständig diskutiert werden muß (Felt), aber die unterschiedliche Qualität der Produktionsbedingungen spielt in dieser Diskussion nur eine untergeordnete Rolle.

“Produktivität, das sind Publikationen, Einladung zu Vorträgen, Artikel und so weiter. Externe sind sehr produktiv was Publikationen und die Teilnahme am öffentlichen Diskurs angeht, sie sind oft vertreten, Uni-Angestellte hingegen nicht. Das ist doppelt ungerecht: weil der akademische Markt funktioniert ja in der Logik einer “gift economy”, das heißt, man ist als Externer zu Produktivität gezwungen ohne allerdings Gegeneinladungen machen zu können. Das Problem ist auch,

Publikationen sind nicht bezahlt, wenn man für einen Vortrag 3.000-5.000 Schilling bekommt, ist es schwer plausibel zu machen, daß man eigentlich das dreifache verlangen müßte. Externe sind also gezwungen zu einer Produktivität, die sich nicht rechnet. Die Uni-Lehrer sind nicht faul, aber ein Buch bei vollem Gehalt sollte heraus schauen, wenn es bei Externen auch heraus schaut.“ (Gesprächszitat: Hartmann)

“Ich denke, die vordringlichste Aufgabe der österreichischen Wissenschafts- und Forschungspolitik, und damit auch des FWF, ist Forschung in Österreich auf einem Niveau zu treiben, das international nicht nur akzeptabel ist. Man muß eine Spitzenstellung anstreben. Das wichtigste Instrument dafür ist für den FWF das Begutachtungsverfahren. Seit Jahren benutzen wir, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nur ausländische Gutachter. Wir verlangen von den Antragstellern englische Anträge und wir schreiben jedes Jahr 4.000 Gutachter in der ganzen Welt an, von denen dann etwa 60 Prozent für uns arbeiten. Die größte Gruppe kommt nach wie vor, wenn auch abnehmend, aus Deutschland. Aber auch die USA, Großbritannien, Frankreich, die Schweiz und andere sind gut vertreten. Durch diese Art von Gutachtersystem haben wir einen automatischen Link zur Forschungs- und Wissenschaftsszene der gesamten Welt. In bezug auf Forschungspolitik im engeren Sinn erlauben wir uns relativ wenig eigenes Urteil. Unsere Tätigkeit ähnelt dem Betrieb einer Maschine, die möglichst gut gewartet und geölt ist. Der gängige Wissenschaftsbegriff wird von uns nicht hinterfragt, unser Anspruchsniveau orientiert sich an dem der ‘international scientific community’.

In den Naturwissenschaften gibt es zu dieser Vorgangsweise keine vernünftige Alternative. Ich glaube aber in den anderen Wissenschaften auch nicht. Im übrigen ist nicht anzunehmen, daß Österreich einen besonderen Weg in bezug auf Wissenschaftsentwicklung erfindet oder demnächst erfinden wird und die Welt uns dann folgen wird. Das geht wirklich weit über meine Vorstellungskraft hinaus. Wir können nichts anderes wollen als Teil der ‘international scientific community’ zu sein und wir tun mit und in unseren Programmen alles, um diese Internationalität zu erreichen. Wir schicken massiv Leute ins Ausland. Mit geringerem Nachdruck holen wir Leute aus dem Ausland. In Zukunft wollen wir das stärker tun. Wir haben jetzt ein bißchen mehr Geld um ausländische Post-Docs nach Österreich zu bringen. Quoten nach Nationalität oder Wissenschaftsdisziplinen kennen wir nicht. Im übrigen verhalten wir uns bei allen unseren Programmen so: Wir haben keine Quotenregelung zwischen den einzelnen Wissenschaftsdisziplinen. Wir lassen das frei laufen, mit dem Effekt, daß wir zu Verteilung kommen, wie woanders auch. Also, beispielweise für die Sozial- und Geisteswissenschaften sind das etwa 18 Prozent vom finanziellen Gesamtvolumen. Das entspricht den Werten in der Schweiz und in Deutschland. Produktivität ist an der Publikationstätigkeit abzulesen. Im engeren Sinn sind Publikationen in hochkarätigen Journalen für uns der Ausweis einer hohen Leistungsfähigkeit, ohne daß wir das exzessiv betreiben, weil diese Art von Bewertung nicht ganz unproblematisch ist. Wieder läuft es darauf hinaus: Neue wissenschaftliche Erkenntnisse sind dann hervorragend, wenn die Welt sagt, sie sind hervorragend.“ (Gesprächszitat: Schmidt)

“Das, was unter Effizienz und unter Produktivität zu verstehen ist, daß man in einer gewissen Zeit eine bestimmtes Thema, einen bestimmten Forschungsauftrag behandelt und zu einem vernünftigen Ergebnis kommt, das ist es simpel gesagt. Das führt leider dazu, daß es nur mehr darum geht. Es ist so, daß Auftraggeber, die öffentliche Hand – wenn es private sind dann wahrscheinlich noch viel stärker –, weil sie immer mehr gerade auch die externe Forschung im Sinne einer Politikberatung nützen wollen, hier und jetzt und sofort zu einem verwertbaren Ergebnis kommen wollen. Das bedeutet, es werden Aufträge vergeben, wo es eine relativ klare Fragestellung gibt, die sofort, hier und jetzt, möglichst schnell und mit möglichst simplen Methoden beantwortet werden soll. Das ist schon auch Effizienz, wenn man das leisten kann. Für mich gehört zur Effizienz aber dazu, daß wirklich versucht wird, in einer Forschungstätigkeit Dinge neu zu denken, sich mit Dingen nicht nur an der Oberfläche und möglichst rasch, sondern möglichst kontinuierlich, grundlegend und tiefer zu

befassen, um nicht ewig das gleiche zu reproduzieren, sondern auch zu neuen Fragen und Antworten zu kommen. Das ist etwas, was bei der derzeitigen Form der – jetzt spreche ich über die Externen– Forschungsförderung und Finanzierung von Forschungsarbeiten nicht gewährleistet ist. Es wird nur die effektive Stundenleistung am Projekt bezahlt, es wird nicht der Teil, den man braucht, um überhaupt auf eine Idee zu kommen bezahlt, vielleicht eine gescheite neue Methode zu überlegen. Jetzt rede ich nicht speziell vom Wissenschaftsministerium, weil da gehts immer noch ein bißchen. In der Regel geht es aber nicht. Darum, denke ich, muß man diesen Produktivitäts- und Effizienzbegriff in die Richtung erweitern, daß es wirklich qualitativ inhaltliche Kriterien gibt. Nachdenken, Neudenken, das Konzeptive muß Bestandteil sein, nicht nur – ich krieg einen Auftrag und den erledige ich. Das ist das Eine, das Zweite sind die Kriterien die dem Messen der Effizienz zugrunde gelegt werden, und zwar das Messen von Produktivität und Output, zum Beispiel anhand der Zahl von Publikationen. Das ist ein System, das nicht funktionieren kann. Das ist erstens traditionell naturwissenschaftlich männlich orientiert, das ist zweitens in Europa zum Beispiel anders als in den USA. Es gibt eine ganze Reihe von Einschränkungen, wo man sagt, mit dem kann es nicht gehen, das kann man nicht zum vorwiegenden Beurteilungskriterium von Produktivität machen. Die Tendenzen gehen aber weiterhin in die Richtung. Ein Kriterium wäre auch Internationalität, Kooperation, es könnte auch Interdisziplinarität sein, da müßte man Neues entwickeln, um feststellen zu können: Was heißt überhaupt Produktivität? Das ist in den forschungspolitischen Strategien nicht drinnen oder zu wenig drinnen.“(Gesprächszitat: König)

“Ich selbst bin ein Grundlagenforscher, so nach dieser vordergründigen Einteilung. Ich bin hilflos diesbezüglich [bezüglich Produktivitätsparameter] und das sind alle diejenigen, die sich mit Evaluierungsfragen beschäftigen. Ich kann natürlich im Bereich der Technik, Naturwissenschaften, Wirtschaftswissenschaften anwenderorientiert denken und sagen, schaut etwas heraus, das brauchbar ist, kann ich das direkt oder indirekt umsetzen. Wenn ich aber Monate investiere in die Frage der Datierung einer Handschrift – wem nutzt das was? Ich weiß nicht welche Parameter sich im Bereich dieser Geistes-/Humanwissenschaftlichen Grundlagenforschung finden lassen. Auch die Evaluierer haben dieses Problem, denn das ist auch so etwas, das aus der Naturwissenschaft kommt: wie oft wird man, natürlich in der ausländischen, und wenn ausländischen, dann englischsprachigen, und wenn englischsprachigen, dann US-amerikanischen Literatur zitiert, das ist gut, je öfter man dort vorkommt. Vielleicht arbeite ich aber gerade an einem Bereich, der momentan keinen Menschen interessiert, vielleicht werde ich erst in 20 Jahren zitiert, wobei das “Ich” jetzt nicht konkret ist, sondern ganz allgemein, soll ich mir deswegen jetzt nur einen Gegenstand suchen, weil ich weiß, daß der woanders interessiert?“ (Gesprächszitat: Weber)

Die Produktivitätsparameter im Bereich der Lehre sind mittlerweile eng verknüpft mit Evaluierungsmaßnahmen, die an den Universitäten durchgeführt werden, wiewohl in den Interviews immer wieder nach den Parametern für die Lehre noch einmal nachgefragt werden mußte.

“Je mehr ich mich mit der Frage der Evaluierung in der Uni auseinandersetze, umso mehr wird mir klar, daß sich das wahrscheinlich in den bestehenden Strukturen, in den eingeübten Verhaltensmuster, vor allem im Forschungsbereich, nicht wirklich umsetzen läßt.“ (Gesprächszitat: Felt)

Die vor allem auf den Forschungsbereich bezogene resignative Haltung wird für die Lehre durchaus relativiert. Hier werden Evaluierungsmaßnahmen in erster Linie als "Vorgabe eines Wertesystems" (Felt) gesehen, die an sich schon eine Veränderung im Bewußtsein bewirken.

Eine Differenzierung zwischen Externen und Internen findet in den Interviews de facto nicht statt. Lediglich Frank Hartmann verweist als Externer auf den Unterschied: "Wir werden immer beinhart evaluiert!" Gemeint ist hier der Zusammenhang zwischen Feststellung der Qualifikation und Vergabe eines Lehrauftrages. Während die Vergabe eines Lehrauftrages an Externe semesterweise erfolgt, so ist die Abhaltung der Lehrveranstaltung durch Interne Dienstpflicht.

Die Interviews zeigen, daß die Begriffe Produktivitätsparameter und Evaluierung der Lehre höchst unterschiedlich aufgefaßt und definitorisch festgelegt werden.

Ilse König fordert in diesem Zusammenhang die Abkehr von "traditionell männlich definierten Evaluierungskriterien", die sich im wesentlichen an den bereits oben angesprochenen Kriterien orientieren. Mit einem "feministischen Blick" sollten andere Verfahren, wie etwa prozeßhafte Supervision, Selbstreflexion etabliert werden.

"Ausbildung durch Wissenschaft halte ich für eine der wichtigsten Auswirkungen wissenschaftlicher Forschung, wichtig für das intellektuelle Leben, aber auch ganz allgemein für das gesamte soziale und ökonomische Leben. Der Fonds kommt ja nur indirekt über die von ihm bezahlten Doktorandenstellen mit der Lehre in Berührung. Forschung und Lehre ist für mich etwas was völlig verzahntes. Man kann keine hochkarätige Lehre machen, ohne daß diese an Forschung geknüpft ist und umgekehrt: Ordentliche Forschung zu machen ohne junge Leute, ist für mich absurd. Ich weiß nicht, wie das in anderen Gebieten ist, aber in den Naturwissenschaft, und in der Mathematik erst recht, dominieren bei allen neuen Entwicklungen die 25-jährigen. Ohne wesentliche Übertreibung: Ein Forschungsinstitut, das keine 25- bis 35-jährigen hat, ist für mich schwer vorstellbar, gleichgültig wie eminent die Herren sind, die älter sind. Wissenschaftler meines Alters haben primär andere Funktionen. Sie sind aber nicht die, die originell sind und die Sache weiterbringen." (Gesprächszitat: Schmidt)

"Die Akzeptanz durch die Studierenden! Wenn Sie was Besseres wissen, wär' ich auch sehr dankbar. Die Akzeptanz der einzelnen Lehrveranstaltung ist halt dann die Beurteilung: redet er gut, macht er Witze, erweckt er den Eindruck, sich in seinem eigenen Gegenstand auszukennen, ist er im Stande, das auch rüberzubringen. Es gäbe natürlich auch eine zweite Möglichkeit der Lehrveranstaltungsevaluation, das ist die Akzeptanz im Fachbereich, das müßten die Kollegen machen, die dann die Leute aus diesen Lehrveranstaltungen haben und plötzlich feststellen, was wissen s', was haben sie sich gemerkt, was haben sie mitgebracht aus der Lehrveranstaltung, das ist immer eine sehr originelle Frage beim Seminar, irgendjemand zeigt Lücken, dann frage ich, bei wem haben sie das Proseminar gemacht, dann sag' ich, bitte sagen sie es nicht, dann weiß ich, sie haben es bei mir gemacht, aber das ist sozusagen nicht ernst. Die Möglichkeit oder die Notwendigkeit, um so etwas zu machen wäre eigentlich, daß die Prüfung über diese Lehrveranstaltung dann durch diejenigen abgenommen wird, die in der Folge die Betreffenden weiterbilden – ich sage nicht, daß ich dieses Prinzip haben möchte, wir haben das wahrscheinlich bessere Prinzip, daß die Prüfer die Leiter der Lehrveranstaltung sind, daß die beurteilen, was

sozusagen hängengeblieben ist, was rausgekommen sein soll, wenn dann im nächsten Studienjahr jemand sagt, mit dem können sie bei mir nichts anfangen, hat er Pech gehabt. Wir haben das Prinzip, wir geben den Prüferinnen und Prüfern das Vertrauen, die können absolute Normen setzen, ob das der Fall ist, halt' ich für höchst zweifelhaft." (Gesprächszitat: Weber)

4.3.5. Nachwuchs

"Es ist ein Spezifikum der österreichischen Universität. In keinem anderen Land würden sie mit 40 als Nachwuchs bezeichnet werden. Dann sind sie entweder Freelance Researcher oder sie sind irgendetwas anderes, aber sie sind sicher nicht Nachwuchs. Das hat was mit der Hierarchisierung zu tun und das hat etwas damit zu tun, daß der Mittelbau im Grunde genommen eine Fehlkonstruktion, als Gruppe, ich meine jetzt soziologisch gesehen, ist. Denn im Grunde genommen ist es mein Ziel, wenn ich diese Gruppe betrete, sie so schnell wie möglich zu verlassen. Ich bin nur ein erfolgreicher Mittelbauer, wenn ich ein ausgeschiedener Mittelbauer bin. Insofern ist von der Konstruktion her in der Gruppe zu verbleiben ein Versagen. Ich hab da Aussagen gehört von Professoren: 'Der ist 39, in dem Alter sollte der schon Professor sein und den sollte man daher nicht mehr anstellen. Entweder er hat es bis dahin schon geschafft oder man sollte es nicht mehr tun.'"(Gesprächszitat: Felt)

"Da sind jetzt mehrere Dinge drinnen, sie haben den Nachwuchs begriff sehr schön problematisiert. Es beginnt in einem bestimmten Augenblick zu kippen, ich bin auch Mitglied der Personalkommission der Fakultät und erlebe dort gelegentlich, daß formal höher qualifizierte nicht mehr genommen werden, etwa als Assistenten, unter dem Gesichtspunkt, das ist ja dann keine Nachwuchspflege mehr. Jetzt eigentlich außer Protokoll, es kommen bereits zahlreiche Fälle, das hängt mit den unterschiedlichen dienstrechtlichen Bestimmungen in der Bundesrepublik und in Österreich zusammen, daß sich 40-jährige Habilitierte um Assistentenposten in Wien bewerben. Nun ist es eigentlich unglaublich schwierig, warum der Betreffende schlechter qualifiziert sein soll als ein Magister, der noch an seiner Dissertation arbeitet, den aber der zuständige Universitätslehrer oder die zuständige Universitätslehrerin lieber hätte, weil man ihn kennt, die eigenen Leute, für die muß man um Gottes Willen ja auch was tun. Da fällt es schwierig mit der Argumentation, formal, da gibt's Publikationen, da gibt's ein Büchl oder zwei, wie soll ich dann sagen, der eigene, der zu den besten Hoffnungen berechtigt, vielleicht, ich weiß ja nicht ob die dann eingelöst werden, ist besser qualifiziert, als jemand sonst. Das ist ein Problem, das ist legislativ nicht lösbar, das ist nur ein unglaublich heikles Fingerspitzengefühl und läuft letztlich doch darauf hinaus, daß derjenige oder diejenige, der den Posten zu vergeben hat, letztlich seine Wünsche durchsetzen wird. Wir produzieren auf Halde, bis über die Habilitation hinaus, man kann sagen, aber es stimmt nicht, wer als Habilitierter mit 45 noch nicht einen Professorenposten hat, bei dem muß was nicht stimmen, aber so ist es nicht, weil die Zahl der zur Verfügung stehenden Habilitierten in keinem Verhältnis mehr steht zur Zahl der zur Verfügung stehenden Professorenstellen. In einem verwandten Fach haben sich 60 Leute beworben in einer Bundesländeruniversität, die waren sehr stolz, bis jemand gesagt hat, seid's wahnsinnig, seid's euch doch bewußt, daß das nicht die Attraktivität dieser Universität ist, sondern die Tatsache, daß so viele arbeitslose Habilitierte im deutschsprachigen Raum herumlaufen. – Aber ich kann's nicht lösen, nicht, und es wäre schön, wenn ich die Forderung stelle, die Forderung kann ich stellen, dem Staat sagen könnte: lieber Staat, a) du hast sehr viel Geld in die Ausbildung dieser Leute investiert, b) sie haben die höchstmögliche Qualifikation in ihrem Bereich erworben, bitte tu doch was, daß sie eben nicht Taxifahren müssen, aber das Geld haben wir nicht. Wir leisten uns mit viel Mühe die Staatsoper, die Universitäten sind insgesamt viel

teurer. Ich weiß nicht, wenn der Staat so reich wäre und sagen könnte, wunderbar, wenn du habilitiert bist, garantier' ich dir deinen Posten, wär' es schön. Nichteinmal die "subauspiciis"-Leute, das war einmal, das war die einzige, die einzige Möglichkeit tatsächlich über Leistung zu einem garantierten Staatsjob zu kommen, das hat es bis vor ein paar Jahren gegeben, das ist auch abgeschafft worden, weil es nicht mehr finanzierbar war und natürlich auch ein bisschen Mißbrauch getrieben worden ist, wie immer in solchen Fällen und ich gehe jede Wette ein, daß es dann auch Gefälligkeitshabilitationen geben würde, eh schon 40, drei Kinder, also habilitieren wir ihn, dann hat er einen Job."(Gesprächszitat: Weber)

"IP: Wenn ich von Nachwuchs spreche, unreflektiert jetzt, wenn ich jetzt nachdenke, was ich unter Nachwuchs verstehe – und das ist wieder geprägt von diesem außeruniversitären Forschungsbereich, dann sind das Personen, die kurz mit dem Studium fertig sind, also AkademikerInnen sind und noch nicht die Möglichkeiten hatten, entsprechende Forschungserfahrungen, wissenschaftliche Erfahrungen zu sammeln, um auf dem freien Markt bestehen können. Oder noch nicht fähig sind, eine Projektleitung zu machen, die dann dem entspricht, was verlangt wird. Das ist für mich in diesem Kontext der Nachwuchs, also wir [gemeint ist hier die frühere Arbeitsstelle, das Institut für Konfliktforschung] haben das teilweise mit Akademikertrainings gelöst, die wir auch ernsthaft betrieben haben und die Leute auch dann angestellt haben. Aber wo jemand eine Chance hat, noch nicht hundert Prozent der in dem Fall vom Markt geforderten Leistung zu erbringen – was am Markt nicht geht, weil da muß man hundert oder hundertzwanzig Prozent erbringen – und in einen Forschungsprozeß integriert wird, wo er einen Teil der Zeit als Lernende verbringen kann, so macht das Sinn. Und das, denke ich, muß man fördern und das verstehe ich zum Beispiel unter Nachwuchsförderung. Das war für mich, was wir im Institut unter Nachwuchs und Nachwuchsförderung verstanden haben und das ist ein Bereich, wo man sehr viel tun könnte. Qualifizierungsprozesse in welche Richtung ist dann relativ offen, eventuell angestellte wissenschaftliche Karrieren, die sich in verschiedenen Bereichen abspielen können, wo man dann eventuell eben auch in einem Ministerium landet.

I: Wenn man es so sieht, qualifiziert es nicht für eine universitäre Laufbahn.

IP: Das ist richtig!" (Gesprächszitat: König)

"Es klingt ja geradezu paradox, wenn sie in erster Linie mit der Wirtschaft zu tun haben, wenn sie sagen, mit 45 ist jemand Nachwuchs, da fallen sie in der Wirtschaft schon wieder aus ihren Führungspositionen hinaus. Na ja, es ist die Frage, inwieweit man hier halt rechtzeitig Vorsorge treffen muß und mir andere Standbeine aufbauen muß. Darauf kann man sich unter diesen neuen gesetzlichen Gegebenheiten, kann man sich auf das nicht mehr verlassen. Und ich glaube, es ist jeder gut beraten, daß er sich rechtzeitig ein anderes Standbein aufbaut. Für mich ist noch immer hier, für diese Gruppe, der große Bereich der Erwachsenenbildung sinnvoll, wo man wirklich einsteigen könnte." (Gesprächszitat: Aumüller)

"Also prinzipiell habe ich überhaupt kein Problem mit dem Begriff Nachwuchs, weil, wenn ich mir anschau – aber vielleicht ist das, ich bin sehr naturwissenschaftlich behaftet, rein von meiner Ausrichtung her, sag' ich jetzt – aber wenn ich mir anschau, wann die Leute ihre Spitzenleistungen gebracht haben, dann waren sie alle im Nachwuchsalter. Da geht ja auch der klassische Begriff, was man bis 35 nicht geleistet hat, nachher kommt nichts mehr aus der Wissenschaft. Mag sein, daß das im geisteswissenschaftlichen Bereich nicht so sehr gilt, das kann ich nicht sagen. Drumwürde ich auch dafür plädieren, daß man diesen wirklich jungen und innovativen Leuten Platz schenkt, Raum schenkt, Aufmerksamkeit schenkt und das zieht aber einen ganzen Rattenschwanz nach sich, weil das hieße das Aufbrechen dieser Strukturen, das ist wahrscheinlich die einzige Lösung. Vielleicht ist die Habilitation als solche nicht einmal so schlecht, aber als alleiniges Kriterium für eine Karriere kann sie nicht gelten, gerade im Medizinbereich, wo ich einfach nur Punkte sammle

und schau', daß ich bei irgendwelchen Publikationen dabeistehe, daß ich noch einen Punkt bekomme, was für einen Sinn hat das. Da wird halt viel an Schrebergärten gerüttelt, nur irgendwann muß man beginnen, wenn man permanent resigniert vor dem Faktischen, wird man auch nichts weiterbringen."(Gesprächszitat: Müller)

Der Nachwuchsbe­griff, des wissenschaftlichen/universitären Feldes ist gekennzeichnet durch eine völlig andere Altersbestimmung als in anderen beruflichen Feldern. Im Bereich der Forschungsfinanzierung existieren "Nachwuchsprogramme", deren Alterslimit mit 40 und manchmal darüber angesetzt sind. Die Altersbeschränkungen, die in der Nachwuchsförderung für den externen Bereich gelten, finden im internen jedoch keine Entsprechung. Es existiert keine Alterslimit für jene, die vor ihrem 40. Lebensjahr in den Bundesdienst eingetreten sind. Eine Definitivstellung ist auch über dieses Alter hinaus möglich. Zwar wird einerseits von den ExpertInnen unisono festgestellt, daß der Nachwuchsbe­griff zwischen paradox und inadäquat liegt, dennoch wird weitgehend an dem universitätsinternen Qualifizierungssystem festgehalten, das diese Korridorsituation speziell für Externe schafft.

Der Nachwuchsbe­griff wird in hohem Maße mit dem akademischen Mittelbau verknüpft, wiewohl die Externen nun nicht mehr Angehörige dieser Kurie sind. Eindeutig belegen die ExpertInneninterviews, daß die disziplinäre Bestimmung von Nachwuchs relevant für die Beurteilung ist. 35 Jahre erscheint für den naturwissenschaftlichen Nachwuchs als Obergrenze. Es wird dadurch aber auch deutlich, daß die naturwissenschaftliche Lebensproduktivitätskrurve auf andere Bereiche übertragen wird.

Während in anderen Feldern, aufgrund vielfältiger Qualifikationselemente unterschiedliche Karrieren möglich sind und leitende Positionen auf unterschiedlichem Weg erreicht werden können, ist dies im universitären Bereich nicht möglich. Der/die habilitierte AssistentIn weist möglicherweise ein analoges Qualifikationspotential auf, wie der im selben Fach lehrende und forschende Professor, dennoch gilt der/die AssistentIn gewissermaßen als Nachwuchs. Mit ein Grund dafür mögen die vergleichbaren Anforderungsprofile an WissenschaftlerInnen sein, die sich im Prinzip lediglich in Erfahrung oder manchmal in Altersgrenzen unterscheiden, jedoch durch universitätsimmanente Qualifikationsstufen reguliert werden und somit diese Differenzierungen nach wie vor aufrechterhalten bleiben.

Keiner der ExpertInnen nimmt generell auf geschlechtsspezifisch unterschiedliche Karriereverläufe Bezug, nur dort wo es um die Frage der Habilitation geht; der Nachwuchs hat also in der Wahrnehmung der ExpertInnen kein Geschlecht.

Wesentliche Schwierigkeiten sehen die ExpertInnen vor allem in der Struktur der Universität gegeben, da das Verhältnis zwischen AssistentInnen und ProfessorInnen-planstellen so unverhältnismäßig ist, daß ein Verlassen des Nachwuchsstatus nur für wenige möglich ist. Habilitierte sind gezwungen, sich für AssistentInnenstellen zu bewerben, für die sie dann oft als zu alt und überqualifiziert eingestuft werden, da sie nicht mehr als Nachwuchs gelten. Bewerben sie sich hingegen einige Zeit später für ProfessorInnenstellen, ist dann zu hören: "Wer als Habilitierter mit 45 noch nicht einen Professorenposten hat, bei dem muß was nicht stimmen." (Weber zitiert Aussagen von KollegInnen)

Die Schwierigkeiten der Qualifizierung in bezug auf inneruniversitär/außeruniversitär wird im Gespräch mir Dr. Ilse König deutlich. Dort, wo zwar eine wissenschaftliche Qualifizierung erfolgt, aber in einem außeruniversitären Forschungsinstitut, wird die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Karriere im universitären Bereich eingeschränkt beziehungsweise nahezu verunmöglicht.

Ein zentraler Faktor in der Bestimmung des Nachwuchses ist nach wie vor die Erlangung der Habilitation. Auch hier ist die Relevanz von Fach zu Fach höchst unterschiedlich. Die Diskussionen in den letzten Monaten über die Abschaffung der Habilitation zeigten sich auch in den ExpertInneninterviews. Gefragt wurde von uns, ob die Habilitation ein geeignetes Mittel zur Beurteilung von Qualifikation sei und ob eine Abschaffung der Habilitation nicht eine Möglichkeit der Veränderung wäre, speziell in bezug auf die Frage des Nachwuchses.

"Ich bin da sehr gespalten, muß ich sagen, ich bin nur dafür sie abzuschaffen, wenn man gleichzeitig eine andere Qualifikation einführt. Ich halte das vor allem für die Externen für schlecht. Die Habilitation für einen Externen ist ein Qualifikationsschritt, der ihn oder sie unabhängig macht von der Institution bis zu einem gewissen Grad – nicht wirklich, aber zum Teil. Es ist sozusagen ein Nachweis vorhanden, was man erreicht hat. Wenn jetzt, spielen wir es einfach durch, wenn die Qualifikation einfach wegfallen würde, was würde dann passieren? Die Abhängigkeiten und der Nachweis dessen, ob ich anerkannt bin oder nicht, würde auf eine andere Ebene verschoben. Ich würde daher nur ja sagen, wenn etwas anderes an Qualifikation vorgesehen ist. Ansonsten halte ich die Abschaffung eher für ein Nachteil denn einen Vorteil, weil sie die Macht noch viel länger in den Händen des Establishment läßt. Also ich denke einfach, die Habilitation wird etwa als Punkt gesehen, wo die Frauen ausscheiden. Die scheiden nicht bei der Habilitation aus, für die ist bereits der Weg zur Habilitation mit so vielen Mikroungereimtheiten gepflastert, daß sie einfach nicht dorthin gelangen. Und im Grunde genommen ist die Habilitation nur die Projektionsfläche dessen, was sich davor abspielt. Und da kommt man dann drauf und da kann man es nachweisen, daß da irgendwas passiert ist. Was ich einfach befürchte ist, daß die Leute irgendwie aussickern und daß es gar nicht mehr den Punkt gibt um zu sagen: 'Hey, was passiert da? Wieso passiert das, wo sind die Qualifizierten?' Ich bin mir nicht sicher, wenn wir das ganz aufmachen und keine andere Qualifikation, die irgendwie Anerkennungen schafft, einführen, ob das besser ist – bin ich mir nichtsicher, ich denke gemischt. Was ich schlecht finde an der Habilitation ist a) die Ritualisierung und ist b) die Tatsache, daß man fachlich an einen 'Baum' gebunden wird; man darf nichts mehr anderes sein als das. Das finde ich schlecht, aber auch das Hochstilisieren – in manchen Bereichen – dieses Oeuvres. Und die Frage: Haben sich nicht einfach die Produktionsbedingungen geändert und das Verfahren spiegelt das nicht mehr wider – die hat sich niemand noch gestellt. Das sehe ich als viel ärgeres Problem als die Frage, ob man sie abschaffen soll oder nicht. Ich denke, vielleicht

könnte man einfach erwirken, daß sich die Durchführungsbedingungen verändern. Vielleicht wäre es gescheiter oder geschickter die Energie dorthin, als in die Abschaffung zu pulvern. Weil die Diskussion unglaublich polarisiert. Und man muß etwas anderes an die Stelle setzen und darüber ist bis jetzt nicht wahnsinnig viel geredet worden. Und man sollte nicht über das Eine reden und es fordern, wenn man nicht schon eine Option des Anderen im Ärmel hat. Weil das kann nämlich ziemlich nach hinten losgehen, der Schuß. Wenn die Habilitation einfach abgeschafft wird, fürs Doktorat nichts gemacht worden ist, haben wir die Qualifikationsprobleme einfach auf einer anderen Ebene." (Gesprächszitat: Felt)

"Bei Ihnen ist angeklungen: Abschaffung der Habilitation; ich hätte prinzipiell nichts dagegen, wenn wir sie abschaffen. Es ist nur schon ein gewisses Korrektiv auch. Sinnvoll wäre es nur dann, wenn wir generell das dreistufige Modell einführen, genaugenommen haben wir es ja auch, mit Bakkalaureat, Magisterium, Doktorat. Jetzt haben wir Magisterium, Doktorat, Habilitation. Man brauchte das nur nahtlos ineinander übergehen zu lassen, weil sonst ist die Habilitation die vierte Stufe, man müßte dann, wie schon unter Firnberg, seelig, das Doktorat aufwerten. Aber was macht man drüben am Minoritenplatz, sie entwerten das Diplom. Die Diplomarbeiten, die wir gemacht haben, die zwei Jahre oder länger sich hineingekniet haben, eigentlich eine Diss., die haben sie uns abgedreht, ich versteh' es auch wieder, weil das Ministerium will möglichst schnell die Leute wieder draußen haben." (Gesprächszitat: Weber)

"Die Habilitation wird überschätzt, die Leute werden psychisch schon mit dem Doktorat fertig gemacht, die Anforderung der Habil. sind astronomisch."(Gesprächszitat: Hartmann)

Keiner der befragten ExpertInnen hält die Habilitation für tatsächlich notwendig und niemand will an diesem Qualifikationsschritt unbedingt festhalten. Deutlich wird hier die zu Beginn angesprochene Unterscheidung zwischen "öffentlicher" und "privater"Position und der daraus resultierenden wissenschaftspolitischen Relevanz. Wiewohl die universitätsinternen ExpertInnen in einem weitaus geringerem Ausmaß diese Hürde als problematisch ansehen und als Lösungsansatz lediglich auf die Einführung eines dreistufigen Systems verweisen. In bezug auf Externe wird die Habilitation sogar als Möglichkeit der Unabhängigkeit gegenüber der Universität gesehen, was angesichts der Erfahrungen der habilitierten Externen zurückgewiesen werden muß.

Aus den ExpertInneninterviews wird die in einem Interview angesprochene Polarisierung nicht erkennbar und auch nicht aus den Aussagen universitärer Vertretungen wie sie in Kapitel 1.1.2.6. dargestellt werden.

Nahezu keiner der ExpertInnen stellt jedoch prinzipiell die Habilitation als wissenschaftliche Qualifizierung in Frage – also ist einE WissenschaftlerIn, der/die habilitiert ist, grundsätzlich höher qualifiziert wie jener oder jene, die das nicht ist. In vielen Bereichen des UOG '93 ist die Habilitation lediglich dort ein Erfordernis, wo es um akademische Funktionen geht, also etwa die Funktion des Institutsvorstandes.

Die im Habilitationsverfahren geforderten und geprüften wissenschaftlichen, methodischen und didaktischen Qualifikationen sind nicht unbedingt jene, die für die akademischen Funktionen bei denen die Habilitation notwendige Voraussetzung ist, relevant sind. Im Gegensatz zu anderen Bediensteten des öffentlichen Dienstes ist es für HochschullehrerInnen (und LehrerInnen übrigens auch) nicht erforderlich, eine Grundausbildung in der etwa Dienstrecht, Haushaltsrecht usw. gelehrt wird zu absolvieren. Dies ist umso bemerkenswerter, als die Selbstverwaltung der Universitäten diese Grundkenntnisse in weit höherem Ausmaß erforderlich macht als in anderen Bereichen des Öffentlichen Dienstes. Das Festhalten an individualisierten Qualifizierungsmodellen läßt umgekehrt Rückschlüsse auf die Frage der Verkörperung der Wissenschaft zu.

Nicht zuletzt durch die aktuelle Diskussion –Forderung der Abschaffung der Habilitation im “Weißbuch zur Frauenförderung” – wurde hier zumindestens teilweise auf die Geschlechterfrage Bezug genommen.

4.4. Modelle und Massnahmen, die die Ressourcen Externer LektorInnen und Freier WissenschaftlerInnen ermöglichen und nützen²²⁹

4.4.1. Ressourcenrückfluß an Externe/Freie

Wenn zu fragen war, welche Ressourcen die Externen/Freien in die Universität einbringen, so liegt in einem System, wie dem der Universität, nahe zu fragen, welche Ressourcen an die Externen fließen, was sie von ihrer universitären Lehrtätigkeit profitieren, von ihrer Mitarbeit in Drittmittelprojekten, usw. Hier sind die Antworten der ExpertInnen aus dem Feld der Universität und der Forschungsförderung äußerst dürftig und zeigen, daß es einer großen Anstrengung bedarf, um hier Modelle zu entwerfen.²³⁰ “Ich verstehe das Problem ausreichend, wirkliche Lösung habe ich keine.” (Gesprächszitat: Schmidt) Sogar in den eigenen Bereichen werden die Möglichkeiten nicht wirklich gesehen, um eine Veränderung der Situation der Externen/Freien herbeizuführen.

²²⁹ Vgl. Kapitel 6

²³⁰ Demgegenüber haben die Experten, die selbst Externe Lektoren bzw. Freie Wissenschaftler sind (Hartmann, Taschwer), aber auch die Expertinnen aus dem Feld Arbeitsmarkt und Sozial-Steuerrecht Vorschläge zum Ressourcenrückfluß gemacht, die an verschiedenen Stellen bereits thematisiert und auch in den entwickelten Maßnahmenkatalog eingeflossen sind.

Im Feld der Forschungsförderung kommt Ilse König zu der Einschätzung, daß versucht wird innerhalb der Abteilung im BMWV Ideen umzusetzen. Hier sind die Schwerpunkte Nachwuchsförderung, Aufträge zur Entwicklung von curriculae für Graduiertenkollegs, für die Implementierung auf den Universitäten, Förderung neuer Themenbereiche und neuer Forschungsmethoden. Die von Ilse König dargestellten Bereiche unterstützen zwar den Bereich der außeruniversitären Forschung, EinzelforscherInnen und Institute gleichermaßen, gegenüber den Universitäten ist aber auch für Ilse König keine Perspektive sichtbar:

“Im Hochschulbereich haben wir als Abteilung keinen Einfluß, das ist vor allem auch Aufgabe der Hochschulsektion, wir können natürlich, wenn es Forscher und Forscherinnen sind, die im Rahmen eines Universitätsinstituts etwas von uns wollen, können wir uns auch was überlegen, aber sonst, strukturell können wir in den Hochschulen nichts tun.” (Gesprächszitat: König)

In manchen Aussagen wird das, was als Ressourcenrückfluß an die Externen/Freien gedacht ist, durchaus zu einem neuerlichen Profit und einem Ressourceninput für die Institutionen. Der Nutzen für Externe/Freie ist dabei durchaus fragwürdig, wenn etwa von Ulrike Felt vorgeschlagen wird, die Forschungstätigkeit der LektorInnen in die Institutsberichte aufzunehmen, um so das Forschungsprofil sichtbar zu machen und die LektorInnen als zur Institution gehörend zu sehen. Was dabei der Nutzen für Externe/Freie ist, bleibt unklar, der Nutzen für das Institut hingegen ist deutlich. Auch der Hinweis von Ulrike Felt, daß es von Seiten der Universität keine “sittenwidrige” Verträge geben soll, kann wohl auch nicht als “Ressourcenrückfluß” an die Externen/Freien gesehen werden, sondern als ein arbeitsrechtlicher Mindeststandard, der einzuhalten ist. Auch der Vorschlag, die “finanzielle Situation der Forschungstätigkeit sollte besser geregelt werden, strukturierter und einbindbarer” beinhaltet keine wirklichen Vorschläge für den Ressourcenrückfluß.

Auch Ekkehard Weber sieht bezüglich der Möglichkeiten Externe/Freie nicht wirklich sinnvolle und zielführende Möglichkeiten.

“Jetzt sage ich’s ganz offiziell, mir ist höchst willkommen, daß sie diese Frage aufgeworfen haben und ich finde, die Universität sollte sich das überlegen. Mehr kann ich dazu fast nicht sagen, es gibt kein Modell, es gibt’s nicht. Es ist noch gar nicht lange her, die Betreffenden haben nicht einmal in ihrem Heimatinstitut einen Status. Ich habe eingeführt, in meiner noch nicht rechtskräftigen Institutsordnung nachträglich, daß sozusagen die Mitgliedschaft am Institut Absolventen verliehen werden kann, aber man ist höchstens Absolvent des Instituts und mehr nicht. Trotzdem, ich sag’s noch einmal, mehr kann ich nicht sagen, das ist das, was ich jetzt mitnehmen werde aus dem Gespräch, ein Modell zu konstruieren, das es solchen Mitarbeitern, Interessierten ermöglicht, sich sozusagen in irgendeiner Form als Angehörige der Universität nach außen zu deklarieren.” (Gesprächszitat: Weber)

4.4.2. Nationale/Internationale Wissenschafts- bzw. Forschungspolitik

Eine felderübergreifende Einigkeit der Expertinnen gibt es bei der Einschätzung der ExpertInnen hinsichtlich nationaler/EU-Wissenschaftspolitik und der Notwendigkeit einer nationalen Forschungspolitik.

“Die nationale Forschungspolitik erübrigt sich nicht durch europäische Forschungspolitik, es macht Sinn, internationale Standards reinzuholen, man kann nicht sagen: nur was europäisch zählt, ist gute Forschung.” (Gespräch Klaus Taschwer)

“Die EU ist ein politischer Verein und die Forschungsprogramme der EU sind genauso orientiert wie es die EU ist, würde ich einmal sagen. Und insofern würde ich es für sehr gefährlich halten die EU-Wissenschaftspolitik zu einer nationalen Wissenschaftspolitik zu machen. Und ich glaube – wie in vielen Fällen – ist das Spannungsverhältnis das Gute daran. Ich würde es für eine Katastrophe halten, wenn wir unsere Politik ständig angleichen würden in diese Richtung.”(Gesprächszitat: Felt)

“Ich finde eine nationale Forschungslandschaft, die sich auch als solche präsentiert, sehr wichtig und ich glaube, daß die Länder, wo es diese externe Forschungsszene wie in Österreich gibt, auch wenn sie noch so klein ist (in Deutschland ist es ja lange nicht so), derzeit von der Kommission insofern sehr positiv wahrgenommen werden, weil sie sich sehr lebhaft auch im sozialwissenschaftlichen Bereich an den Ausschreibungen der Forschungsprogramme beteiligen. Dort sind sie sichtbar. In anderen Bereichen weniger, es gibt ja auch wenig naturwissenschaftliche private Institute, das ist sehr stark auf die Sozial- und Geisteswissenschaften konzentriert. Ob sie in einer gesamteuropäischen Entwicklung überleben können, weiß ich nicht, die Tendenzen, das doch auf die institutionelle Ebene von Großforschungseinrichtungen zu stellen, sind überall sehr groß. Die Tendenzen bei den Sozial- und Geisteswissenschaften, zu grösseren Forschungseinheiten überzugehen und die kleineren Institut zu kappen, sind glaube ich ident (...). Die differenzierte bunte Forschungslandschaft –das ist das was mir gefällt, dazu gehören auch diese kleineren Institute, und EinzelforscherInnen, das gehört zusammen, alles was vereinheitlicht, traditionell institutionalisiert, gleich ist, ist für Forschung, glaube ich, multikontraindiziert. Forschung braucht mehr Verschiedenes, Buntes, verschiedene Leute, verschiedene Ansätze, verschiedene Disziplinen, in Österreich sind sie noch zu sehr als abgeschlossenen Ganzes sichtbar. Wenn man das schaffen könnte, ein nationale Forschungslandschaft, die sich aus all diesen Elementen zusammensetzt und gemeinsam was Gescheites macht, dann könnte man sich in der EU, glaube ich, sehr gut behaupten. Da hätten wir vieles voraus.” (Gesprächszitat:König)

Differenziert wird hinsichtlich der Möglichkeiten einer Beteiligung im Bereich von EU-Forschungen und der Notwendigkeit einer institutionalisierten Verankerung. Hier wird von den ExpertInnen des außeruniversitären Feldes signifikant formuliert, daß das Fehlen einer institutionellen Anbindung der Externen und Freien WissenschaftlerInnen einem Ausschluß aus dem EU-Förderungsbereich

gleichkommt.²³¹ Unisono von allen ExpertInnen werden auch die administrativ umfassenden Vorarbeiten als Schwierigkeiten im Bereich der EU-Forschungsprojektbeteiligung genannt.

²³¹ Vgl. Kapitel 5

5. Internationale Perspektiven

Im folgenden Kapitel werden einerseits die Probleme, die sich aus der Nichtberücksichtigung der Situation Externer LektorInnen/Freier WissenschaftlerInnen im OECD-Programm der "National Innovation Systems" ergeben kurz umrissen, andererseits das Programm für das geplante EU-Projekt präsentiert.

5.1. Das Konzept der "National Innovation Systems" der OECD

Seit Mitte der neunziger Jahre wird unter dem Titel "National Innovation Systems" der Versuch unternommen, die Forschungs- und Wissenschaftssysteme in den OECD-Mitgliedsstaaten nach einheitlichen, die Vergleichbarkeit der Ergebnisse sicherstellenden Kriterien zu beschreiben. Gegenüber bisherigen Bestandsaufnahmen stehen zwei Aspekte im Vordergrund:

- Ausbildung, Grundlagenforschung, angewandte Forschung einerseits, jede Form der Anwendung der Wissensbestände – neben human capital insbesondere auch als "embodied knowledge", in Form von Produktionsanlagen usw. –andererseits, sollen als ein umfassendes, interdependentes System beschrieben werden. Der Kontext der Wissensproduktion und der Kontext der Wissensanwendung sollen in ein- und demselben theoretischen Rahmen erfaßt werden.
- Als zentrales Moment der Leistungsfähigkeit eines National Innovation Systems gilt der Umfang des Wissenstransfers zwischen den Institutionen des Systems: Angenommen wird, daß die Leistungsfähigkeit nicht nur durch Investitionen in zusätzliche Forschungseinheiten, sondern insbesondere durch die Förderung des Transfers zwischen den Institutionen des NIS –allen voran zwischen Universitäten bzw. Forschungseinrichtungen und Unternehmen – erhöht werden kann.

Durch die einheitliche Neubeschreibung der NIS-Systeme der OECD-Mitgliedsländer sollen "best practice"-Modelle identifiziert werden können, wobei das Erreichen besonders hoher Werte bei den konzipierten Indikatoren jeweils anzeigen soll, daß in dem betreffenden Mitgliedsland ein Bereich des NIS-Organisation vorbildlich gestaltet ist.

Die zentralen Perspektiven des Gesamtprojekts finden sich in mehreren Papieren zusammengefaßt, insbesondere in dem 1996 veröffentlichten Grundsatzdokument "The knowledge based economy" (1996) und im 1997 erschienenen Paper mit dem Titel des Gesamtprogramms (OECD 1997b).

Zwischenzeitlich liegen auch eine Reihe von –im Umfang sehr unterschiedlichen – Pilotstudien vor, die sowohl die theoretischen Perspektiven des Programms umzusetzen versuchen, als auch die in zwei Manuals (dem sog. Frascati- und dem Oslo Manual) festgelegten Standards der Indikatorenbildung einzuhalten anstreben. Länderberichte (bzw. erste Stellungnahmen) liegen bisher zu Australien, Belgien, Dänemark, Finnland, Großbritannien, Italien, den Niederlanden, Norwegen, Österreich und Schweden, der Schweiz und den USA vor.²³²

Insbesondere von österreichischen Institutionen wird dem Programm großes Interesse entgegengebracht. Neben einer knappen, vom Forschungszentrum Seibersdorf (zusammen mit dem Wirtschaftsforschungsinstitut (Wifo) erstellten Studie liegt insbesondere ein siebenbändiges, mehr als 1.600 Seiten umfassendes Studienkonvolut zum “Austrian Innovation Systems” des Instituts für Höhere Studien (IHS) vor. Die im OECD-Programm entwickelten Konzepte finden sich in programmatischen Dokumenten der Österreichischen Bundesregierung.²³³

5.1.1. Probleme des Ansatzes

Gerade an den ersten Länderstudien lassen sich wesentliche Schwierigkeiten des Gesamtansatzes ablesen:

- Die Versuche, einheitliche Datenbestände über die unterschiedlichen nationalen Systeme zu erarbeiten, erweisen sich als weitgehend fruchtlos: zu unterschiedlich sind die nationalen Bildungs-, Forschungs- und Unternehmenskulturen, zu konträr die Erhebungsmethoden der nationalen statistischen Ämter, deren Statistiken notgedrungenermaßen den Ausgangspunkt der Untersuchungen bilden.
- Die Unzulänglichkeit der entwickelten, generellen Erhebungswerkzeuge bewirkt die Gefahr, daß in einzelnen Länderstudien jene Bereiche in den Vordergrund gerückt werden, die mehr oder minder zufällig nach den ausgewählten Kriterien als vorbildlich gelten können, ohne daß die besondere Position dieser Elemente innerhalb des konkreten Kontextes noch bestimmbar wäre. Damit droht die Idee, “best practice”-Modelle zu identifizieren, ad absurdum geführt zu werden, denn es ist damit weder sichergestellt, daß die in den Vordergrund gerückten Elemente tatsächlich für das besondere

²³² Bei allen Studien handelt es sich bisher um vorläufige Zwischenberichte –alle Studien sind über den OECD-Server zugänglich (www.oecd.org/dsti/sti/s_t/inte/nis/membersonly/reports2.htm).

²³³ Vgl. z. B. Weißbuch (1998), Nationaler Aktionsplan für Beschäftigung (1998)

System besonders vorteilhaft sind, noch kann angegeben werden, unter welchen Bedingungen sich die knapp umrissenen Modelle in anderen Kontexten erfolgreich implementieren lassen.

- Zentrale theoretische Annahmen des NIS-Konzeptes sind aus Untersuchungen des Informations- und Biotechnologiesektor gewonnen worden (Schlagwort "Transfer-science"²³⁴) und – die Brauchbarkeit für die genannten Bereiche sei dahingestellt –jedenfalls nur bedingt für die Gesamtheit aller (Natur-) Wissenschaften anwendbar. Gemäß der im anglo-amerikanischen Raum selbstverständlichen Trennung zwischen "science and technology" einerseits und den niemals mitgemeinten "social sciences and humanities" andererseits, bleiben die letztgenannten aus dem Fokus des Projekts – wenngleich nur implizit – ausgeschlossen (und das, obwohl sozial- und kulturwissenschaftliche Forschung in vielen verwendeten Kennzahlen mitausgewiesen wird!).

- Gerade im nationalen Kontext erweisen sich die Annahmen über das Set relevanter Institutionen bzw. der zur Untersuchung ausgewählten Wissenstransferformen als problematisch. Besonders auffällig ist das Fehlen der staatlichen Verwaltung als eigenständiger Akteur und Adressat wesentlicher Wissensströme. Weiters bleiben Transferprozesse zwischen wissenschaftlichen Institutionen innerhalb eines nationalen Kontextes weitgehend undifferenziert und erscheinen neben dem Schwergewicht der Forschungsinstitutionen-Unternehmenbeziehungen gänzlich sekundär.

- Die implizite Grundannahme des Ansatzes, daß das Wachstums des Forschungssektors an seine Grenzen gestoßen sei, somit aussichtsreiche Investitionen nicht länger dem Ausbau der Forschungstätigkeit, sondern– bei bestenfalls stagnierenden Forschungsaufwendungen

– der Diffusion bestehender Wissensbestände gelten sollten, erscheint – wird von der Strittigkeit der Aussage einmal abgesehen – insbesondere in nationalen Kontexten irrig, in denen die Forschungsaufwendungen weit hinter den Spitzenreitern (allen voran der USA, für die die Annahme der "Grenzen der Forschung" getroffen worden ist) zurückliegen.

- Insgesamt erscheint zumindest fraglich, ob die gewählte Makroebene überhaupt brauchbare, weil hinreichend kontrollierbare Ergebnisse ermöglicht. Jedenfalls fehlen für die auf Makroebene identifizierten "best practice"-Modelle (z. B. Clusterbildung, Bildung "kritischer Massen", Science Parks, Stimulierung der Drittmittelforschung an Universitäten) mikrosoziologische Untersuchungen, die die Bedingungen der erfolgreichen Umsetzung konkretisieren würden. Damit besteht die Gefahr,

²³⁴ Vgl. GIBBONS, Michael; Leo, Hannes (Hg.): Networks Replacing One Way Streets - Managing Transfer Sciences, *Empirica* 21 (3), 1994. LEO, Hannes (Hg.): Managing Transfer Sciences, Wien 1993. GIBBONS, Michael; Limoges, Camille; Nowotny, Helga; Schwartzman, Simon; Scott, Peter; Trow, Martin: The New Production of Knowledge: The Dynamics of Science and Research in Contemporary Societies, New York u. a. 1994.

daß politische Vorgaben zur strategischen Rechtfertigung bestehender, keinesfalls als vorteilhaft anzusehender Regelungen und Praktiken herangezogen werden (vgl. z. B. die Problematik des privaten Mißbrauchs öffentlich finanzierter Forschungsressourcen bei unzureichend geregelter Auftragsforschung an Universitäten).

5.1.2. LektorInnen und freie ForscherInnen im NIS?

Existenz, Funktion und Situation von Externen LektorInnen und Freien ForscherInnen werden im Konzept der NIS nicht thematisiert, was insbesondere mit dem verhältnismäßig grobmaschigen Indikatorensystem und den zugegrundegelegten Karrieremodellen zusammenhängt. Jene Gruppe, die – teils programmatisch, teils notgedrungenemaßen – wesentlichste Ideale des Konzepts erfüllt – Innovations- und Outputorientierung, Flexibilität, interinstitutionelle und interdisziplinäre Mobilität – wird damit weder zahlenmäßig erfaßt, noch als neues, zumindest konkurrierendes Paradigma zum klassischen Karrieremodell herangezogen. Dazu kurz im einzelnen:

- Wesentlicher Bezugspunkt aller Erfassungsbemühungen des NIS-Ansatzes ist die Zahl aller an Universitäten, außeruniversitären Forschungseinrichtungen und firmeneigenen Forschungseinrichtungen beschäftigten Personen (wobei einerseits Individuen, andererseits Vollarbeitszeitäquivalente gezählt werden). Externe LektorInnen und Freie WissenschaftlerInnen, die auf Werkvertragsbasis arbeiten, werden damit weitgehend nicht erfaßt bzw. es sind keine Indikatoren für diese Gruppen vorgesehen (d. h. sofern sie erfaßt werden, erscheinen sie unter anderen Indikatoren subsumiert und verzerren damit z. B. die Anzahl der als unbefristet erscheinenden Positionen). Während insgesamt die "work force" im wissenschaftlichen Bereich somit unterschätzt wird, bleiben auch die positiven wie negativen Auswirkungen, die geplante oder umgesetzte Maßnahmen auf dieses Personalsegment haben können, völlig unthematziert.

- Dem NIS-Konzept liegt ein traditioneller Begriff des wissenschaftlichen Nachwuchses zugrunde. Implizit wird davon ausgegangen, daß nach einem Grundstudium innerhalb weniger Jahre die eigentliche Qualifikation als WissenschaftlerIn erworben wird und zwar – wie in den meisten nationalen Systemen angenommen – an der Universität. Fertig ausgebildete ForscherInnen stehen dann dem Innovationssystem zur Verfügung und sollen das erworbene (inkorporierte) Wissen durch die Annahme von Positionen bei unterschiedlichen Akteuren des Systems distribuieren. Die Realität, daß in vielen Bereichen zwischen dem Abschluß der Dissertation und dem Einnehmen einer Position lange Zeiträume zu gestalten und zu überbrücken sind, bleibt dabei ausgeklammert.

- Die Beschreibung der Personalaustauschströme, die die Durchlässigkeit und Vernetztheit der Institutionen eines NIS erfassen soll, ignoriert insbesondere zwei wesentliche Optionen, nämlich einerseits den Abgang in die Arbeitslosigkeit, andererseits die Rollenkonversion. Mit dem Ausblenden des Umstandes, daß wissenschaftliche Karrieren vermehrt Phasen der Arbeits- bzw. zumindest der Einkommenslosigkeit aufweisen, geht eine der zentralen Ansatzpunkte zur Förderung der wissenschaftlichen "work force" verloren. Die Auswirkungen dieser Verschleierung der Präkarität vieler ForscherInnenkarrieren finden sich innerhalb des Ansatzes aber deshalb nicht repräsentiert, weil ForscherInnen, die aus ihrem Arbeitszusammenhang ausscheiden und eine wissenschaftsfremde Tätigkeit aufnehmen, als Personen verkannt werden, die in einer anderen NIS-Einheit tätig sind. Die Möglichkeit, daß erworbenes Wissen in einer neuen Position völlig brach liegt, wird implizit für so unwahrscheinlich gehalten, daß den Kosten dieses Verlustes an "knowledge base" keine eingehenderen Untersuchungen gewidmet werden.

Das geplante EU-Projekt hat somit die Aufgabe, gerade die genannten Engpässe des NIS Ansatzes zu beheben.

5.2. Grundlagen des beantragten EU-Konzepts

Nach einer eingehenderen Untersuchung der Thematik im Kontext anderer EU-Hochschul- und Wissenschaftssysteme wurden bisher fünf PartnerInnen für ein EU-Projekt gefunden (siehe Kapitel 8.4.2.): zwei aus Italien (Rom und Genua), sowie je eineR aus Deutschland, Frankreich und den Niederlanden. In diesen Ländern herrschen zum Teil gegensätzliche Verhältnisse nicht nur hinsichtlich der Gewichtung der vier Felder, sondern auch, was ein mögliches Profil der "Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen" innerhalb derselben bzw. zwischen ihnen betrifft.

Während die französische Wissenschafts- und Forschungslandschaft geprägt ist durch ein Primat des Beamtentums in der staatlich anerkannten Grundlagenforschung, sowie durch einen massiven staatlichen Regulierungsanspruch und ein damit verbundenes Legitimierungs- und Definitionsmonopol staatlicher Instanzen, ist die Situation in Deutschland geprägt von einer in den letzten Jahrzehnten durchgeführten Reform an den Hochschulen, als deren Kernstück wohl das Zeitvertragsgesetz anzusehen ist, das den subventionierten wissenschaftlichen Arbeitsmarkt wesentlich vom französischen aber auch vom österreichischen unterscheidet, vor allem aber die Personalstruktur an

den Hochschulen sowie deren Auswirkungen auf die Permeabilität der vier Felder und damit auf die Mobilität der WissenschaftlerInnen zwischen diesen.

Zwar gibt es in keinem der beiden Länder sozialversicherte Lehrbeauftragte wie in Österreich²³⁵, doch Lehrbeauftragte gibt es sehr wohl und ihre Rolle ist in vielen Punkten ähnlich der ihrer österreichischen KollegInnen, insbesondere bezüglich der kompensatorischen bis ausbeuterischen Dimension dieser Tätigkeit (frei flottierende Arbeitskräfte zur Ausfüllung der durch zu geringe Postenexpansion entstandenen Lücken sowie zur Abdeckung von den Angestellten fremden Gebieten, Vielfalt der Lehre etc.). In Italien stellt sich die Situation zum Teil ähnlich wie in Frankreich dar, wobei hier viel massiver auf die billige Arbeitskraft der "prekär beschäftigten" WissenschaftlerInnen und Lehrbeauftragten zurückgegriffen wurde. Der Forschungsansatz eines italienischen Partners steht demgemäß stärker in einem arbeitssoziologischen Kontext (Genua), dem ein mehr wissenschaftstheoretisch geprägter Ansatz gegenübergestellt werden soll (Rom).

Der Partner aus den Niederlanden, wo die Situation durch eine stärkere Liberalisierung zuungunsten der ohnehin schon ungeschützten Freien geprägt ist, kann auf quantitative Forschungen zum Thema (insbesondere den wissenschaftlichen Nachwuchs betreffend) zurückgreifen und legt daher seinen Forschungsschwerpunkt mehr auf die qualitative Erforschung.

Allgemein sind Differenzen im "double bind", der in dem auf der notwendigen Anhäufung von symbolischem Kapital und dem Passieren von Initiationsriten aufbauenden meritokratischen Ausbeutungsverhältnis besteht, sind in Bezug zu Österreich nur graduell. Was die Organisierung betrifft, die nach wie vor eines der wesentlichsten Elemente einer für sich stehenden sozialen Gruppe darstellt, so ist auch in diesen Ländern eine zunehmende Organisierung der Lehrbeauftragten bzw. der Freien WissenschaftlerInnen zu bemerken: In Deutschland ist eine vor allem im Vergleich zu Österreich später und in geringerem Maße einsetzende Organisierung der Lehrbeauftragten zu konstatieren (FU-Berlin), wobei sich vor kurzem und ganz im Gegensatz zu Österreich, auch die Gewerkschaften der Problematik in etwas ernsthafterer Weise annahmen; dasselbe gilt auch für die Niederlande; in Frankreich findet die Organisierung vor allem im Rahmen der zahlreichen "Associations de docteurs" statt, die sich zu einem großen Teil aus "chercheurs indépendants" (Freie WissenschaftlerInnen) zusammensetzen, welche gleichzeitig in der universitären Lehre als "chargés de cours" (Lehrbeauftragte) tätig sind und oft im letzten Moment, ganz ähnlich wie in Österreich, mit

²³⁵ Die Rolle der mit dem Lehrauftrag verbundenen Sozialversicherung hat sich seit Jänner bzw. August 1998 relativiert. Zwar stellt der Lehrauftrag für einige Freie WissenschaftlerInnen noch immer die einzige Grundlage für eine Sozialversicherung dar, doch mit der angesprochenen Gesetzesänderung sind nunmehr Freie WissenschaftlerInnen auch über ihre Werkverträge sozialversicherungspflichtig bzw. können sich über jede Art der geringfügigen Beschäftigung bei der Sozialversicherung selbstversichern (*opting in*).

Lehraufträgen betraut werden, zuweilen auch ohne danach gefragt zu haben (eine Ablehnung hätte jedoch meist fatale Konsequenzen für die Karriere, und insofern können diese Praktiken auch mit der weitgehend gesetzlich untersagten Arbeit auf Abruf verglichen werden). Bei den meisten PartnerInnen greift die Erforschung der Thematik auch auf Ansätze der Aktionsforschung zurück.²³⁶

Die trotz der massiven Unterschiede frappierend ähnlichen Probleme mit Innovationsfähigkeit, wissenschaftlicher Produktivität, aber vor allem mit sich darauf insgesamt negativ auswirkenden zyklischen Schwankungen in der Nachwuchs- bzw. Nachbesetzungspraxis, verweisen auf die Macht von übernational wirkenden Strukturmomenten sowie auf die von Staat zu Staat unterschiedlichen Eingeschränktheit der Wirkung staatlicher Regulierungsversuche.²³⁷ Die wissenschaftlichen Mobilitäts- und Reserve-“Kohorten” der Externen und Freien WissenschaftlerInnen, deren Mobilität vor allem eine durch soziale Unsicherheit aufgezwungene und für viele eine sich zunehmend in Emmigration oder Ausstieg aus der Wissenschaft umwandelnde ist, sorgen dabei in mehrerer Hinsicht für die Abfederung von Konjunkturen. Die universitären Rekrutierungsvorgänge zeigen dabei großregionale Strukturparallelen auf: den im Mittelmeerraum in Anlehnung an das französische Modell der Ausscheidungswettbewerbe (“concour”) institutionalisierten Aufnahmemodellen stehen die vor allem in Zentraleuropa stärker auf Kooptation basierenden Auswahlmechanismen gegenüber, wobei sich letztlich keine klare Trennlinie ziehen lässt. Die für Chancengleichheit und Impartialität bürgenden Vorselektionsprozesse der “concour”) erweisen sich sehr oft als bloße Legitimation für die letztlich entscheidende Kooptation.²³⁸

Das EU-Projekt ist als vergleichende Studie konzipiert, wobei die Koordination von Österreich aus gemacht wird. Da wir mit dem vorliegenden Projekt mit der Erforschung der Situation in Österreich gegenüber den anderen PartnerInnen einen beträchtlichen Vorsprung haben, wird die Arbeit des österreichischen Forschungsteams sich hauptsächlich auf den Vergleich konzentrieren, der erfahrungsgemäß in EU-Projekten zu kurz kommt.

Das Projekt soll an der Universität Wien angesiedelt sein und wird im Zuge der von 15. Jänner bis 28. April offenen Ausschreibung im Rahmen der Leitaktion “Sozioökonomische Wissensgrundlage” unter dem Forschungsschwerpunkt 2 eingereicht.

²³⁶ Siehe Kapitel 4.1.

²³⁷ Siehe vor allem ENDERS 1996 für Deutschland.

²³⁸ So wurde das von Vidal-Naquet vorgeschlagene Auswahlssystem, demnach die Gutachter für die “concour”) des CNU (Conseil National Universitaire) per Los bestimmt wurden, nach einem Jahr wieder ausgesetzt, obwohl oder weil es die genannten Ziele des republikanischen Bildungssystems effektiver umsetzte.

6. Maßnahmenkatalog

Die im folgenden angeführten Maßnahmen sind das Ergebnis der durchgeführten Forschungen. Die rechtlichen Rahmenbedingungen, die die Arbeitswelt von Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen determinieren, entsprechen in vielen Belangen nicht ihren Bedürfnissen. Ihre "flexible Verortung" zwischen Universität, Forschung und anderen Arbeitsfeldern und ihre sich daraus ergebenden Interessen sind der Öffentlichkeit und den politisch Verantwortlichen kaum bewußt. Diese Verortung trägt wesentlich dazu bei, daß Externe LektorInnen und Freie WissenschaftlerInnen in prekären und diskontinuierlichen Arbeits- und Einkommensverhältnissen leben.

Es gilt daher, eine Wissenschafts- und Forschungspolitik zu gestalten, die Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen Ressourcen zur Verfügung stellt und ihre Potentiale nützt, sowie die dazu erforderlichen Strukturveränderungen vornimmt. Ziel ist eine Öffnung der Universitäten sowohl für Nachwuchskräfte als auch für Personen mit "diskontinuierliche Biographien" und damit eine Pluralisierung der beruflichen Möglichkeiten für WissenschaftlerInnen innerhalb und außerhalb der Universitäten.

In diesem Zusammenhang muß auf die aktuelle politische Entwicklung verwiesen werden und zwar hier im speziellen auf das Regierungsprogramm. Die im Rahmen dieser Forschungen entwickelten Maßnahmen beziehen sich auf einen Ist-Stand. Die von der derzeitigen Regierung projektierten wissenschaftspolitischen Veränderungen (Kapitel Wissenschaft, Forschung und Technologie) sind somit nur insoweit einbezogen, sofern sie sich mit Vorhaben, die bereits von der letzten Bundesregierung verkündet wurden –wie etwa die Vollrechtsfähigkeit der Universitäten – decken.

Festzustellen ist, daß die neue Bundesregierung wesentliche Strukturmaßnahmen, die zu einer Verbesserung der Situation der Externen und Freien WissenschaftlerInnen notwendig wären, nicht in ihr Regierungsprogramm aufgenommen hat. Es steht zu befürchten, daß es sich bei den Vorhaben dieser Bundesregierung um Maßnahmen handelt, die entgegen den hier entwickelten stehen. So wird etwa Nachwuchsförderung lediglich als temporärer Einstieg in eine universitäre Karriere verstanden, Frauenförderung findet sich im Kapitel "Wissenschaft, Forschung und Technologie" überhaupt nicht, steuerrechtliche Fragen werden unter dem Titel "Verstärkung der steuerlichen Anreize zur Förderung der wirtschaftsnahen Forschung" thematisiert – steuer- und sozialrechtliche Fragen von freiberuflichen WissenschaftlerInnen sind kein Thema. Bei der beabsichtigten "Festlegung von Schwerpunkten für die Förderungspolitik aller Fonds" ist darauf zu achten, daß innovative wissenschaftliche Felder nicht nur ihren Platz in dieser Schwerpunktsetzung finden sondern ausreichend finanziell ausgestattet sind. Abschließend sei darauf hingewiesen, daß in diesem Zusammenhang in den vorgestellten Maßnahmen zwar eine höhere Flexibilität gefordert wird, dies aber keineswegs mit einer neoliberalen

“hire and fire“-Politik zu verwechseln ist. Vielmehr sind gesetzliche Rahmenbedingungen zu schaffen, die sowohl im universitären wie auch im außeruniversitären Bereich sozial gerechte Karrieremöglichkeiten absichern und ermöglichen.

6.1. Politisierung, interne Formierung und Imagebildung

Die Situation der Externen LektorInnen bzw. Freien WissenschaftlerInnen ist durch ein hohes Maß an Unkenntnis bei jenen gekennzeichnet, die in ihren Arbeitszusammenhängen nur peripher oder punktuell mit Externen/Freien in Berührung kommen. Das bedeutet, daß es zunächst in einem hohen Maß um eine Bewußtseinsbildung gehen muß, um die Anliegen der Externen/Freien transportieren zu können.

- Organisationsrechtliche Vertretung von Externen innerhalb der Universitäten (Novellierung des UOG '93/KUOG), Sicherstellung der Möglichkeiten/des Bestandes der Externen Lehre sowie organisationsrechtliche Verankerung der Externen Lehre in einem allfälligen Entwurf zur Vollrechtsfähigkeit.
- Schaffung einer (sozialpartnerschaftlich anerkannten) Interessensvertretung für “Externe” bzw. Klarstellung der Zuständigkeiten der bestehenden gesetzlichen Interessensvertretungen.
- Öffentliches Lobbying der zuständigen Interessensvertretung für Externe und Freie WissenschaftlerInnen.
- Ausgleichen von Wissensdefiziten bei den zuständigen EntscheidungsträgerInnen mittels gezielter Aktionsforschungsprojekte.
- Schaffung von institutionalisierten, finanzierten Kommunikationsstrukturen zwischen Externen LektorInnen bzw. Freien WissenschaftlerInnen und FunktionsträgerInnen der verschiedenen organisatorischen Felder auf nationalstaatlicher, europäischer und internationaler Ebene.
- Vernetzung und Koordination des segmentierten Wissens über die Problematik der Externen/Freien durch Kooperationen zwischen verschiedenen Ressorts, Abteilungen aber auch Forschungsfördereinrichtungen.
- Einrichtung einer (inter)ministeriellen Arbeitsgruppe zur Umsetzung von sozial- und wissenschaftspolitischen Maßnahmen für Externe und Freie unter Beteiligung von VertreterInnen

der Forschungsförderungsinstitutionen, z.B. mit dem Ziel einer Strukturreform des FWF hinsichtlich der Position sogenannter "Selbstantragsteller", der Übernahme von Overheadkosten, Transparenz der Vergabemodi, Anonymisierung von Vergabeverfahren, Aufhebung der Altersgrenzen bei (Nachwuchs)Forschungs-förderungsprogrammen.

6.2. Strukturell-Institutionell: Permeabilität zwischen "Innen" und "Außen"

Die Universitäten sind insbesondere in Österreich durch eine weitgehend abgeschlossene und zu Zementierung neigende Personalstruktur gekennzeichnet, die es vor allem jüngeren WissenschaftlerInnen weitgehend unmöglich macht, irgendwann während ihrer wissenschaftlichen Karriere eine universitäre Stellung einzunehmen. Diese geringe Personalfuktuation hat nicht nur Nachteile für fachliche Differenzierung und Aktualisierung, sondern vor allem für die Karrieremöglichkeiten von Nachwuchs-wissenschaftlerInnen bzw. von WissenschaftlerInnen überhaupt. Gegensteuerungsmaßnahmen zur Flexibilisierung und Durchlässigmachung der Grenzen zwischen universitären und außeruniversitären Wissenschaftssystemen sind daher auch für Externe und Freie von besonderer Bedeutung.

6.2.1. (Plan)Stellen

- Schaffung von befristeten Stellen und sogenannten "Verbleibkorridoren", die den Ein- und Ausstieg aus der Universitätskarriere nach Maßgabe ermöglichen und damit eine tatsächliche Rotation sowie eine repräsentativere generationelle wie auch geschlechtsspezifische Streuung verwirklichen. Aufgrund der absoluten Befristung wird darauf zu achten sein, daß sich InhaberInnen solcher Stellen intensiver auf ihre wissenschaftliche Qualifizierung konzentrieren können, um nach Ablauf der Frist ihre Chancen auf eine weitere Stelle bzw. Forschungsaufträge zu optimieren.
- Ausbau und Beförderung der Vertretungspraxis, insbesondere für Professuren, wie dies bereits im "Weißbuch zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft" angekündigt ist.
- Aus- bzw. Umstiegshilfen müssen geschaffen werden, insbesondere dort, wo ein eindimensionales akademistisches Berufsprofil als hinreichend oder gar als optimal erachtet wird, ohne daß an die

Vorteile eines polyvalenten Berufsprofils – auch für die Universitäten selbst – auch nur gedacht würde.

6.2.2. Evaluierung von Forschung und Lehre

Evaluierung von Lehre und Forschung wird derzeit an allen österreichischen Universitäten verankert. Die daraus zu ziehenden Konsequenzen sind jedoch noch nirgends geklärt. Es konnte allerdings bereits beobachtet werden, daß negative Konsequenzen auf Externe beschränkt bleiben (Entzug des Lehrauftrags), während Interne bei gleicher Kritik weiterhin mit der Lehre betraut werden (müssen).

- Es wird also auf eine gleiche Behandlung zu achten sein, sodaß negative Konsequenzen aus der Evaluierung der Lehre nicht auf Externe beschränkt bleiben, weil diese eben ungeschützt sind, während Interne mit Lehre betraut werden, und zwar unabhängig von ihren fachlichen oder didaktischen Fähigkeiten. Das bedeutet, daß bei der Beauftragung mit Lehre – unabhängig ob Extern oder Intern – analoge Qualifizierungsmaßstäbe anzuwenden sind.
- Die aus der Evaluierung eventuell zu ziehenden Konsequenzen müssen öffentlich diskutiert werden, nicht zuletzt unter Berücksichtigung der ungleichen Arbeits- und Existenzbedingungen von Externen und Internen. Um hierbei eine minimale Fairneß zu gewährleisten, ist die Wiedererlangung des aktiven und passiven Wahlrechts für Externe – und damit eine entsprechende Novellierung des UOG'93 und des KUOG²³⁹ – ebenfalls unabdingbar.
- Für die Evaluierung von Forschungsergebnissen müssen die höchst unterschiedlichen Arbeitsbedingungen (Stichwort: Kostenwahrheit, Zugang zu Infrastruktur usw.) von Internen und Externen LektorInnen bzw. Freien WissenschaftlerInnen in die Evaluierungs-kriterien integriert werden.

²³⁹ Im KUOG wird die Entscheidung über das Wahlrecht der Externen an die jeweiligen Universitäten der Künste verlagert. Wie die Praxis zeigt, führt dies zu unterschiedlichen Ergebnissen. Während an der Universität für Angewandte Kunst das uneingeschränkte passive und aktive Wahlrecht für Externe in den Satzungen verankert ist, plant die Akademie der Bildenden Künste einen Ausschluß der Externen.

6.2.3. Integrative Maßnahmen und Modelle der Kooperation von Internen und Externen

Integrative Modelle der Kooperation von Internen und Externen stellen eine weitere wichtige Maßnahme in Richtung Durchlässigkeit der Grenzen dar.

- Schaffung von "AnInstituten", wie sie ebenfalls im Weißbuch des Bundesministeriums angekündigt ist. Auch hierbei ist auf die Vermeidung von Verfestigungen zu achten, wie sie häufig mit der Gründung von Instituten einhergeht. Eine lange Evaluierungsphase und hinreichende Veränderungsmöglichkeiten in Personalzusammensetzung sowie detaillierter Forschungsausrichtung sind hierfür Bedingung.
- Für die Vergabe von Basissubventionen könnte die Einbeziehung Externer/Freier in Forschungsinstitutionen als Kriterium geltend gemacht werden bzw. die Programmierung einer Kooperation zwischen universitär etablierten und Externen/Freien WissenschaftlerInnen.
- Integrative Modelle der Kooperation von Internen und Externen (z.B. Vergabe von Basissubventionierung von Kooperation mit Externen abhängig zu machen).
- Bei der Vergabe von Auftragsforschungen ist den besonderen Arbeitsbedingungen von Externen/Freien Rechnung zu tragen (Stichwort: Kriterienkatalog für die Auftragsvergabe an Externe, Overheadkosten).
- Die Programmierung von Forschungsschwerpunkten durch das BMWV oder anderer Ministerien könnte verstärkt jene Themen, Methoden und Theorieansätze einbeziehen, die eher von Externen/Freien getragen bzw. entwickelt werden und das akademisch-universitäre Spektrum ergänzen (stärkere interdisziplinäre Ausrichtung, praxis-orientiertere Forschung, neue, noch nicht etablierte Forschungszweige, Methoden, Randthematiken etc.).
- Aufnahme der Forschungstätigkeiten und -berichte der Externen in die Institutsberichte und im Gegenzug dazu:
- Anbindung der Externen und Freien an Universitätsinstitute durch Mitgliedsstatus, der über den Status des Universitätsangehörigen hinausgeht und speziell bessere Zugänge in der Forschungslandschaft ermöglicht, wie etwa Zuschüsse bei Konferenzteilnahme oder Beteiligung an Drittmitteln (Dazu sollten an drei Universitätsstandorten und disziplinär verschiedenen Instituten Modellversuche etabliert werden, die wissenschaftlich begleitet werden.).

- Ausreichende Finanzierung der Forschungsselbstorganisation und des Projektmanagements von Freien WissenschaftlerInnen. Kostenwahrheit bei institutionell eingebundenen AnbieterInnen wissenschaftlicher Leistungen (Berücksichtigung von Basissubventionen).
- Erarbeitung verbindlicher Richtlinien zur Kalkulation von Forschungsprojekten sowohl im Bereich der Auftrags- wie auch der Antragsforschung. Verbesserung der Ausschreibungs- und Vergabetransparenz (Kostenwahrheit).
- Schaffung und Professionalisierung von Infrastrukturen für ein Forschungsmarketing, das am Transfer von Forschungsergebnissen orientiert ist (z. B. Projektdokumentation von Forschungsprojekten, Ressourcen für Marketing.).

6.2.4. Forschungsförderung/Forschungsfinanzierung

Die Tatsache, daß freie Wissenschaft zum Lebensentwurf Externer LektorInnen und Freier WissenschaftlerInnen geworden ist, müßte in die Förderbestimmungen und Richtlinien des FWF stärker miteinbezogen werden und zu einem generellen Ausbau und einer Erhöhung der Forschungsfinanzierung führen. Über die nationale Forschungsförderung hinaus sind auch im Bereich der EU-Forschungsprogramme Änderungen notwendig, die auf die – nicht nur in Österreich stattfindende – Änderung der Wissenschafts- und Forschungslandschaft – stärker Rücksicht nehmen.

- Verstärkte Förderung der “Antragsforschung” und Verbesserung der Möglichkeiten zur “Selbstantragstellung”.
- Verankerung von Antragsforschung außerhalb des FWF.
- Aufhebung der Befristung durch die Richtlinien des FWF auf nicht mehr als sechs Jahre Projektmitarbeit, um die Gewährleistung inhaltlicher Kontinuität der Forschung sicherzustellen.
- Aufhebung der Altersgrenzen für Dissertations- Habilitations- und allgemein postgraduale Stipendien. Darüber hinaus ist die Entwicklung postdoktoraler Ausbildungsstrukturen, wie etwa Kollegs, erforderlich.
- Anonymisierung von Anträgen bei den Gutachterverfahren sowie bei jenen FunktionsträgerInnen, die auf Grund der Gutachten über die Finanzierung entscheiden.

- Entkoppelung von (unbezahlten) Projektleitungen und institutionell abgesicherten WissenschaftlerInnen-Stellen, um Freien WissenschaftlerInnen eigenverantwortlich durchgeführte Forschungsprojekte als ProjektleiterInnen zu ermöglichen.
- Finanzierung von Anbahnungskosten zur EU-Projekteinreichung.
- Gemeinsam mit anderen EU-Staaten zu entwickelndes Lobbying für Änderungen der derzeitigen EU-Projekt-Einreichbedingungen betreffend der (für eine EU-Antragstellung) erforderlichen institutionellen Anbindung von WissenschaftlerInnen und ForscherInnen, was vielfach einem Ausschluß von Externen LektorInnen bzw. Freien WissenschaftlerInnen gleichkommt.

6.2.5. Frauenforschung, feministische Forschung, Genderforschung: Lehre und Forschung

Angesichts des wachsenden Bedarfs und der stetig steigenden Nachfrage nach feministisch orientierter Lehre bzw. Lehre im Bereich "gender studies" seitens der Studierenden und eines wachsenden spezifizierten Qualifikationsprofils von Externen LektorInnen und Freien WissenschaftlerInnen in allen Disziplinen, sind in diesem wissenschaftlichen Feld spezifische Maßnahmen erforderlich.

- Sicherung und Verdoppelung der zweckgebundenen Vergabe der "frauenspezifischen Lehraufträge" (FFP) durch Berücksichtigung in der anstehenden Erneuerung der Verordnung zum Bundesgleichbehandlungsgesetz (Stichwort: Frauenförderungsplan).
- Mittel- und langfristige Maßnahmen zur Akzeptanzsteigerung und Integration feministischer Lehre insbesondere in den Entscheidungsgremien der Universitäten in Hinblick auf eine Selbstverständlichkeit.
- Forcierung von Forschungsschwerpunkten im Bereich Frauenforschung, feministische Forschung, Genderforschung.

6.2.6. WissenschaftlerInnenhaus

- Einrichtung und Grundfinanzierung eines WissenschaftlerInnenhauses als Ort der Vernetzung und Integration Externer und Freier sowie als Ort der Repräsentation nach Außen.

Damit sollen unter anderem folgende Ziele erreicht werden:

- Erleichterung der "flexiblen Verortung" und der "flexiblen Institutionalisierung".
- Nützen von Synergien.
- Wissenstransfer und Marketing.
- Delegation und Bündelung von administrativen Tätigkeiten.
- Bereitstellen von kostengünstiger, weil gemeinsam genutzter Infrastruktur: wie etwa Büroräume, Kommunikationseinrichtungen, Besprechungs- und Konferenzräume, Sekretariat.
- Beratung in steuer-, arbeits-, sozial-, gewerbe- und urheberrechtlichen Belangen.
- Karriereberatung und Supervision.
- Beratung in Fragen der Forschungsförderung, -finanzierung und -beauftragung, Publikationen, Konferenzteilnahmen usw.
- Durchführung von Informationsveranstaltungen.

6.3. Soziale Absicherung

- Erhöhung der Remuneration für Lehraufträge.
- Aufhebung der Stundenbegrenzung für Lehraufträge.
- Einführung von Sozialversicherungsmodellen (analog zur KünstlerInnensozialversicherung) und Erhöhung des erlaubten Zusatzeinkommens zu Arbeitslosen- und Karenzgeld.
- Klarstellung der arbeits- und sozialrechtlichen Stellung von Lehraufträgen (Stichwort: Lehrauftrag als besonderes lohnsteuerpflichtiges Arbeitsverhältnis, geringfügige Beschäftigung).
- Finanzierung von Vor- und Nacharbeiten wissenschaftlicher Projekte (Akquisition, Vermarktung, etc).

- Übergangsfinanzierungen zwischen Forschungsprojektfinanzierungen (So gibt es etwa durch den Status als "Neuer Unternehmen" keine Möglichkeiten der Arbeitslosenversicherung).

7. Literaturliste

All• gre, Claude: Lettre de Claude All• gre prŽcisant les motifs de la rŽforme envisagŽe par le Ministre, 6.11.1998, ANRESS BP 2, 1998.

Amir-Am, Pnina; Outram, Dorinda (Hg.): Uneasy Careers and Intimate Lives: Women in Science 1789–1979, New Brunswick 1987.

APA Wissenschaft und Bildung, 17. Mai 1994.

APA Wissenschaft und Bildung, 15. Juni 1999.

Arendt, Hannah: Vita activa, M•nchen (1958) 1981.

Baldauf, Anette; Griesebner, Andrea: F•rderung von Frauen und Frauenforschung/ feministische Forschung. Forschungsbericht vorgelegt beim Bundesministerium f•r Wissen-schaft und Forschung, Wien 1991.

Bathe, Silvia u. a. (Hg.): Frauen in der Hochschule: Lehren und Lernen im Wissenschafts-betrieb, Weinheim 1989.

Baulande, Laurence: L'enqu• te 1997 sur les docteurs. In: La Recherche, 310, 1998, S. 105.

Beck, Ulrich: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt am Main 1986.

Beer, Ursula (Hg.): Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik, Bielefeld 1987.

Bennholdt-Thomsen, Veronika; Holzer, Brigitte; M•ller, Christa (Hg.): Das Subsistenz-handbuch – Widerstandskulturen in Europa, Asien und Lateinamerika, Wien 1999.

Bernard, Jeff: Die freie Sozialforschung im •berblick. In: Hartmann, Frank (Hg.): Standort und Perspektiven der au•eruniversit•ren Sozialforschung, Wien 1993, S. 103–113.

Bernold, Monika; Blimlinger, Eva; Ellmeier, Andrea: Hertha Firnberg: "Meine Leidenschaft: Die Anliegen der Frauen und die Wissenschaft." In: 100 Jahre Frauenstudium. Zur Situation der Frauen an •sterreichs Hochschulen. (=Materialien zur F•rderung von Frauen in der Wissenschaft; 6), Wien 1997, S. 17–52.

Birkhan, Ingvild: Einleitende Bemerkungen zum Frauenf•rderungsplan. In: Inter-universit•re Koordinationsstelle f•r Frauenforschung Wien (Hg.): Information II, 1/1995, Wien 1995, S. 25.

Birkhan, Ingvild; Mixa, Elisabeth; Rieser, Susanne; Strasser, Sabine (Hg.): Innovationen 1. Standpunkte feministischer Forschung und Lehre. (=Materialien zur F•rderung von Frauen in der Wissenschaft; 9), Wien 1999.

- Bochow**, Michael; Joas, Hans: Wissenschaft und Karriere. Der berufliche Verbleib des akademischen Mittelbaus, Frankfurt am Main 1987.
- Böhmcker**, Susanne; Epskamp, Heinrich: Ungeschützte Arbeitsverhältnisse im Hochschulbereich, Düsseldorf 1991.
- Bohnsack**, Ralf: Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Sozialforschung, Opladen 1993.
- Bologna**, Sergio; Fumagalli, Andrea: Il lavoro autonomo di seconda generazione. Scenari del postfordismo in Italia, Mailand 1997.
- Bortz**, Jürgen: Statistik für Sozialwissenschaftler, Berlin u. a. 1999.
- Bourdieu**, Pierre: Homo Academicus, Frankfurt am Main (1984) 1989.
- Bourdieu**, Pierre: Les règles de l'art. Genèse et structure du champ littéraire, Paris 1992.
- Bourdieu**, Pierre; Boltanski, Luc; Saint Martin, Monique de; Maldidier, Pascale: Titel und Stelle – Über die Reproduktion sozialer Macht, Frankfurt am Main 1981.
- Bourdieu**, Pierre; Passeron, Jean-Claude: Die Illusion der Chancengleichheit – Untersuchungen zur Soziologie des Bildungswesens am Beispiel Frankreichs, Rosenheim 1971.
- Breckner**, Roswitha: Von den Zeitzeugen zu den Biographen. Methoden der Erhebung und Auswertung lebensgeschichtlicher Interviews. In: Berliner Geschichtswerkstatt (Hg.): Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte, Berlin 1994, S. 199–222.
- Budget de routine sur fond de crise.** In: La Recherche, 315, 1998, S. 10.
- Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr:** Anfragebeantwortung der parlamentarischen Anfrage Nr. 4685/J-NR/1998 durch Bundesminister Dr. Caspar Einem vom 4. Sept. 1998.
- Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr** (Hg.): Hochschulbericht 1999. 3 Bände, Wien 1999.
- Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr;** Einem, Caspar u. a. (Hg.): Weißbuch zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft, Wien 1999.
- Burkart**, Günter: Biographische Übergänge und rationale Entscheidungen. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und oral history, 8, 1/1995, S. 59–88.
- Castoriadis**, Cornelius: Von Marx zu Aristoteles, von Aristoteles zu uns. In: Ders.: Durchs Labyrinth (I), Stuttgart 1980, S. 221–276, 297–304.
- Castoriadis**, Cornelius: Fait et \hat{a} Faire. (=Les carrefours du labyrinthe; 5), Paris 1997.
- Classen**, Claus Dieter: Wissenschaftsfreiheit außerhalb der Hochschule. Tübingen 1994.
- Clauß**, Günter; Ebner, Heinz: Grundlagen der Statistik – Statistik für Soziologen, Pädagogen, Psychologen und Mediziner, Thun / Frankfurt am Main 1985.

Cohen, Daniel: Les salaires ou l'emploi? In: Mongin, Olivier (Hg.): Le travail, quel avenir? Paris 1997, S. 83–113.

Cohen, Joel E.: Größe, Alter und Produktivität wissenschaftlicher und technischer Forschungsgruppen. In: Mayer, Karl Ulrich (Hg.): Generationsdynamik in der Forschung, Frankfurt am Main 1992, S. 125–149.

Daston, Lorraine: The Naturalized Female Intellect. In: Science in Context, 5,2, 1992, S. 209–235.

Daxner, Michael: Ist die Uni noch zu retten?, Reinbek bei Hamburg 1996.

Diekmann, Andreas: Empirische Sozialforschung – Grundlagen, Methoden, Anwendungen, Reinbek bei Hamburg 1998.

Dossier: Les trois mes cycles. In: Espace Universitaire, 22, 1998, S. 21–28.

Duden. Das Herkunftswörterbuch, Mannheim 1963.

Enders, Jürgen: Die wissenschaftlichen Mitarbeiter, Frankfurt am Main 1996.

Ernst, Waltraud: Diskurspiratinnen. Wie feministische Erkenntnisprozesse die Wirklichkeit verändern, Wien 1999.

Faulkner, Wendy: Conceptualizing Knowledge Used in Innovation: A Second Look at the Science-Technology Distinction and Industrial Innovation. In: Science, Technology & Human Values, Vol. 19 No. 4, autumn 1994, S. 425–458.

Felt, Ulrike: Chancen und Risiken des UOG93. Zur Situation der Frauen an den österreichischen Universitäten. In: Interuniversitäre Koordinationsselle für Frauen-forschung Wien (Hg.): Information II 1/1995, Wien 1995, S. 9–15.

Felt, Ulrike; Nemeth, Elisabeth: Universität, Demokratie und Hochschulreform im Nachkriegsösterreich: Über Möglichkeiten und Grenzen demokratischer Entscheidungsstrukturen. In: Bisovsky, Gerhard; Stifter, Christian (Hg.): Wissen für alle, Wien 1996, S. 45–75.

Felt, Ulrike; Nowotny, Helga; Taschwer, Klaus: Wissenschaftsforschung. Eine Einführung, Frankfurt am Main 1995.

Firnberg, Hertha; Otruba, Gustav: Die soziale Herkunft der niederösterreichischen Studierenden an Wiener Hochschulen. In: Kammer für Arbeiter und Angestellte in Niederösterreich (Hg.): Der niederösterreichische Arbeiter. Studien zur Sozial- und Wirtschaftsstruktur Niederösterreichs in Vergangenheit und Gegenwart. Heft 3, Wien 1951.

Fischer, Karin; Kilian, Eveline; Schönberg, Jutta (Hg.): Bildersturm im Elfenbeinturm, Frankfurt am Main 1993.

Flick, Uwe (Hg.): Handbuch qualitative Sozialforschung, München 1991.

Friedrichs, Jürgen: Methoden empirischer Sozialforschung, Opladen 1980.

Garz, Detlef: Die Welt als Text, Frankfurt am Main 1994.

Gauchet, Marcel: La religion dans la démocratie. Parcours de la laïcité, Paris 1998.

Gaullier, Xavier: La pluriactivité ^ tout %ge. In: Mongin, Olivier (Hg.): Le travail, quel avenir? Paris 1997, S. 238–278.

Gehmacher, Johanna: Vogelfreie Wissenschaft. In: an.schläge, Mai 1996, S. 28–29.

Gehmacher, Johanna; Singer, Mona: Feministische Forschung in Österreich. Eine Geschichte zur Fortsetzung. In: Lutter, Christine; Menasse-Wiesbauer, Elisabeth (Hg.): Frauen-forschung, feministische Forschung, Gender Studies. Entwicklungen und Perspektiven. (=Materialien zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft; 8), Wien 1999, S. 19–40.

Gibbons, Michael; Leo, Hannes (Hg.): Networks Replacing One Way Streets – Managing Transfer Sciences, Empirica 21 (3), 1994.

Gibbons, Michael; Limoges, Camille; Nowotny, Helga; Schwartzman, Simon; Scott, Peter; Trow, Martin: The New Production of Knowledge: The Dynamics of Science and Research in Contemporary Societies, New York u. a. 1994.

Griesebner, Andrea: Die Wiener Initiative für die Stärkung der Frauenforschung und ihrer Verankerung in der Lehre. Ein Bericht. In: Seiser, Gertraud/ Knollmayer, Eva (Hg.): Von den Bemühungen der Frauen in der Wissenschaft Fuß zu fassen. Materialien zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft, Bd. 3, Wien 1994, S. 61-74.

Grohs, Gerhard: Lehraufträge an wissenschaftlichen Hochschulen. In: Mitteilungen des Hochschulverbandes, 1980, S. 152.

Harding, Sandra: Das Geschlecht des Wissens - Frauen denken die Wissenschaft neu, Frankfurt a. M. u. a. 1994.

Hausen, Karin; Nowotny, Helga (Hg.): Wie männlich ist die Wissenschaft? Frankfurt am Main 1986.

Hey, Barbara (Hg.): Innovationen 2. Standpunkte feministischer Forschung und Lehre. (=Materialien zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft; 9), Wien 1999.

Hochgerner, Josef im Interview mit Frank Hartmann. In: Positionierung der außer-universitären Sozialforschung. (=Schriftenreihe; 4), Wien 1999, S. 9–17.

Ingrisch, Doris: "Alles war das Institut!" Eine lebensgeschichtliche Untersuchung über die erste Generation von Professorinnen an der Universität Wien. (=Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung (Hg.): Materialien zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft; 2), Wien 1992.

Ingrisch, Doris; Lichtenberger-Fenz, Brigitte: Hinter den Fassaden des Wissens. Frauen, Feminismus und Wissenschaft – eine aktuelle Debatte, Wien 1999.

Institut für Höhere Studien und Wissenschaftliche Forschung; Lassnigg, Lorenz: Zur Beschäftigung von HochschulabsolventInnen. Endbericht. Studie im Auftrag des Bundesministeriums für Wissenschaft und Verkehr, Wien 1998.

Interdisziplinäre Forschungsgruppe Frauenforschung (IFF): Zweierlei Welten? Feministische Wissenschaftlerinnen im Dialog mit der männlichen Wissenschaft, Frankfurt am Main 1992.

Ivaldi, Jean-Pierre: Le microcosme universitaire en question: Les missions des "enseignants-chercheurs" sont-elles à repenser en profondeur. In: La Recherche, 311, 1998, S. 9.

Joas, Hans: Das deutsche Universitätssystem und die Karrieremöglichkeit junger Wissenschaftler. In: Mayer, Karls Ulrich (Hg.): Generationsdynamik in der Forschung, Frankfurt am Main 1992, S. 110–122.

Jordanova, Ludmilla: Sexual Visions. Images of Gender in Science and Medicine between the Eighteenth and Twentieth Centuries, New York / London 1989.

Karpen, Ulrich: Zur Lage des habilitierten wissenschaftlichen Nachwuchses (=Forum des Hochschulverbandes; 40), Bonn 1986.

Keller, Evelyn Fox: Liebe, Macht und Erkenntnis. Männliche oder weibliche Wissenschaft? Aus dem Amerikanischen von Bettina Blumenberg, München / Wien 1986.

Keplinger, Maria: Frauenforschung im Auftrag des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung. In: Seiser, Gertraud; Eva Knollmayer (Hg.): Von den Bemühungen der Frauen, in der Wissenschaft Fuß zu fassen. (=Materialien zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft; 3), Wien 1994, S. 25–31.

Kerorguen, Yan de: Une certaine idée de l'innovation. In: La Recherche, 309, 1998, S. 18–21.

Klinger, Cornelia: Bis hierher und wie weiter? Überlegungen zur feministischen Wissenschafts- und Rationalitätskritik. In: Krüll, Marianne (Hg.): Wege aus der männlichen Wissenschaft, Pfaffenweiler 1990, S. 21–56.

Klinger, Cornelia: Essentialismus, Universalismus und feministische Politik. In: Lutter, Christine; Menasse-Wiesbauer, Elisabeth (Hg.): Frauenforschung, feministische Forschung, Gender Studies. Entwicklungen und Perspektiven. (=Materialien zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft; 8), Wien 1999, S. 95–115.

Kohli, Martin: "Von uns selber schweigen wir." Wissenschaftsgeschichte aus Lebens-geschichten. In: Lepenies, Wolf (Hg.): Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin, Band 1, Frankfurt am Main 1981, S. 428–465.

Kohli, Martin: Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 37, 1985, S. 1–29.

Kohli, Martin: Gesellschaftszeit und Lebenszeit. Der Lebenslauf im Strukturwandel der Moderne. In: Berger, Johannes (Hg.): Die Moderne – Kontinuitäten und Zäsuren (= Soziale Welt; Sonderband 4), Göttingen 1986, S. 183–208.

Kossibel, Hugo; Helfen, Peter; Flöck, Gerhard: Situation und Perspektiven der Habilitanden an bundesdeutschen Hochschulen. In: Westdeutsche Rektorenkonferenz (Hg.): Dokumente zur Hochschulreform, Hamburg 1986.

Krache, Bärbel; Wild, Elke (Hg.): Arbeitsplatz Hochschule: Überlegungen und Befunde zur beruflichen Situation und Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses, Heidelberg 1996.

Legat, Anneliese: Grundlegende Neuregelungen im Bereich der Lehre von Universitäts- und Hochschullehrern. In: Juristische Ausbildung und Praxisvorbereitung, 4, 1997/98, S. 207–216.

Legat, Anneliese; Reuther, Tilmann (Hg.): Universitätslehrerverband – Leistung durch Kooperation. Zukunftsperspektiven für die österreichischen Universitäten. Universitätspolitische Thesen des Universitätslehrerverbandes. (=Mitteilungsblatt; 2/1999), o.O. 1999.

Lehmann, Jean-Claude: La recherche publique ne vit pas avec son temps. In: La Recherche, 312, 1998, S. 110–113.

Leo, Hannes (Hg.): Managing Transfer Sciences, Wien 1993.

List, Elisabeth: Denkverhältnisse. Feminismus als Kritik. In: List, Elisabeth; Studer, Herlinde: Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik, Frankfurt am Main 1989, S. 7–34.

List, Elisabeth: Theorieproduktion und Geschlechterpolitik. Prolegomena zu einer feministischen Theorie der Wissenschaften. In: Nagl-Docekal, Herta (Hg.): Feministische Philosophie, Wien 1990, S. 158–183.

Louis, Fran• ois: Marie Curie et les post-docs. In: La Recherche, 309, 1998, S. 13.

Lübbert, Joachim: Befristete Arbeitsverhältnisse im Hochschulbereich und in außer-universitären Forschungseinrichtungen, Frankfurt am Main 1985.

Luhmann, Niklas: Die Wissenschaft der Gesellschaft, Frankfurt am Main 1990.

Lutter, Christine; Menasse-Wiesbauer, Elisabeth (Hg.): Frauenforschung, feministische Forschung, Gender Studies. Entwicklungen und Perspektiven. (=Materialien zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft; 8), Wien 1999.

Maeß, Gerhard: Verantwortete Freiheit. In: Catenhusen, Wolf-Michael; Zöpel, Christoph (Hg.): Forschung und gesellschaftliche Verantwortung, Marburg 1994.

Marschik, Matthias: Über das Leben und Forschen in Nischen. In: Positionierung der außeruniversitären Sozialforschung. (=Schriftenreihe; 4), Wien 1999, S. 31–47.

Martinotti, Guido (Hg.) : Autonomia didattica e innovazione dei corsi di studio a livello universitario e post-universitario, Rom 1997.

<http://www.murst.it/progprop/autonomi/autonp.htm> (März 2000)

Meister, Richard: Entwicklung und Reformen des österreichischen Studienwesens. (=Sitzungsberichte / Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse; 239), Graz / Wien 1962.

Melchior, Josef: Zur sozialen Pathogenese der österreichischen Hochschulreform. Eine gesellschaftstheoretische Rekonstruktion, Baden-Baden 1993.

Meusel, Ernst-Joachim: Außeruniversitäre Forschung im Wissenschaftsrecht, Köln 1992.

Meuser, Michael; Nagel, Ulrike: ExpertInneninterviews – vielfach erprobt, wenig bedacht. Ein Beitrag zur qualitativen Methodendiskussion. In: Garz, Detlef; Kraimer, Klaus (Hg.): Qualitativ-empirische Sozialforschung. Konzepte, Methoden Analysen, Opladen 1991.

Meyers Conversations-Lexikon, Band 9, Leipzig / Wien, 1895.

Milon, Alain: Evaluer les professeurs? In: Pour la science, 250, 1998, S. 9.

Monleau, Claude: Enseignant et chercheur, vers une carrière modulaire? In: Espace Universitaire, 23, 1998, S. 34–35.

Nitsch, Wolfgang: Vom beamteten Gelehrtentum zum soziokulturellen Dienstleistungs-betrieb. Die Geistes- und Sozialwissenschaften in der Krise. In: Das Argument, 173, 1989, S. 21–32.

Nowotny, Helga; Felt, Ulrike: After the breakthrough: the emergence of high-temperature superconductivity as a research field, Cambridge u. a. 1997.

OECD (1996a): The Knowledge-Based Economy, (96/102), Paris 1996.

OECD (1997a): The Evaluation of Scientific Research – Selected Experiences, (97/194), Paris 1997.

OECD (1997b): National Innovation Systems, Paris 1997.

OECD (1997c): Diffusing Technologie to Industrie – Government Policies and Programms, (97/60), Paris 1997.

Oevermann, Ulrich; Allert, Tilmann; Kronau, Elisabeth; Krambeck, Jürgen: Die Methodologie einer "objektiven Hermeneutik". In: Zedler, Peter; Moser, Heinz (Hg.): Aspekte qualitativer Sozialforschung.

Studien zu Aktionsforschung, empirischer Hermeneutik und reflexiver Sozialtechnologie, Opladen 1983, S. 95–123.

Österreichische Hochschulzeitung, 15. Jänner 1936.

Österreichische Rektorenkonferenz (Hg.): Universitätspolitische Leitlinien der Österreichischen Rektorenkonferenz in Zusammenarbeit mit den Vorsitzenden der Obersten Kollegialorgane gem. UOG 1993, Wien 1998.

Österreichisches Statistisches Zentralamt (Hg.): Statistisches Jahrbuch für die Republik Österreich, Wien 1999.

Papouschek, Ulrike; Pastner Ulli: Außeruniversitäre Forschung – Für Frauen eine attraktive Alternative zum Hochschulbereich? “Arbeitsmarkt, Arbeitsbedingungen und Berufsbiographien von Wissenschaftlerinnen in der außeruniversitären Forschung.” Zwischenbericht an das Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr, Wien 1999.

Pechriggl, Alice: Das Profil der Externen zwischen vogelfreier Verschubmasse und Kleinhonoratioren. In: Information der Interuniversitären Koordinationsstellen für Frauenforschung Wien, 2/1996, S. 15–21.

Pechriggl, Alice: Externe Lektoren – Die Fremden im Lehrkörper. In: Österreichische Hochschulzeitschrift, 5/1996, S. 12.

Pechriggl, Alice: Von der Gratwanderung zwischen Feminismus und Akademismus zur Österreichischen Krise der Freien WissenschaftlerInnen: Ein Entwurf in der Sackgasse? In: IWK-Mitteilungen, 4/1996, S. 6–11.

Piecekith, Richard: L'amertume des cerveaux drainés. In: La Recherche, 312, 1998, 1998, S. 6–7, 9 und 314.

Positionierung der außeruniversitären Sozialforschung. (=Schriftenreihe des Forum Sozialforschung; 4), Wien 1999.

Postel-Vinay, Olivier: Le miroir inversé du système français. In: La Recherche, 309, 1998, S. 14–17.

Preglau-Hämmerle, Susanne: Von der Ordinarien- zur Gruppenuniversität. Die Hochschulpolitik der SPÖ nach 1945. In: Pelinka, Peter; Steger, Gerhard (Hg.): Auf dem Weg zur Staatspartei. Geschichte und Politik der SPÖ seit 1945, Wien 1988. S. 339–351.

Ratzer, Brigitte; Mraz, Gabriele: Wie ein Kaktus in der Wüste – Lebenszeichen einer feministischen Technikforschung. In: Hey, Barbara (Hg.): Innovationen 2. Standpunkte feministischer Forschung und Lehre. (=Materialien zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft; 9), Wien 1999, S. 55–76.

- Rieser**, Susanne; Strasser, Sabine (Hg.): Innen – Außen – Zwischendrin. Perspektiven feministischer Forschung und Lehre 2000. Dokumentation der 5. Österreichischen Wissenschaftlerinnentagung, Wien 19.– 21. November 1998.
- Rose**, Hilary: Gender at Work in the Production System of Science. In: Dies.: Love, Power & Knowledge, Cambridge 1994, S. 97–114.
- Rosenthal**, Gabriele: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen, Frankfurt am Main / New York 1995.
- Rosenthal**, Gabriele: „...Wenn alles in Scherben fällt...“. Von Leben und Sinnwelt der Kriegsgeneration, Opladen 1987.
- Rüschmeyer**, Dietrich: Professional Autonomy and the Social Control of Expertise. In: Dingwall, Robert; Lewis, Philip (Hg.): The Sociology of the Professions, London 1983, S. 38–58.
- Russo**, Manfred: Der Sozialforscher –Patchwork-Jobber der Wissenschaft. In: Positionierung der außeruniversitären Sozialforschung. (=Schriftenreihe des Forum Sozialforschung; 4), Wien 1999, S. 61–67.
- Schandi**, Susanne; Seiser, Gertraud: Quantitative Materialien zur Präsenz von Frauen an Österreichs Hochschulen. In: 100 Jahre Frauenstudium. Zur Situation der Frauen an Österreichs Hochschulen. (=Materialien zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft; 6), Wien 1997, S. 53–97.
- Schiebinger**, Londa: Schöne Geister –Frauen in den Anfängen der modernen Wissenschaft. Aus dem Amerikanischen von Susanne Lüdemann und Ute Spengler, Stuttgart 1993.
- Schliesselberger**, Eva; Strasser, Sabine: In den Fußstapfen der Pallas Athene? Möglichkeiten und Grenzen des Mentoring von unterrepräsentierten Gruppen im universitären Feld am Beispiel von Frauen in den Kulturwissenschaften. (=Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr (Hg.): Materialien zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft; 7), Wien 1998.
- Schliesselberger**, Eva; Strasser, Sabine: Mutter oder Mentor? Zur Ambivalenz von Förderungsbeziehungen unter Frauen in der Wissenschaft. In: Perko, Gudrun (Hg.): Mutterwitz. Das Phänomen Mutter – Eine Gestaltung zwischen Ohnmacht und Allmacht. Wien 1998, S. 212–246.
- Schmitz**, Christof: Paradoxie und Ausstieg. Beschreibung und Vergleich des akademischen Mittelbaus der Wirtschaftsuniversität Wien. In: Zeitschrift für Soziologie, 19, 3/1990, S. 212–222.
- Schütze**, Fritz: Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis, 3, 1983, S. 283–294.
- Schütze**, Fritz: Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien. In: Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie, Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien, 1, 1977, S. 7–41.
- Schütze**, Fritz: Zur Hervorlockung und Analyse thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Kommunikative Sozialforschung, München 1976, S. 159–260.

Sennett, Richard: Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus, Berlin 1998.

Szrensen, Aage: Wissenschaftliche Werdegänge und akademische Arbeitsmärkte. In: Mayer, Karl Ulrich (Hg.): Generationsdynamik in der Forschung, Frankfurt am Main 1992, S. 83–109.

Standort und Perspektiven der außeruniversitären Sozialforschung. (=Schriftenreihe des Forum Sozialforschung; 1), Wien 1993.

Tjlos, Emmerich (Hg.): Atypische Beschäftigung. Internationale Trends und Sozialstaatliche Regelungen. Europa – USA, Wien 1999.

Taschwer, Klaus: Förderungsforderung. In: Falter, 30/1999, S. 8.

Taschwer, Klaus: Land der Hämmer, zukunftsreich?. In: profil uniextra, 1999, S. 36–40.

Taschwer, Klaus: Lost Generation. In: Falter, 19/1999, S. 12.

Taschwer, Klaus: Rätsel Rücktritt. In: Falter, 6/1999, S. 5–6.

Thieme, Werner: Zur Rechtsnatur des Lehrauftrags. In: Mitteilungen des Hochschulverbandes, 1956, S. 131.

Thieme, Werner: Ersatz der Privatdozentur durch den Lehrauftrag. In: Mitteilungen des Hochschulverbandes, 1976, S. 195.

Titze, Hartmut: Der Akademikerzyklus, Göttingen 1990.

Waldbrunner, Karl: Auf dem Weg zum Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung. In: Wissenschaft und Weltbild. Festschrift für Hertha Firnberg, Wien 1975.

Weber, Max: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Tübingen 1988.

Weber, Max: Wissenschaft als Beruf. MWG Abt. I, Band 17, Tübingen (1917/19) 1992.

Webler, Wolff-Dietrich: Professionalität an Hochschulen: Zur Qualifizierung des wissenschaftlichen Nachwuchses. In: Das Hochschulwesen, 3, 1993, S. 119–125.

Weinert, Franz E.: Der aktuelle Stand der psychologischen Kreativitätsforschung. In: Generationsdynamik und Innovation in der Grundlagenforschung. Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften: Berichte und Mitteilungen, 3, 1990, S. 21–44.

Weingart, Peter u. a.: Die sogenannten Geisteswissenschaften: Außenansichten: Die Entwicklung der Geisteswissenschaften in der BRD 1954 – 1987, Frankfurt am Main 1991.

Werlhof, Claudia von; Mies, Maria; Thomsen, Veronika (Hg.): Frauen, die letzte Kolonie, Reinbek bei Hamburg 1988.

Wetterer, Angelika: "Es hat sich alles so ergeben, meinen Wünschen entsprechend" – Über die Planlosigkeit weiblicher Karrieren in der Wissenschaft. In: Bathe, Silvia u. a. (Hg.): Frauen in der Hochschule: Lehren und Lernen im Wissenschaftsbetrieb, Weinheim 1989, S. 142–157.

Wissenschaftsladen Innsbruck: Studie zur Ausbildungs- und Beschäftigungssituation von AbsolventInnen der Geisteswissenschaftlichen Fakultät und des Instituts für Psychologie der Universität Innsbruck der letzten 10 Jahre, Innsbruck 1996.

Wolf, Harald: Arbeit und Autonomie. Ein Versuch über Widersprüche und Metamorphosen kapitalistischer Produktion, Münster 1999.

Zacher, Hans F.: Forscher und Forschungspolitik: Der Beitrag der Forscher zur Forschungspolitischen Diskussion. In: Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften: Berichte und Mitteilungen, 1, 1992.

Ziehe, Thomas: Die Angst der Männer vor dem Verlust der Institution. In: Weibliche Wissenschaft, Männliche Wissenschaft. Symposium an der Universität Oldenburg vom 15.–16. Juni 1983, Oldenburg 1983.

Zuckermann, Harriet; Cole, Jonathan R.; Bruer, John T. (Hg.): The Outer Circle. Women in the Scientific Community, New York 1991.

Zuckermann, Harriet; Merton, Robert K.: Age, Aging, and Age Stratification in Science. In: Johnson, Marilyn E.; Riley, Matilda W.; Foner, Anne (Hg.): A Sociology of Age Stratification. (=Aging and Society; 3), New York 1972.

8. Anhang

8.1. Materialien zu den narrativen Interviews

8.1.1. Themenkatalog für den “Nachfrage”-Interviewteil

1. Arbeitsort, Arbeitsplatz

- Fixer/provisorischer Arbeitsort: Institut, Bibliothek/Labor, Arbeitszimmer zu Hause, Gemeinschaftsbüros; auch: geographisch
- Was bedeutet das jeweils? Ambivalenz von Vor- und Nachteilen des Arbeitsortes

2. Formen der Zusammenarbeit, internationale Arbeitskontakte

- Arbeit vorwiegend hierarchisch, im Team, mit Unbekannten oder FreundInnen, allein, etc.?
- Wie entstehen Formen der Zusammenarbeit? Veränderungen? Was ist mit Konkurrenzen?
- Kommunikationsformen, -orte; Virtuelles?
- International: Auslandsaufenthalte, Mitarbeit in internationalen Projekten, individuelle Kontakte, Austausch, Einflüsse?

3. Einstellung zu/Umgang mit Vor- und Nachteilen des freiberuflichen Arbeitens

- Ambivalenz: Gab es Momente alternativer Planungen, Bewerbungen am Arbeitsmarkt, Liebäugeln mit Alternativen?

4. Das eigene Verhältnis zur “normalen” akademischen Karriere

- FörderInnen? Paternalismus?
- Distanziertes Verhältnis zur akademischen Karriere oder verinnerlicht?
- Geschlechtsspezifische Aspekte? Vorstellungen von eigener “Karriere”?

5. Die eigenen wissenschaftlichen Inhalte –Verhältnis zu Inhalten der “Internen”?

- Einschließlich: Methoden, Themen, Theorien, etc.?
- Was bedeutet Forschung/Lehre, warum machen Sie das? Nutzen/Schaden in der Positionierung gegenüber den Internen? Was heißt Innovation/Fortschritt in Wissenschaft/Lehre?

6. Das Geld, die Finanzierung, die finanzielle Sicherheit

- Haupt- und Nebeneinnahmen; wie plant eine/r das selbst, wie ist das soziale Netz miteingeplant?
- Was bedeutet finanzielle Sicherheit, "Geld haben"? Selbsteinschätzung: Was ist die eigene Arbeit wert, finanziell? Der eigene "Lebensstil", soziale Einordnung?

7. "Wissenschaft" und "Gesellschaft"

- Welche Verbindungen gibt es zwischen dem eigenen Forschen/Lehren und der "Öffentlichkeit", wie wichtig sind sie? Wie werden sie hergestellt? (Publikationen, Praxisbezug, etc.)

8. Politische (Selbst-)Verortung

- Bedeutung des eigenen politischen Handelns; welche Formen? Welche Organisationen?

9. Verhältnisse zwischen "Beruf" und "Leben"

- Hoffnungen, Glücksvorstellungen, Desillusionierungen? (das "Leben": Familie, PartnerInnenschaft, Kinderwunsch, Reisen, etc.)

10. Perspektiven und der Beruf

- Wohin, Wozu? Alterssicherung; alters- und generationsspezifische Aspekte.

11. Selbstbilder?

8.1.2. Kurzbiographiebogen

Der Kurzbiographiebogen wird einige Zeit vor der Durchführung der Interviews von den InterviewpartnerInnen ausgefüllt und ermöglicht somit eine gezieltere Vorbereitung auf das Interview.

Name

Adresse

Telefonnummer

Geburtsdatum und -ort

Familienstand (mit Daten); Kinder (Name und Geburtsdatum)

Berufe des Vaters

Berufe der Mutter

Geschwister (Namen und Geburtsdatum)

Schulbildung (mit Daten)

Ausbildung/Studienfächer (Zeitraumen/Orte)

Abschlüsse (Fächer und Datum der Abschlüsse)

Tätigkeiten während des Studiums

Erster Lehrauftrag (Thema, Art der Lehrveranstaltung, Institut, Datum)

Aktueller/letzter Lehrauftrag (Thema, Art der Lehrveranstaltung, Institut, Datum)

Forschungsprojekte (Themen, Zeiträume, Orte, Finanzierung)

Außeruniversitäre Tätigkeiten (Themen, Bereiche, Zeiträume, Orte, Finanzierung)

Hauptsächliche Einkommen (bei Veränderungen bitte mit Zeitrahmen)

Hatten Sie Phasen, in denen Sie Mittel des AMS (Arbeitslosengeld, Notstandshilfe, Karenzgeld) bezogen haben? Wenn ja, in welchen Zeiträumen?

Oder haben Sie bislang keine Ansprüche auf Mittel des AMS erwerben können?

In welcher Höhe bewegt(e) sich Ihr durchschnittliches Monatseinkommen?

Sie können gern ein Zusatzblatt verwenden!

.....

Datum

Vielen Dank für Ihre Mitarbeit!

8.1.3. Einverständniserklärung

**Forschungsprojekt: Zwischen Autonomie und Ausgrenzung?
Zur Bedeutung Externer Lehre und Freier Wissenschaft an österreichischen Universitäten und
Hochschulen**

Dr. Ela Hornung Mag. Heidrun Schulze
Josefstädterstr. 70/II/36 Bandg. 32/32
1080 Wien 1070 Wien
E-mail: michaela.hornung@univie.ac.at E-mail:a8803616@unet.univie.ac.at

Erklärung

Name.....

Adresse und Telefonnummer.....

.....

.....

Ich erkläre mich mit der Übertragung der Werknutzungsrechte meiner Interviews an Ela Hornung und Heidrun Schulze, der EDV-Speicherung meiner Adresse und der Interviews, sowie mit der Archivierung der Originalbänder und der zur Verfügung gestellten Informationen und Materialien, einverstanden.

Ich wünsche folgendes Pseudonym
(bitte nur ausfüllen, falls nicht der eigene Name aufscheinen soll) (Pseudonym)

.....

Ort, Datum

.....

Unterschrift

8.1.4. Kommentierte Bibliographie

Bock, Ulla; Braszeit, Anna; Schmerl, Christiane (Hg.): Frauen an den Universitäten. Zur Situation von Studentinnen und Hochschullehrerinnen in der männlichen Wissenschafts-hierarchie, Frankfurt/New York: Campus 1983.

Studentinnen, Doktorandinnen, Hochschullehrende. Enthält zwei Artikel zu einer Studie: Befragung von ca. 1.400 internen Hochschulfrauen (Professorinnen und Mittelbau) an offenbar über 40 deutschen Unis, durchgeführt 1975/76:

Bimmer, Brigitte: Zum Selbst- und Fremdbild von Wissenschaftlerinnen. Erste Teilergebnisse einer empirischen Studie. In: Bock 1983, S. 153-169.

quantitativ

Schmerl, Christiane; Bock, Ulla; Braszeit, Anna: Innenansichten vom Herrenhaus. Frauen im Gebäude der Wissenschaft. In: Bock 1983, S. 170-206.

Zusätzlich zur quantitativen Studie gab's – offenbar eher marginal –auch eine qualitative Befragung, durchgeführt 1981; wird hier v.a. mit sehr ausführlichen Zitaten dargestellt, die nichts "Neues" sind, aber doch interessant zu lesen. Aufbau ca.: Zugang zur jetzigen Stelle; Erfahrungen mit der Uni-Laufbahn; Gegenwärtige Arbeitssituation (ein durchschnittlicher Arbeitstag/Arbeitswoche; männliche Kollegen; weibliche Kollegen; Verhältnis zu Studenten und -innen); Erwartungen an die weitere Uni-Laufbahn; allgemeine Einschätzung zu Frauen an Hochschulen; Verbesserungsmöglichkeiten dieser Situation.

Diem-Wille, Gertraud: Karrierefrauen und Karrieremänner. Eine psychoanalytisch orientierte Untersuchung ihrer Lebensgeschichte und Familiendynamik, Opladen: West-deutscher Verlag 1996.

Sie hat 30 Personen in Spitzenpositionen in Management und Universität befragt (je 7-8 je Männer und Frauen), in Österreich, Geburtsjahrgänge 1932-1950, ca. um 1990. Methode: narratives Interview, von dem vorab vereinbart: Dauer 1,5 bis 2 Stunden, konzipiert in Analogie zu psychoanalytischem Erstgespräch; plus projektiver Zeichentest "Die verzauberte Familie" plus Rorschach-Test.

Transkripte wurden tiefenhermeneutisch-psychoanalytisch interpretiert, dazu gab's Lehr-analytikerin als Supervisorin und Soziolinguistin als Beraterin. Ist bewußt auf "Einzelfalldynamik" ausgerichtet, bewußt keine Typenbildung. Zuerst Darstellung von 4 Einzelanalysen; dann benennt sie "vier relevante Strukturelemente der 'inneren Realität' der interviewten Personen, die sie zu einer erfolgreichen Berufskarriere motivierten. Ó Nämlich: "Starke ödipale Konflikte in der Entwicklung der Geschlechtsidentität" (d.h.: Rivalitätskonflikte); "Akzeptanz durch die Eltern"; "Modellwirkung der Eltern im Meistern von Lebensproblemen"; und "Umgang mit Autoritäten: Anpassung versus Rebellion" (wobei sich die Männer eher 'anpassen' und die Frauen eher 'rebellieren') (S. 84).

Goritschnig, Gerith: Übergänge ins Berufsleben von Akademikerinnen. In: Buch, Christiane (Hg.): *Bildungsfrauen – Frauenbildung : Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Frauen in Forschung und Praxis*, Wien: Service-Fachverlag 1994. , S. 7-93.

Sie hat 15 qualitative Interviews mit Akademikerinnen ausgewertet; diese Interviews wiederum stammen aus der Studie "Die Universität und ihre Absolventen" (Paul Kellermann), durchgeführt in Klagenfurt und Salzburg.

Die befragten Frauen machen den "Eindruck einer zufälligen Berufsfindung" (S. 82); und Goritschnig bildet drei Typen: die familienorientierte Akademikerin, die berufsorientierte Akademikerin, die Akademikerin mit doppelter Rollenorientierung (S. 88).

Lins, Josef ; Müller, Johann: Das Berufsbild des akademischen Mittelbaus: eine empirische Studie über die berufliche Situation von Assistenten, Beamten des wissenschaftlichen Dienstes, Bundeslehrern u. Lehrbeauftragten an österreichischen Universitäten und Kunst-hochschulen, Wien/Innsbruck : Bundeskonferenz d. wissenschaftlichen u. künstlerischen Personals 1987.

Ist die Kurzfassung des BMWF-Projektberichts "Berufsanalyse Mittelbau" (März 1986).

Rein quantitativ, Sozialdaten plus schriftliche Befragung, die wiederum fokussiert auf: Einschätzung der Befragten zu div. Aspekten hinsichtlich ihrer Berufssituation.

Studie differenziert nur bei ganz wenigen Fragestellungen zwischen Internen und Externen.

Unter "Externe" fallen: Lehrbeauftragte mit mindestens 7 Semester-Wochenstunden bzw. mit halber Lehrverpflichtung an Kunsthochschulen.

Mayer, Karl Ulrich (Hg.): Generationsdynamik in der Forschung, Frankfurt a. Main u.a.: Campus Verlag 1993.

darin:

Mayer, Karl Ulrich: Generationsdynamik in der wissenschaftlichen Forschung: Personen, Organisationen und Programme. In: Mayer 1993, S. 9-31.

Zentrale Aussage: Voraussetzung für innovative und kreative Forschung ist unbestritten "der stetige Zustrom neuer Ideen und Motive durch jüngere, hinreichend autonome Nachwuchswissenschaftler" (S. 20).

Weinert, Franz E.: Der aktuelle Stand der psychologischen Kreativitätsforschung und einige daraus ableitbare Schlußfolgerungen für die Lösung praktischer Probleme. In: Mayer 1993, S. 35-58.

Untersuchungen zeigen: "Die meisten Menschen – unabhängig davon, ob es sich um Laien oder Wissenschaftler handelt – glauben, daß sie wissen, was Kreativität ist, wie sich kreative von intelligenten Menschen unterscheiden und welche Fähigkeiten jemand haben muß, um kreative Ideen zu generieren. Das dabei erkennbare Bild der Kreativität ist heterogen, variabel und schillernd. Die von den meisten akzeptierte Kernannahme ist, daß kreatives Denken deshalb zu neuen Ideen, unüblichen Problemlösungen und überraschenden Einfällen führt, weil es sich nicht durch Regeln, Konventionen, Normen und akzeptiertes Wissen einengen läßt. Verstärkt wird diese Tendenz zur Polarisierung zwischen kreativem und logischem Denken durch Selbstzeugnisse berühmter Wissenschaftler und Künstler, in denen sie berichten, wie ihre kreativen Leistungen zustande gekommen sind." (S. 39)

Zu diesen Selbstmystifikationen gibt es eine kritische Studie:

Weisberg, R.W.: Creativity: Genius and Other Myths, New York 1986.

Zuckerman, Harriet: Die Werdegänge von Nobelpreisträgern. In: Mayer 1993, S. 59-79.

Fragestellungen: Wo haben sie gelernt, Bedeutung von Lehrern, Elite-Unis, was wie in welchem Alter, wie haben sie auf Nobelpreis reagiert, was war danach, usw.

Sørensen, Aage B.: Wissenschaftliche Werdegänge und akademische Arbeitsmärkte. In: Mayer 1993, S.83-109.

Universitäten sind kein "normales" Unternehmen, ein Arbeitsplatz hier entspricht eher einer "Pacht", Prestige hat zentrale Funktion.

Puza, Richard; Österreichische Rektorenkonferenz: Die Lage der Dozenten an den Universitäten in Österreich, Wien : Selbstverlag des Herausgebers 1977.

Fragebogenerhebung zum Check der Lage nach UOG 75. 791 ausgeschickte Fragebögen; Rücklauf: 160 Interne (habilitierte AssistentInnen), 151 Externe. Unterschiede zwischen Internen und Externen sind durchgängig Teil der Fragestellung.

“Externe”: hier viele MedizinerInnen, etliche der Befragten sind erst nach ihrer Habilitation weg von der Uni, die allermeisten der Befragten haben eine abgesicherte Stellung in einer anderen Institution.

Gestellte Fragen u.a.: Wieviele Wochenstunden sie lehren, und welche Inhalte; was ihnen selbst die Lehre bringt; wie sie am Institut integriert sind (zumeist, ihrer Selbst-einschätzung zufolge, schlecht); welche Chancen auf eine Professur sie sich selbst einräumen; wie sie ihre Interessensvertretung einschätzen.

Was ist ihrer Meinung nach die besondere Rolle eines [sic] externen Dozenten?

35%: Einbringung berufsbezogener Gesichtspunkte; Bindegliedfunktion zwischen Theorie und Praxis; besserer Blick für die Relevanz der Probleme, u.ä.

10,6%: Unabhängigkeit, bessere Entfaltung;

13,2%: Vermittlung eines sonst nicht vertretenen oder eines neuen Fachzweiges (S. 88)

“Beurteilung der Lage der externen Dozenten” (durch die Untersuchenden) (S. 101-113): Kernfrage sei, wie die Uni selbst die nötige Integration erreichen kann – Empfehlung: bessere Lehr- und Forschungsmöglichkeiten an der Uni selbst sollten den Externen geboten werden (S. 103; 106).

Wager, Maaret: Constructions of femininity in academic women : continuity between private and professional identity, Helsinki 1994.

Befragung von 331 Frauen an Gewi- und Nawi-Instituten (und 18 Männern als Vergleichs-gruppe).

Fokus auf folgende Fragestellung: Was könnte “feminine professional identity” sein?

Arbeitet mit ISA (Identity Structure Analysis), d.i. zugleich theoretisches Konzept und quantifizierbarer Ansatz. Auswertung dementsprechend rein quantitativ.

Einige Themenfelder: Selbstkonstruktionen, Identifikation mit wem? Beste Freund/inn/en, “feminine” oder “feminist”, Mutterschaft, etc.

Zuckerman, Harriet (ed.): The outer circle: women in the scientific community. Papers from the 4 symposia held 1983 – 1986 at Stanford University, New York u.a.: Norton 1991.

Sehr material-, daten- und bibliographiereiche Aufsätze zu Männer/Frauen-Karrieren in den USA (Publikationen, Forschungsproduktivität, Selbstdarstellung von Erfolg, etc.).

Qualitativ/biographisch: Drei Interviews mit außergewöhnlich erfolgreichen Natur-wissenschaftlerinnen, darunter eines mit Salome Waelsch (S. 71-93), emigrierte deutsche Genetikerin.

Weiterführende Literatur

Baldauf, Anette; Griesebner, Andrea: Zwischenbericht zum Forschungsprojekt "Frauenforschung/feministische Wissenschaften an der Geisteswissenschaftlichen und Grund- und Integrativwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien – Bestands-aufnahme", Wien April 1991, Typoskript.

Darin: erste Ergebnisse zu den qualitativen Interviews mit Lektorinnen (die im Zeitraum Sommersemester '88 bis Sommersemester '90 Frauenlehrveranstaltungen abgehalten haben), in Thesenform:

- *Karrierewechsel und -brüche sind typisch für Frauen;*
- *Lektorinnen befinden sich in einer Zwischenposition im universitären Feld;*
- *als "Nachwuchswissenschaftlerinnen" werden sie selektiv gefördert;*
- *Männerbünde grenzen Frauen aus;*
- *Frauen verarbeiten dies alles ambivalent;*
- *Karriere und Reproduktionsarbeit sind schwer zu vereinbaren.*

Eine der wenigen umfangreicheren Studien zur Position und Identität von Lektorinnen.

Baldauf, Anette; Griesebner, Andrea: Forschungsbericht "Förderung von Frauen und Frauenforschung/ feministischer Forschung", Wien Dezember 1991, Typoskript.

Forschungsdesign: Gewi und Gruwi Wien, Befragung von Studierenden, die Frauen-Lehrveranstaltungen absolviert hatten (1.500 Fragebögen ausgeschickt, Rücklauf: 193; 10 qualitative

Interviews mit Diplomandinnen/Dissertantinnen); Lehrende, die Frauen-Lehrveranstaltungen angeboten hatten (100 Fragebögen ausgeschickt, Rücklauf: 32; 10 qualitative Interviews mit Lektorinnen bis Dozentinnen).

Interviews auf Band und transkribiert, erste Auswertung wurde zur Korrektur an Befragte rückgeschickt, Zitate sind den einzelnen Themenbereichen zugeordnet und in der Darstellung mit quantitativen Auswertungen durchgemischt. Thesen ähnlich wie Zwischenbericht, s.o.; Gliederung: Karriereverläufe / Erfahrungen als Lektorin / Erfahrungen als potentielle Assistentin usw.

Der Berichtsteil zu Frauenforschungseinrichtungen in Europa ist in der BMW-Materialienband-Reihe veröffentlicht.

Eine der wenigen umfangreicheren Studien zur Position und Identität von Lektorinnen. Viel von der Frauen-Hochschul-Politik der 90er Jahre fuhr genau auf dem Gleis weiter, das die Autorinnen hier vorgeben bzw. fordern: Koordinationsstellen, Zeitschrift und Informationen, Frauentopf-Lehrveranstaltungen, Mentorinnen, Dipl.- und Diss.-Betreuungs-Debatten, etc.

Baldauf, Anette; Griesebner, Andrea; Taschwer, Klaus: Auf der Suche nach möglichen Ursachen für die Unterrepräsentanz von Wissenschaftlerinnen im universitären Feld Österreichs. In: L'Homme-ZFG, 2. Jg. H. 2, 1991, S. 77-97.

In vielem ähnlich wie Baldauf/Griesebner: Forschungsbericht, 1991.

Lebensgeschichtliche Interviews mit 2 Frauen und 2 Männern, davon 2 außeruniversitär Beschäftigte (Konzentration aber auf Differenzen Mann/Frau, nicht auf: Interne/Externe).

“Die Relevanz von Lebensgeschichten liegt unseres Erachtens darin, daß in ihnen bzw. im Habitus des ‘dahinterstehenden’ Individuums soziale Strukturen gewissermaßen inkorporiert vorliegen. Dadurch wird allerdings auch eine ansatzweise Rekonstruktion des sozialen Kontexts und der Beziehungen nötig, in welchen die (‘biographierten’) Einzelpersonen – in unserem Fall also die Wissenschaftler/innen im universitären Feld – handeln. Gleichzeitig gilt es aber auch, auf dieser Folie der (krypto)normativen Strukturen die ‘biographischen Freiheiten’ dieser Akteure/Akteurinnen, die Freiräume für Entscheidungen zu rekonstruieren, wie dies jüngst Giovanni Levi einforderte.” (S. 80)

Bathe, Silvia; Biermann, Ingrid; Hunfeld, Maria; Ruhne, Renate; Schlosser, Irmtraud (Hg.): Frauen in der Hochschule. Lehren und Lernen im Wissenschaftsbetrieb, Weinheim: Deutscher Studienverlag 1989.

Enthält den danach allgemein zitierten Aufsatz:

Wetterer, Angelika : "Es hat sich alles so ergeben, meinen Wünschen entsprechend" – Über die Plan-Losigkeit weiblicher Karrieren in der Wissenschaft. In: Bathe 1989, S. 142-157.

63 Interviews mit Wissenschaftlerinnen an der Uni Freiburg, 1983.

- Beispiele für: " (...) wie aus unbescheidenen Wünschen pragmatische Pläne werden und aus diesen Plänen unverhoffterweise eine Realität, die der Unbescheidenheit der Wünsche dann doch weitaus näher ist als dem Pragmatismus der Pläne." (S. 143)

- "Gut zwei Drittel der von uns befragten Wissenschaftlerinnen nehmen an entscheidenden Stellen der Rekonstruktion ihres Berufsweges Bezug auf Kategorien wie Glück oder Zufall; sie erklären sich ihren Berufsweg als Ergebnis einer Serie von Glücksfällen, als Produkt puren Zufallsgeschehens; sie sind in die Wissenschaft 'reingerutscht'; sie wurden in diesen Beruf 'reingeholt' oder gar 'reingezogen'." (S. 145)

-"(Es) wird deutlich, daß sich hinter den zum Teil fast identischen Formulierungen über Glück und Zufall durchaus Unterschiedliches verbirgt. Für die einen war nicht antizipierbar, daß die Hochschulexpansion zur Einrichtung so vieler neuer Stellen führt, für die anderen ist nicht antizipierbar, daß gerade sie eine Stelle bekommen, wo es doch eigentlich keine mehr gibt." (S. 150)

- Interviewte sprechen z.T. nicht von "Berufsweg", sondern in Formulierungen wie: "sich mit diesen Dingen beschäftigen wollen".

- Akademische Berufslaufbahn in Redefiguren der Fremdheit und Gefahr: Wetterer: "Eine Verlockung, über die man lieber nicht redet; ein Verdacht, den man sich erst im Nachhinein zugeben kann; ein Wunsch, den man nur heimlich hat." (S. 152)

Die Wortschöpfung "Karriere nach dem Zufallsprinzip" (als kennzeichnend für Erzählweisen von Frauen) wird seither immer wieder zitiert und aufgegriffen, in eigenen Befragungen bestätigt oder widerlegt etc.

Seiser, Gertraud (Hg.): Von den Bemühungen der Frauen, in der Wissenschaft Fuß zu fassen (=Materialien zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft; 3), Wien: (Bundesministerium für Wiss. u. Forschung) Österr. Staatsdruckerei 1994.

Transkribiertes Gruppengespräch zu ihren biographischen Hintergründen, Identitäten, Forschungsmethoden und -inhalten, Grenzgängen und Utopien.

Eine Schwerpunkt liegt auf der Diskussion der "Selbstautorisierung" im Kollektiv und als Phänomen der außeruniversitären Positionierung. Wie kann es hier wissenschaftliche Anerkennung geben – "Mentorinnen", "Mütter", "Schwestern"? (S. 456-458)

Diskutiert wird die Werkvertrags- und Söldnerinnen-Identität und die Frage, wieviel Freiheit eigentlich in der "Freien Forschung" überhaupt möglich ist.

Darin:

Buchinger, Birgit; Gödl, Doris; Pircher, Erika: Dialog in drei Akten. Über Wünsche und unheimliche Verhältnisse – Forschungspraxis von Frauen am Institut für Alltagskultur (IAK) Salzburg. In: Seiser 1994, S. 455-468.

Clemens, Bärbel; Metz-Göckel, Sigrid; Neusel, Ayl; Port, Barbara (Hg.): Töchter der Alma Mater. Frauen in der Berufs- und Hochschulforschung, Frankfurt/New York: Campus 1986.

Dokumentation einer Tagung in Kassel 1985, die aktuelle Forschungsprojekte versammelte.

- Erwähnung eines Projekts zu Lebensgeschichten von Wissenschaftlerinnen, das aus Geldgründen nicht zu Ende geführt werden konnte: 1981, Sigrid Paul/ Brunhilde Scheuringer (S. 48f).

- Charakterisierung des Projekts Wetterer et al., offenbar 1985/86 noch in Arbeit: "(...) untersuchen, ausgehend von theoretischen Ansätzen einer Soziologie des Lebenslaufes und einer soziologischen Identitätstheorie, unter welchen – meist sehr widersprüchlichen – subjektiven wie objektiven Bedingungen Wissenschaftlerinnen ihre Identitätsbalance aufrechterhalten. Die oft frappierenden Unterschiede zwischen den faktischen Gegebenheiten und den individuellen Verhaltensmustern, die durch die Darstellung im Interview deutlich werden, machen es möglich, die Funktion bestimmter Aussagen für die individuelle Identitätsbalance herauszuarbeiten." (S. 49)

Clephas-Möcker; Krallmann: "Man muß sich halt durchsetzen können, und man muß Substanz haben." Biographische Interviews mit älteren Akademikerinnen. In: Clemens 1986, S. 311-326.

Oral History-Projekt am IFF Bielefeld, halbstrukturierte biographische Interviews mit Frauen der Geburtsjahrgänge 1905-1920; wollen Unterschiede Studium in der Weimarer Republik/NS/Nachkriegsjahre analysieren.

Hagemann-White, Carol; Schultz, Dagmar: Frauen und Männer im Hochschuldienst. In: Clemens 1986, S. 99-110.

Bericht über großes, überwiegendes quantitatives Projekt mit strukturierten Leitfaden-interviews, die sie u.a. so auszuwerten planen:

- Sie definieren "weiblichen" und "männlichen" Modus des Lehrens und des subjektiven Stellenwerts von Lehre;
- lassen Textpassagen (nach Streichung von Hinweisen auf Geschlecht der befragten Person) diesen Modi zuordnen
- und schauen dann, wie Frauen und Männer im weiblichen oder männlichen Modus streuen (S. 106f).

Poppenhusen, Margot: "Eine geplante Karriere war das nicht." Wie Wissenschaftlerinnen ihren Berufsweg darstellen. In: Clemens 1986, S. 287-298.

Berichtet ebenfalls aus dem Wetterer-Projekt. Bei den Interviews haben sie hier die Befragten mit den selbst präsentierten Widersprüchen auch konfrontiert (z.B. "bin reingerutscht" vs. "Eigeninitiative ist in diesem Betrieb wichtig"); Fragestellung eben auch: Wie gehen Frauen subjektiv mit Widersprüchen um ("Schreckbild Karrierefrau", oder: Familie vs. Berufslaufbahn).

Wetterer, Angelika : "Ja, geben tut's das, aber mir ist das nie passiert." Was sagen subjektive Diskriminierungserfahrungen über die objektive Situation von Wissenschaftlerinnen aus? In: Clemens 1986, S. 273-286.

Siehe auch Wetterer 1989. Analysiert hier gemäß Fragestellung: Wie halten Frauen ihre Identitätsbalance, bzw. wie sprechen sie (über) sie.

Insgesamt also etliche Berichte zu biographisch orientierten Forschungsprojekten. Allerdings: NICHTS über Positionen am Rande der Hochschulen.

Enders, Jürgen (Hg.): Der Hochschullehrerberuf: aktuelle Studien u. ihre hochschulpolitische Diskussion, Neuwied u.a.: Luchterhand 1995.

Ist die Dokumentation einer Tagung mit ganz realpolitischen Diskussionen (Deutschland). Der "Mittelbau" kommt wenn, dann nur summarisch vor.

siehe dazu auch:

Enders, Jürgen; Teichler, Ulrich: Berufsbild der Lehrenden und Forschenden an Hochschulen: Ergebnisse einer Befragung des wissenschaftlichen Personals an westdeutschen Hochschulen, Bonn: Bundesministerium für Bildung, Wiss., Forschung und Technologie, Referat Öffentlichkeitsarbeit, 1995.

Enders, Jürgen; Teichler, Ulrich: Der Hochschullehrerberuf im internationalen Vergleich : Ergebnisse einer Befragung über die wissenschaftliche Profession in 13 Ländern, Bonn: Bundesministerium für Bildung, Wiss., Forschung und Technologie, 1995.

Die dt. Studie wurde am Wissenschaftlichen Zentrum für Berufs- und Hochschulforschung, Universität Gesamthochschule Kassel, durchgeführt.

Fallend, Karl: Wir sind die Ersten, die es wagen : Biographien deutschsprachiger Wissenschaftlerinnen, Forscherinnen, intellektueller Frauen, Wien : Bundesministerium für Unterricht u. Kunst, Abt. Präs. 3, 1993.

Historische Kurzbiographien für SchülerInnen.

Feyl, Renate: Der lautlose Aufbruch : Frauen in der Wissenschaft, Köln : Kiepenheuer & Witsch, 1994.

Historische Biographien "prominenter" Wissenschaftsfrauen.

Gerl, Beate: "Ich bin da so reingerutscht ..." : eine qualitative Untersuchung über Berufsweg und -erfahrungen von Innsbrucker Wissenschaftlerinnen, Innsbruck, Univ., Diss., 1992.

Hintergrund war: universitäres Forschungsprojekt "Frauen an der Uni Innsbruck", Anfang der 80er Jahre, teilweise organisiert als Proseminar für PsychologInnen/PädagogInnen. In einer nach und nach schrumpfenden Arbeitsgruppe erhoben sie statistische Daten und machten 150 Tiefeninterviews mit weiblichen und männlichen Lehrenden und Lernenden (ca. 1984/85), die alle transkribiert wurden (7 Ordner etc.). Das waren 121 Befragte, davon offenbar 19 Wissenschaftlerinnen.

4 Dissertationen sind aus der Arbeit entstanden. Gerl wertet 8 Interviews mit Wissenschaftlerinnen genauer aus. Offenbar alles: Interne.

Auswertung/ Darstellung zunächst nach Bereichen: Studienfachwahl; Berufseinstieg; Beruf/ Familie; Frauenbilder-Erwartungen-Widersprüche.

Konstatiert werden drei Strategien, mit Schwierigkeiten im Beruf umzugehen: Ignorieren und Dankbarkeit überhaupt "hier" sein zu dürfen; Reagieren mit Humor; Kämpfen.

Folgt, als Beispiel für eine "Kämpferin", detaillierte Darstellung des Berufswegs einer Assistentin (Medizin).

Ingrisch, Doris: "Alles war das Institut!" : eine lebensgeschichtliche Untersuchung über die erste Generation von Professorinnen an der Universität Wien (=Materialien zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft ; 2), Wien : Bundesministerium für Wiss. u. Forschung, 1993.

Narrative Leitfadeninterviews mit 11 Frauen und, als Vergleichsgruppe, mit 5 Männern. Alle habilitiert zwischen 1940 und 1960 (Österreich), Geburtsjahrgänge der Frauen 1905 bis 1929, Maturajahrgänge 1923 bis 1947. 7 Ordinariae, 3 a.o.Profs, 1 Dozentin, alle anonymisiert.

Darstellung/Auswertung etwa entlang folgender Themenbereiche:

Wie kam's zum Studienwunsch und zum Interesse am jeweiligen Fach; Bedeutung und Wahrnehmung NS/Krieg; Rolle der Mütter, der Väter, der Familie, des Milieus; Weiblichkeit-Männlichkeit-Vorbilder; Erfahrungen mit Antifeminismus, Diskriminierung, Durchsetzungsstrategien, "Emanzipation".

"Meine Mutter hat schon behauptet, mein Ideal ist es, auf einem schwarzen Rappen, wie Winnetou von Karl May, auf die Universitätsrampe hinaufzupreschen und dort zu studieren." "Man kann nicht alles haben. Es ist einfach nicht möglich. Man kann zwar mit einem schwarzen Rappen mit 16 Büchern zur Universität reiten, trampeln, rasend reiten. Aber meistens, wenn man reitet, fallen einem die halben Bücher herunter." (o.Prof, Juristin und Theologin) (S. 120)

Kohli, Martin: "Von uns selber schweigen wir." Wissenschaftsgeschichte aus Lebens-geschichten. In: Wolf Lepenies (Hg.): Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin, Frankfurt a. Main: Suhrkamp 1981, Bd. 1, S. 428-465

Diskutiert anhand veröffentlichter Wissenschaftler-Autobiographien, Memoiren etc. (seit dem 18. Jhd.) diese Texte als historische Quellen, als Erzählungen von Verhältnissen zwischen Sache und Person, in der Bedeutung für den Leser/Kollegen, etc.

Entwickelt eine Typologie der "Kontinuitätssicherung" des Wissenschaftler-Ichs, das die eigene Lebensgeschichte darstellt, und diskutiert die Bedeutung von "Rationalitätssicherung" in diesen Darstellungen.

Es gibt offenbar nicht sehr viele Versuche, Wissenschaft/Lebenslauf/Selbstreflexivität analytisch und (forschungs-)praktisch zusammenzudenken, daher doch lesenswert.

Krieger, Susan: The family silver : essays on relationships among women, Berkeley, California u.a.: Univ. of California Press, 1996.

Darin:

Krieger, Susan : Hurts of the System. In: Krieger 1996, S. 109-129

Versuch einer (Selbst-)Erfahrungsanalyse zur Position einer (seit 20 Jahren tätigen) Lektorin am Rande des (amerikanischen) Uni-Systems. Schildert u.a. Situationen am Institut oder Begegnungen mit an der Uni etablierten (Soziologie-)Kolleginnen. Fokus ist: wo und wie weist mich das System zurück, und wie funktionieren diese Verletzungen? Was haben sie mit ihr/mir "als Frau", "als Feministin", "als Lesbe", "als Vertreterin unorthodoxer Methodologie und Lehre" zu tun?

Einer der wenigen sich als wissenschaftlich verstehenden Selbst-Berichte zu (sehr relativer) akademischer "Erfolglosigkeit". Trotz Larmoyanz Momente des Wieder-erkennens.

Mohr, Wilma: Frauen in der Wissenschaft: ein Bericht zur sozialen Lage von Studentinnen u. Wissenschaftlerinnen im Hochschul-Bereich, Freiburg i. Breisgau.: Dreisam Verlag, 1987.

Arbeitet sehr viel Literatur auf, aber offenbar keine eigenen (systematischeren) Befragungen.
Thematisiert u.a.:

- Psychologische Deutung von "Schreibproblemen". Psychologisch geht es um "Trennungsproblematik" (Alleinsein am Schreibtisch; sich lösen von bisherigem Status, von LehrerInnen usw.); "Unterwerfungsproblematik" (Lesen bedeutet Abhängigkeit); "narzißtische Problematik" (Alles-oder-Nichts-Grandiositätsphantasien gegenüber der eigenen Schreibfähigkeiten) (S. 109-115);

- Ablehnung der Spielregeln der Scientific Community, was hat's damit auf sich;

- Was zählt bei Stellenvergabe? Historischer Vorsprung; Status- und Generationen-Vorsprung; Koalitionsvorsprung; Vorsprung gemeinsamer Sprache und Wertvorstellungen; Familien- und Versorgungsvorsprung (S. 120-128).

Insbesondere diskussionswürdig, inwieweit diese Überlegungen von "typisch für Frauen" übertragbar sind auf "bezeichnend für marginale und/oder weibliche Position" im/zum universitären Betrieb.

Sansom, Karel J.: Scientists as entrepreneurs: organizational performance in scientist-started new ventures, Boston u.a.: Kluwer 1990.

USA und Kanada, v.a. Medizin und Technik.

Schuler, Petra: Der "weibliche Lebenszusammenhang" berufstätiger Frauen im Wissenschaftsbetrieb dargestellt an Beispielen der Universität Salzburg, Salzburg, Univ., Dipl.-Arb., 1993.

Diskutiert werden zunächst u.a. Theorien zu "Karrieredistanz" von Frauen (nicht replizierte "Angst vor Erfolg"-Studie; Cinderella-Komplex und Gilligan; "Karriere nach dem Zufallsprinzip"; geringerer "forschender Lernstil").

Teilstandardisierte Leitfadeninterviews, transkribiert, mit 10 Frauen an der Uni Salzburg: 4 habilitierte, 2 halbe Assistentinnen, 2 ganze Assistentinnen, 2 Lektorinnen (Mischung ist bewußt gewählt, Autorin differenziert im weiteren aber nicht nach diesen Positionen).

Interpretation/Darstellung der Biographien orientiert sich an Gemeinsamkeiten bei den Befragten in den Bereichen bzw. Kategorien: soziale Daten, Studienmotivation, universitäre Laufbahn, weiblicher Lebenszusammenhang, Einschätzung zur Situation der Frau im Wissenschaftsbetrieb, Einschätzung zur Frauenforschung.

Auffallend ist wiederum die "Gleichzeitigkeit" mit anderen Studien zu Uni-Frauen-Biographien, Österreich Anfang der 90er.

Schwab, Renate; Enzinger, Hildegard; Schmid-Bortenschlager, Sigrid (Hg.): Zwischen Autonomie und Vereinnahmung. Frauenforschung und Feministische Wissenschaften an Österreichs Universitäten, Klagenfurt: Hermagoras 1990.

Dokumentiert die Erste Wissenschaftlerinnentagung 1989, geht zurück auf die "Ist-Zustand"-Studie zur Lage der feministischen Wissenschaft an Österreichs Unis, und enthält:

Werlhof, Claudia von: Erfassen statt Erkennen: Frauenforschung als MittäterInnenschaft? Normierung, Denkverbote und Spaltung unter Frauen. In: Schwab 1990, S. 39-51.

Über ihre Sicht der Konflikte in Innsbruck etc.

Smetschka, Barbara: Frauen – Fremde – Forscherinnen : Leben und Werk der Absolventinnen des Wiener Instituts für Völkerkunde 1945 – 1975 ; ein Beitrag zur Frauengeschichte und Wissenschaftsgeschichte, Frankfurt am Main/Wien u.a.: Lang 1997.

Hat Dissertationen aus dem o.g. Zeitraum zusammengesucht, stützt sich in ihren biographischen Rekonstruktionen auf die Lebenslauf-Anhänge in den Dissertationen, Telefonate, Antworten auf Briefe mit offen formulierten Fragen, Gespräche (nicht näher dokumentiert). Durchgeführt ca. 1994/95.

Leben-und-Werk-Darstellung der gefundenen Frauen in alphabetischer Reihenfolge: 70 Promoventinnen; von 2 gar keine weiteren Informationen mehr aufgetrieben. 17 leben jetzt von der Wissenschaft (Prof., Museen, wiss. Beamtin, nicht unbedingt Österreich!); 13 leben als freiberufliche Wissenschaftlerinnen.

Erfasst Frauen, die aus dem Karrieresystem gänzlich rausgefallen sind.

Strobl, Thomas: Zur Identität von KI-Forschung und -Forschern im deutschsprachigen Raum: biographische Annäherungen, Salzburg, Univ., Dipl.-Arb., 1994.

Leitfadengespräche auf Band und transkribiert, mit 10 Befragten aus verschiedenen Teildisziplinen der Künstlichen Intelligenz, tätig an verschiedenen (deutschsprachigen) Unis und Einrichtungen; darunter eine Frau. Interviews verliefen folgendermaßen:

- Leitfadenfragen beginnen mit Kindheit; Verhältnis zu Gott und Religion; Verhältnis zu Science Fiction und Kunst; schließlich Einstellungsfragen zu Technik, KI-Systemen, Datenautobahnen und Vernetzungen;
- endend mit: ein Wunsch an die Kollegen?
- dann ließ er die Befragten zu "Spielkarten" assoziieren, auf denen je zwei Begriffe standen, die mit "ethischen Bedenken" zu tun hatten;
- ließ den/ die Befragte/n einen Satz aufschreiben, der ihm/ihr wichtig erscheint
- bat um eine Unterschrift
- und Daumenabdruck als "Identitätszeichen".

Typoskript der Arbeit hat neben jeder Biographie dann also auf der linken Seite stark vergrößert diesen Fingerabdruck und ist auf der rechten Seite layoutiert wie zeitgeistiges Männermagazin mit Fotos; inhaltlich bunter Marginalie und recht lockerem biographischem Haupttext. (Weiters: große Diagramm-Rekonstruktion, in der die Interviewten via eigene Zitate zueinander bzw. zu den jeweiligen Institutionen in Beziehung gesetzt werden, und geschlossenes Kapitel KI-Forscher und moralisch/ethische Bedenken.)

"Mein biographischer Zugang war dadurch geprägt, bestimmte Impulse aus der Vergangenheit der Forscher mit ihrem aktuellen Forschungsfeld in Zusammenhang zu bringen, um eventuelle Gemeinsamkeiten herauszuarbeiten." (S. 84)

Eine der ganz wenigen Studien, die sich Männern in der Wissenschaft biographisch nähert – und dabei, durchaus funny zu lesen, die "männliche" Position des Genialen, Gewagten und Science-Fiction-Mäßigen durch die Beforschung und Darstellung nochmal wiederholt.

8.2. Materialien zu den quantitativen Interviews

8.2.1. Begleitbrief

IG Externe LektorInnen und Freie WissenschaftlerInnen
c/o Institut für Zeitgeschichte
Spitalgasse 2-4
A-1090 Wien

Wien, im Jänner 1999

Sehr geehrte Kollegin!
Sehr geehrter Kollege!

Wahrscheinlich können Sie sich nur allzu gut daran erinnern: An den Streik bzw. Lehrveranstaltungsboykott an den österreichischen Universitäten und Hochschulen im Jahr 1995, als gegen die schmerzlichen Einschnitte aufgrund des sogenannten "Struktur-anpassungsgesetzes" auf breiter Front protestiert worden ist.

Um diesem Protest Form zu geben, wurde damals von engagierten Lehrenden die IG Externe LektorInnen und Freie WissenschaftlerInnen gegründet. Die IG fordert seither die Zurücknahme der rechtlichen und vor allem finanziellen Schlechterstellung der externen Lehrkräfte und die Anerkennung für die hochschul- und gesellschaftspolitische Bedeutung der Lehre durch Externe. Es ist vollkommen klar, daß die Aufrechterhaltung der universitären Lehre – abgesehen vom Innovationspotential – insbesondere in den "Kulturwissenschaften" ohne Externe nicht möglich ist.

Im Jahr 1996 beschloß das Wissenschaftsministerium, die Entwicklung und Perspektive von externer Lehre auf wissenschaftlicher Basis untersuchen zu lassen und beauftragte die IG mit der Durchführung. In dieser Studie liegt der Schwerpunkt auf den Zusammenhängen von Lehr- und Forschungstätigkeit und auf dem "Profil freier Wissenschaft". Nicht nur quantitative (in Form des beiliegenden Fragebogens), sondern auch qualitative Aspekte sollen behandelt werden.

Untersucht werden jene "kritischen" Disziplinen, an denen der Anteil der Externen besonders hoch ist und die somit speziell unter der strukturellen Marginalisierung der externen Lehrkräfte leiden. Der quantitative Teil der Studie beruht auf einer Erhebung jener externen Lehrkräfte an den "Kultur"-, Sozial-, Natur- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultäten in Graz, Innsbruck und Wien sowie der

Wiener Kunsthochschulen und der WU, die zumindest einmal seit dem Jahr 1995 einen Lehrauftrag hatten.

Wir möchten Sie hiermit um Ihre Mitarbeit ersuchen, indem Sie diesen Fragebogen beantworten und im beiliegenden Kuvert an uns zurückschicken. Die Beantwortung des Fragebogens erfordert zweifelsohne ein gewisses Maß an hochschulpolitischem Interesse und Bereitschaft, über die eigene Lebenssituation zu reflektieren. Bedenken Sie bitte, daß Ihr Beitrag an dieser Studie gleichzeitig eine Unterstützung in der politischen Auseinandersetzung um die gesellschaftliche Aufwertung der Freien WissenschaftlerInnen und Externen Lehrkräfte ist.

Noch ein paar Worte zum Datenschutz: Die Postadressen sämtlicher befragten Personen wurden uns von den jeweiligen Universitätsdirektionen für den ausschließlichen Zweck zur Verfügung gestellt, diese Fragebögen zu versenden. Die zurückgesandten Fragebögen bleiben selbstverständlich anonym.

Wir bitten Sie somit, im Interesse aller Externen den Fragebogen auszufüllen und bis Ende Februar 1999 zu retournieren.

Mit bestem Dank und kollegialen Grüßen,
für die Interessengemeinschaft,

Dr. Sergius Kodera (Präsident)

8.2.2. Fragebogen

Zur Beantwortung des Fragebogens: bei "o" bitte Zutreffendes ankreuzen

bei "....." bitte Antwort einsetzen

bei "**(M)**" Mehrfachantworten möglich

Danke!

1. Wann hatten Sie Ihren ersten Lehrauftrag an einer Universität?

im Winter-Semester 19..../....

im Sommer-Semester 19.....

2. Wo hatten/haben Sie einen oder mehrere universitäre Lehraufträge? **(M)**

2.1. Universitätsstadt:

vor 1995/96 95/96 96/97 97/98 98/99

Graz	<input type="checkbox"/>				
Innsbruck	<input type="checkbox"/>				
Wien	<input type="checkbox"/>				
anderer Standort	<input type="checkbox"/>				

2.2. Universität/Fakultät:

vor 1995/96 95/96 96/97 97/98 98/99

GE(I)WI	<input type="checkbox"/>				
GRUWI	<input type="checkbox"/>				
SOWI	<input type="checkbox"/>				
NA(T)WI	<input type="checkbox"/>				
WU	<input type="checkbox"/>				
Kunsthochschule	<input type="checkbox"/>				

andere Uni/Fakultät

2.3. An welchem/n Universitäts-Institut/en haben Sie bisher gelehrt? **(M)**

vor 1998/99:

derzeit:

.....

.....

.....

.....

3. Hielten/Halten Sie Ihre Lehrveranstaltung/en an der Universität gemeinsam mit anderen Kolleg/inn/en ab? **(M)**

vor 1998/99

derzeit

nein

4. Wieviele remunerierte und nicht-remunerierte Wochenstunden umfaßt/e Ihr Lehrauftragskontingent an der Universität pro Semester? **(M)**

	rem.	nicht rem.	
vor 1995 im ζ	Stunden pro Semester
im SS 1995:	Stunden
im WS 1995/96:	Stunden
im SS 1996:	Stunden
im WS 1996/97:	Stunden
im SS 1997:	Stunden
im WS 1997/98:	Stunden
im SS 1998:	Stunden
im WS 1998/99:	Stunden

5. Wird/Wurde zumindest einer Ihrer Lehraufträge an der Universität (auch) aus Sondermitteln abgegolten?

ja

nein

weiß nicht

Folgende **Frage 6** bitte **nur** beantworten, wenn zumindest eine Ihrer Lehrveranstaltungen aus dem **ÓFrauentopfÓ bezahlt** wurde/wird, **andernfalls** setzen Sie die Beantwortung des Fragebogens bitte mit **Frage 7** fort.

6. Wird/Wurde zumindest eine Ihrer Lehrveranstaltungen auch aus dem Hauptkontingent finanziert?

	ja	nein	weiß nicht
6.1. <u>vor 1998/99</u>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
6.2. <u>derzeit</u>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>

7. Ihr hauptsächliches Einkommen **(M)**

7.1. beziehen Sie derzeit aus

7.2. bezogen Sie im Jahr 1995 aus

- | | | |
|--|--|-----------------------|
| <input type="radio"/> | Ihrer Tätigkeit als Universitäts-Lektor/in | <input type="radio"/> |
| <input type="radio"/> | Forschungsprojekt/en in einer/mehreren universitärer/en Einrichtung/en | <input type="radio"/> |
| <input type="radio"/> | Forschungsprojekt/en in einer/mehreren nicht-universitärer/en Einrichtung/en | <input type="radio"/> |
| <input type="radio"/> | sonstiger freiberuflicher Tätigkeit: | <input type="radio"/> |
| sonstigen befristeten Dienstverhältnissen: | | |
| <input type="radio"/> | - an einer Universität | <input type="radio"/> |
| <input type="radio"/> | - an einer Fachhochschule | <input type="radio"/> |
| <input type="radio"/> | - bei einer außeruniversitären Forschungseinrichtung | <input type="radio"/> |
| <input type="radio"/> | - im öffentlichen Dienst | <input type="radio"/> |
| <input type="radio"/> | - in der Privatwirtschaft | <input type="radio"/> |
| <input type="radio"/> | - in einem Verein / in einer kulturellen Einrichtung | <input type="radio"/> |
| nicht befristeten Dienstverhältnissen: | | |
| <input type="radio"/> | - an einer Universität | <input type="radio"/> |
| <input type="radio"/> | - an einer Fachhochschule | <input type="radio"/> |
| <input type="radio"/> | - bei einer außeruniversitären Forschungseinrichtung | <input type="radio"/> |

- im öffentlichen Dienst
- in der Privatwirtschaft
- in einem Verein / in einer kulturellen Einrichtung

Mitteln des AMS:

- Arbeitslosengeld
- Karenzgeld
- Notstandshilfe
-
- Sonstiges:
- sonstigen Mitteln/Zuwendungen (Stipendien, Unterhaltsleistungen etc.),
und zwar:

8. Seit wann arbeiten Sie erwerbsmäßig im Bereich der Wissenschaft?

Seit 19.....

9. Hatten/Haben Sie als Lehrbeauftragte/r an der Universität folgende Infrastruktur? **(M)**

- | derzeit | vor 1998/99 | derzeit | vor 1998/99 |
|---|-----------------------|--|-----------------------|
| <input type="radio"/> ein Büro/Lektorenzimmer | <input type="radio"/> | <input type="radio"/> einen PC | <input type="radio"/> |
| <input type="radio"/> einen Schreibtisch | <input type="radio"/> | <input type="radio"/> einen Institutsschlüssel | <input type="radio"/> |
| <input type="radio"/> ein Postfach | <input type="radio"/> | <input type="radio"/> Sonstiges: | <input type="radio"/> |

10. Fühlen Sie sich als "Teil"des/r Universitäts-Instituts/e, an dem/denen Sie lehr(t)en? (Bitte entsprechende Nummer auf der Skala einringeln!)

sehr stark 1 2 3 4 5 gar nicht

11. Auf welche Weise sind Sie zu Ihrem/n Lehrauftrag/Lehraufträgen an der Universität gekommen?

(M)

- Ich wurde von einem/r Kollegen/in (externe/r Lektor/in) angesprochen
- Ich wurde von einem Institutsmitglied angesprochen
- Ich wurde von den Studierenden angesprochen
- Ich habe mich selbst um einen Lehrauftrag bemüht
- Ich bin über ein konkretes Projekt zum Lehrauftrag gekommen
- Ich wurde aufgrund einer/mehrerer wissenschaftlichen/r Publikation/en angesprochen
- Ich habe mich aufgrund einer öffentlichen Ausschreibung um den Lehrauftrag beworben
- Sonstiges:

12. Bestehen für Sie als Lehrbeauftragte/r an der Universität folgende Formen der Kooperation mit dem internen Personal und den externen Lehrbeauftragten des/r Uni-Instituts/Institute, an dem/denen Sie lehr(t)en? **(M)**

12.1. mit Internen

12.2. mit Externen

- | | | |
|--|--------------------------|--------------------------|
| <input type="checkbox"/> gemeinsame Herausgeberschaft und/ oder gemeinsame Publikationen | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| <input type="checkbox"/> gemeinsam durchgeführte Projekte/ Tagungen | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| <input type="checkbox"/> regelmäßiger wissenschaftlicher Austausch | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| <input type="checkbox"/> informeller wissenschaftlicher Austausch | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| <input type="checkbox"/> Abstimmung der Lehrinhalte | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| <input type="checkbox"/> gemeinsame Lehrtätigkeit | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| <input type="checkbox"/> Information über Arbeits- und Publikationsmöglichkeiten | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| <input type="checkbox"/> regelmäßige Information über Institutsangelegenheiten | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| <input type="checkbox"/> Sonstiges, und zwar: | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |

13. Nahmen Sie an den folgenden formalen Instituts-Sitzungen teil? **(M)**

- | | | | |
|-------------------|--------------------------|--------------------------|--------------------------|
| | regelmäßig | fallweise | nie |
| Dienstbesprechung | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |

Institutskonferenz	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Studienkommission	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Institutsversammlung	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
sonstige Sitzungen:	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
.....			

14.1. Waren/Sind Sie in die universitäre Forschung eingebunden? **(M)**

vor 1995/96 im Jahr 95/96 im Jahr 96/97 im Jahr 97/98 im Jahr 98/99

14.2. Falls ja, wie sind Sie in den Bereich der universitären Forschung gekommen? **(M)**

- Ich wurde von einem Institutsmitglied angesprochen
- Ich wurde von einer/m Bekannten angesprochen
- Ich bin über meine/n Lehrauftrag/Lehraufträge zu dem/n Projekt/en gekommen
- Ich bin über das Studium zu dem/n Projekt/en gekommen
- Ich bin über (eine) konkrete wissenschaftliche Arbeit/en zu dem/n Projekt/en gekommen
- Ich bin über eine nicht-universitäre Forschungseinrichtung zu dem/n Projekt/en gekommen
- Ich habe mich aufgrund einer öffentlichen Ausschreibung um das/die Forschungsprojekt/e beworben
- Sonstiges:

15. In welcher Form arbeiten Sie - neben Ihrer universitären Lehrtätigkeit - auch in der Forschung? **(M)**

- | | | |
|-------------------------------|--------------------------|--------------------------|
| <input type="checkbox"/> ja: | universitär | außeruniversitär |
| projektbefristet | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| zeitbefristet | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| nicht befristet | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| <input type="checkbox"/> nein | | |

Falls Sie **nicht** bei einer **außer**universitären Forschungseinrichtung arbeiten, setzen Sie die Beantwortung des Fragebogens bitte mit **Frage 18** fort.

16. Haben Sie an der außeruniversitären Forschungseinrichtung, bei welcher Sie tätig sind, **(M)**

- ein eigenes Büro einen Schreibtisch ein Telefon
- E-mail ein Postfach den Service des Sekretariates
- einen PC einen Schlüssel Sonstiges:

17. Bestehen in Ihrer Arbeit bei der außeruniversitären Forschungseinrichtung folgende Formen der Kooperation mit den Angehörigen dieser Einrichtung? **(M)**

- gemeinsame Herausgeberschaft und/oder Publikationen
- gemeinsam durchgeführte Projekte/Tagungen
- regelmäßiger wissenschaftlicher Austausch
- Information über Arbeits- und Publikationsmöglichkeiten
- Sonstiges:

18. Halten Sie Sprechstunden für die Studierenden ab, und falls ja, (18.1.) wie oft und (18.2.) wo?

- ja, und zwar:
 - 19.1. wöchentlich monatlich nach Vereinbarung
 - 19.2. am Uni-Institut anderswo
- nein

19. Sprechen Sie sich in universitätspolitischen Angelegenheiten mit den Studierenden ab?

- ja gelegentlich nein

20. Betreuen Sie kontinuierlich Diplomand/inn/en bzw. Dissertant/inn/en? **(M)**

alleine		Mitbetreuung
<input type="radio"/>	bezahlt	<input type="radio"/>
<input type="radio"/>	unentgeltlich	<input type="radio"/>
<input type="radio"/>	nein	<input type="radio"/>

21. Kooperieren Sie mit Studierenden im Rahmen Ihrer eigenen

21.1. universitären Forschungsarbeit? 21.2. außeruniversitären Forschungsarbeit?

ja nein ja nein

22. Wo gehen Sie hauptsächlich ihrer Forschungstätigkeit nach? **(M)**

in der eigenen Wohnung an einem privat angemieteten Arbeitsplatz
 am/an Universitäts-Institut/en in der Bibliothek, im Archiv, im Labor etc.
 in einer anderen Forschungseinrichtung sonstwo:

23.1. Falls Sie Ihren Arbeitsplatz (auch) in Ihrer Privatwohnung haben, welche der folgenden Infrastruktureinrichtungen stehen Ihnen daheim zur Verfügung? **(M)**

ein Arbeitszimmer ein Schreibtisch ein Telefon ein PC
 E-mail ein Telefax Sonstiges:

23.2. Müssen Sie für die Finanzierung dieser privaten Infrastruktur selbst aufkommen?

ja, zur Gänze ja, größtenteils ja, zu einem geringen Teil nein

- Weiterbildung Berufswechsel Auslandsaufenthalt
 Institutsgründung Gründung einer Bürogemeinschaft Anbindung an
 Sonstiges: bestehende Institution/en

27. Hat sich Ihre berufliche Perspektive aufgrund

- des Sparpakets
 der universitären Strukturen
 der Universitäts-Reform verändert? **(M)**

28. Bietet Ihnen Ihre derzeitige berufliche Tätigkeit die Gestaltungsmöglichkeiten, Ihre ideellen Lebensziele zu verwirklichen?

- ja teilweise nein

29. Sind Sie mit Ihrer Lebenssituation insgesamt

- zufrieden unzufrieden

30. Betrachten Sie sich aufgrund Ihrer universitären Lehrtätigkeit als gesellschaftlich angesehen?

- sehr ausreichend kaum gar nicht

31. Betrachten Sie sich aufgrund Ihrer universitären Forschungstätigkeit als gesellschaftlich angesehen?

- sehr ausreichend kaum gar nicht

32. Für wie wichtig schätzen Sie persönlich Ihre Tätigkeit als Universitätslektor/in ein?

32.1. wissenschaftlich:

sehr wichtig eher wichtig eher unwichtig unwichtig

32.2. gesellschaftlich:

sehr wichtig eher wichtig eher unwichtig unwichtig

33. Entsprechen die von Ihnen vermittelten Lehrinhalte Ihren (zentralen) Forschungs-themen?

stark teilweise kaum gar nicht

34. Halten Sie sich in fachlicher Hinsicht von seiten Ihres Universitäts-Institutes für akzeptiert? (Bitte entsprechende Nummer auf der Skala einringeln!)

sehr 1 2 3 4 5 gar nicht

35. Ist/Sind Ihre Lehrveranstaltung/en **(M)**

35.1. aus dem Bereich der: Pflichtfächer Wahlfächer weiß nicht

35.2. Vorlesung/en Proseminar/e Seminar/e Übung/en
Arbeitsgemeinschaft/en Sonstiges:

36. Wieviel Zeit etwa müssen Sie durchschnittlich für die Vor- und Nachbereitung Ihrer Lehrveranstaltung/en (inklusive Beurteilung, Besprechungen etc.) pro Semester aufbringen?

etwa volle Arbeitstage

Zuletzt bitten wir Sie noch um einige **persönliche Daten**:

Geschlecht: weiblich männlich

In welchem Jahr wurden Sie geboren? 19.....

Vollständiger akademischer Titel:

Falls Sie in diesem Fragebogen etwas mitteilen möchten, das Ihnen wichtig und durch die bisherigen Fragen nicht abgedeckt erscheint, tun Sie es bitte hier:

.....
.....
.....
.....
.....
.....
.....
.....
.....
.....
.....
.....
.....
.....

Herzlichen Dank für Ihre Mitarbeit!

8.3. Materialien zu den ExpertInneninterviews

8.3.1. Kurzbiographien der ExpertInnen

Mag. Josephine **AMSCHL**, geb. 1952, Studium der Betriebswirtschaft und Volkswirtschaft, Steuerexpertin und Unternehmensberaterin in einer Wirtschaftstreuhandgesellschaft in Wien.

Dr. Gertrude **AUMÜLLER**, geb. 1947, Studium der Geschichte und Psychologie, zuerst Lehramt, dann umgestiegen auf Doktoratsstudium, "typische Geisteswissenschaftlerin die einen ganz anderen Weg gegangen ist". Nach dem Studium beschäftigt in der Länderbank, dann bei einem Verlag und dann beim AMS (damals Arbeitsamt). Mit Berufsberatung für MaturantInnen begonnen, dann im Vermittlungsbüro für Führungskräfte und seit 1988 Leiterin des Arbeitsmarktservices für AkademikerInnen, "mit Geschichte habe ich dann nie wieder was zu tun gehabt."

Univ.-Prof. Dr. Ulrike **FELT**, geb. 1957, Studium der Physik, Mathematik und Astronomie; Dissertation in theoretischer Physik 1983 abgeschlossen. 1983-1988 Aufenthalt in Genf um an einem internationalen Forschungsprojekt zur sozialen, politischen und wissenschaftlichen Geschichte des Europäischen Kernforschungszentrums (CERN) mitzuwirken; seit 1989 Universitätsassistentin am Institut für Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsforschung; 1997 Habilitation für Wissenschaftsforschung und Wissenschafts-soziologie; mehrere Gastprofessuren in MontrŽal und Strasbourg; seit 1999 Professorin für Wissenschaftsforschung an der Universität Wien. Zahlreiche Funktionen im Bereich der universitären Selbstverwaltung (zuletzt Vorsitzende des Fakultätskollegiums UOG'93 der GRUWI Fakultät, Mitglied in den Senaten UOG'75 und UOG'93); Forschungsschwerpunkte: Wissenschaftspolitik (insbes. in den Themenbereichen Qualitätssicherung und Universitäts-entwicklung); Beziehungen zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit (öffentliche Bilder von Wissenschaft, Kommunikation über Risiken, etc.). Zahlreiche Bücher, Buchbeiträge und Artikel, darunter "Wissenschaftsforschung - Eine Einführung" (gem. mit H. Nowotny, K. Taschwer), Frankfurt a. M.: Campus 1995; "After the Breakthrough - The Emergence of High-temperature Superconductivity as a Research Field"(gem. mit H. Nowotny), Cambridge: University Press 1996;

Dr. Frank **HARTMANN** , geb. 1959 in Bregenz, Studium an der Univ. Wien, Dr.phil. 1987. Lehrbeauftragter an der Universität Wien (Publizistik) und an der Donau-Universität Krems (Electronic

Publishing). Als Sachbuch-Autor sowie als Kommunikationsmanager in einer Unternehmensberatung tätig. Autor u.a. von: Medienphilosophie. Wien 2000; Redaktion von: "Standort und Perspektiven der außeruniversitären Sozialforschung"(=Schriftenreihe des Forum Sozialforschung; 1) Wien 1993; "Positionierung der außeruniversitären Sozial-forschung" (=Schriftenreihe des Forum Sozialforschung ; 4) Wien 1999.

Dr. Ilse **KÖNIG** (Dr. phil), geb. 1948 in Hallein, Sozialwissenschaftlerin und Psycho-therapeutin, 1976-1985: Tätigkeit in der stationären und ambulanten Psychiatrie, 1985-1992: freiberufliche sozialwissenschaftliche Forschungstätigkeit, Lehrbeauftragte an der Universität Innsbruck, Ausbildungs- und Supervisionstätigkeit, Wiedereinstiegskurse mit arbeitslosen Frauen, therapeutische Arbeit in einer Gemeinschaftspraxis, Redaktion "Kontraste". 1992-1998 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Konflikt-forschung Wien. Arbeitsschwerpunkte: Sozial- und Arbeitsmarktpolitik, Lebenssituation sozial benachteiligter Gruppen, Stadtplanung, Gewalt, Frauen- und Männerforschung. Konzeption und Durchführung von frauenspezifischen Veranstaltungen und einer mehrjährigen Anti-Gewaltkampagne gemeinsam mit in- und ausländischen Expertinnen sowie Koordination des Österreichischen Nationalkomitees zur Weltfrauenkonferenz 1995 in Beijing. Seit 1998 Leiterin der Abteilung Gesellschaftswissenschaften des Bundes-ministeriums für Wissenschaft und Verkehr (jetzt BM Bildung, Wissenschaft und Kultur).

Zahlreiche Forschungsarbeiten und Publikationen zu Jugendalltag, Sozialpolitik, Arbeitsplatzpolitik, Stadtplanung, Altenpolitik, zuletzt: 1997 "Wohnbedürfnisse und Wohnrealität" (MA18, mit Helga Amesberger und Brigitte Halbmayr). "Managing E-Quality. Pilot-project on a gender-related management" (Europäische Kommission, 1998). "Die Reaktion von Männern in Organisationen auf Gleichstellungsinitiativen" (BM für Frauenangelegenheiten, gemeinsam mit der Universität Fribourg, 1998).

Christian **MÜLLER**, geb. 1963, gelernter Drucker, zweiter Bildungsweg Maturaschule parallel dazu Lokalberichterstatter um Ausbildung zu finanzieren, danach Anstellung in einer kleinen Agentur im Bereich Wissenschaft und Forschung. 1992, nach Schließung der Agentur Wechsel zur Austria Presse Agentur, dort Aufbau des Bereichs Wissenschaft und Bildung, 1996 Leiter des neu geschaffenen Ressorts Kultur, Wissenschaft, Bildung. Inskription an der Universität für Bodenkultur, " ich habe nie einen Schein gemacht, ich bin ein klassischer Studienabbrecher", "Ich war dann im Journalismus drinnen und wußte dann schon, das ist mein's, der Journalismus."

o. Univ.-Prof. Dr. Arnold **SCHMIDT**, 1938 in Wien geboren, Realgymnasium, Matura 1956, Physikstudium an der Universität Wien, Dissertation bei Prof. K.M. Koch über ferromagnetische Nickel-Kupferlegierungen. Nach der Promotion 1962 Mithilfe beim Aufbau des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Festkörperphysik. Von 1966-1971 Research Fellow im Physics Department der Universität York, anschließend bis 1975 Research Associate am Physics Department der University of California in Berkeley. Den Aufenthalt in Berkeley erachtet er als entscheidend für seinen wissenschaftlichen Werdegang. 1975 Rückkehr nach Wien, Habilitation 1978, Ernennung zum ao. Professor 1979 und Ernennung zum ordentlichen Professor 1986. Derzeit stellvertretender Vorstand des Instituts für angewandte Elektronik und Quantenelektronik der TU Wien. Von der Festkörperphysik kommend, gilt sein Interesse seit seinem Englandaufenthalt in erster Linie der nichtlinearen Optik und ultrakurzen Lichtpulsen. Neben Herstellung und dem Verständnis dieser Pulse im Bereich von unter 10 Femtosekunden beschäftigt er sich in zunehmenden Maße mit der Interaktion von Festkörpern mit hochintensivem Licht. Er ist Mitbegründer der Christian-Doppler-Gesellschaft und war ihr Präsident bis 1994. Im selben Jahr wurde er zum Präsidenten des Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF) in Österreich gewählt. 1996 wurde er Fellow der Optical Society of America, und 1998 Fellow der American Physical Society. 1999 wurde er wirkliches Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

Mag. Klaus **TASCHWER**, geb. 1967, Studium der Soziologie, Politikwissenschaft und Philosophie an der Uni Wien; Diplomarbeit aus Wissenschaftssoziologie; 2000 Abschluß der Diss. zum Thema "Wissenschaft für alle. VHS in Wien um 1900". 1998-1999 Vertragsassistent am Institut für Wissenschaftstheorie und -forschung, Lektor ebenda. Seit 1995 als freier Journalist tätig, u.a. beim "Falter" für die Ressorts Wissenschaft, Sachbuch und Universität. Seit 1998 Herausgeber und Redakteur der Wissenschaftszeitschrift "heureka!" Publikationen u.a.: "Wissenschaftsforschung" (gem. mit Ulrike Felt und Helga Nowotny), Frankfurt/New York 1995; "Sociology of the sciences" (hg. gem. mit Helga Nowotny), Cheltenham 1996. "Land der Hämmer, zukunftsreich?", profil uniextra 1999, S. 36-40.

o. Univ.Prof. Dr. Ekkehard **WEBER**, geboren 1940 in Wien und daselbst mit unterschiedlichen Erfolgen aus- und weitergebildet; auf dem Umweg über die Klassische Philologie (Latein) und einige Nebenfächer schließlich 1964 Promotion aus dem Bereich der Römischen Geschichte. Nach Lehr- und Wanderjahren (auch in Graz) und harten Assistenten-tagen seit 1980 (außerordentlicher) Professor für Römische Geschichte und lateinische Epigraphik an der Universität Wien, Institutsvorstand, Senatsmitglied, Präses von Prüfungs- und Vorsitzender sonstiger Kommissionen. Mit Problemen des

Studienrechtes als Vorsitzender einschlägiger Fakultäts- und Senatskommissionen oder Arbeitsgruppen befaßt, zusätzlich im Auftrag des Rektors verantwortlich für das "Studienrecht-Service". Von beiden Elternteilen (Volks- bzw. Hauptschullehrer) erblich belastet zwangsläufig großes Engagement für die Lehre.

8.3.2. Interviewleitfaden

1) Das Bild und das Wissen von Externen/Freien

Wann und in welchem Zusammenhang wurden Sie erstmals mit der Problematik der Externen LektorInnen und freien WissenschaftlerInnen konfrontiert?

Hat sich Ihre Wahrnehmung seit damals verändert, wodurch, in welcher Weise?

Wie ist diese Gruppe aus Ihrer Sicht soziologisch und institutionell definiert? Oder auch: Was ist Ihr Bild von den Externen und Freien?

Was bringen Externe und Freie WissenschaftlerInnen aus Ihrer Perspektive in die Universität und auch in die Forschungslandschaft ein?

Was sind aus Ihrer Sicht die spezifischen Probleme dieser Gruppe?

2) Bildungs- und wissenschaftspolitischen Diagnosen und Perspektiven

Wovon hängt die Produktivität von Forschung ab? Was sind Parameter dieses Produktivitätsbegriff?

Wovon hängt die Produktivität von Lehre ab? Was sind Parameter dieses Produktivitäts-begriffes?

Was bedeutet für Sie Innovativität? (Wissen /Arbeitsverhältnisse)

Welche Bedeutung hat aus Ihrer Sicht der strapazierte "Praxis"-Begriff? Was wird durch die vorgeblich dadurch erzielte Anbindung von Wissenschaft an Gesellschaft produziert?

Wie sollte für Sie die Verkörperung zukünftiger Wissenschaft und Forschung aussehen?

3) Möglichkeiten und Behinderungen einer zukünftigen Wissenschaftspolitik, die die Potentiale Externer Lehrender und Freier WissenschaftlerInnen ermöglicht und nützt

Wie würden Sie den Begriff "Nachwuchs" verstehen und die damit verbundenen aktuellen Programme zur sogenannten Nachwuchsförderung einschätzen?

Wie sehen Sie die Möglichkeiten und die Sinnhaftigkeit der Evaluierung von Forschung und Lehre hinsichtlich selbstreferentieller und selbstkontrollierender Systeme. Wie schätzen Sie das Verhältnis zwischen Evaluationserfordernisse zu alten Gratifikationssystemen der Universitäten?

Wie könnten Lösungsmodelle aussehen, d.h. wie könnte aus der Perspektive Ihrer Institution ein vermehrter Rückfluß von Ressourcen an Freie und Externe in Zukunft aussehen?

Welche zukünftigen Modelle der Forschungsförderung sind in diesem Zusammenhang relevant, welche Reformen der aktuellen Forschungsförderung sind geplant?

Abschließend: Wie sehen Sie die Bedeutung des Verhältnisses nationaler Wissenschaftspolitik und Wissenschaftspolitik der EU? Sollte nicht auch im Rahmen der EU dem Expandieren der Freien WissenschaftlerInnen Rechnung getragen werden?

8.4. Materialien zum EU-Projekt

8.4.1. Call an PartnerInnen für ein EU-Projekt

Interessensgemeinschaft Externe LektorInnen und Freie WissenschaftlerInnen – Universität Wien – Österreich

EU-Project on External University Lecturers and Freelance Scientists

University Lecturers without a permanent position at the university and who are working as freelance scientists play a crucial role in the European system of higher education. Recent studies show, that they not only have a big share in the transmission of scientific knowledge, but they also contribute to the progress and renewal of academic knowledge and scientific research to a dimension, which is widely underestimated. This holds for the methodology of scientific research and academic teaching as well as for the contents and results. This lies in contrast to their precarious professional scientific and social status, which seems to us in need for explanation and change.

1. Outline of our current research project

In our current research project "Between Autonomy and Exclusion? On the significance of External Lecturers and Freelance Scientists at Austrian Universities" we elaborate on the profile of this highly heterogeneous segment of scholars from several perspectives: We consider the socio-economic situation in relation to the previous and actually changing labor legislation at the university as well as outside of it, especially freelance work legislation. A second major focus is their professional identity, which is characterized by the tension between a very heterogeneous and discontinuous socio-economic status and a more homogeneous image of the profession of a scientist. To approach this problem we use a theory of (collective) identity which is based upon ruptures, multiplicity and migration as important elements. The perspective of "class" predominates in relation to the socio-economic status, which is categorized by the impossibility of being defined in standard economic categories. On the other hand, the corporatist perspective of "rank" predominates in regard of the profession as a scientist. The institutional fields between which professional migration takes place are first, the university, second, research institutes outside the university, and third, the external (non-scientific) labor market. The fourth institutional field we include in our inquiry is the public research financing. Additionally, we investigate in media representations as they contribute to the profile of the group in question.

The empirical methods we use are quantitative as well as qualitative. Gender, but also generation are central categories of the investigation: The statistical survey concerns three major university towns in Austria. The sample includes the faculties of cultural, human, and natural sciences in Graz, Innsbruck and Vienna as well as the university of the arts and the university of economics in Vienna. The

questionnaires are structured by the following topics: Frequency of lecturing; mentoring; portion of the income for the lecturing and for freelance research; provenience of financial resources for research; economical precarious and discontinuities in the scientific career; integration in the department; frequency of publications together with other members of the university; specification of the research done outside the university; specifications about the work place and infrastructure; self description concerning the in/voluntariness of the situation, the image as a scholar (also in relation to the discipline) and political consciousness. Thereby, only these questionnaires have been utilized which has been sent back by university lecturers who are also working as freelance scientists. At the moment we are in the state of evaluation and interpretation of the questionnaires.

For the biographical interviews we use a procedure of several steps to elucidate the complex relations between social and professional position and the subjective experiences of external lecturers and freelance scientists. The first step is a narrative biographical interview; the second step is an interview structured by thematical questions, which contain workplace; forms of cooperation and international contexts; personal approach and attitude towards the advantages and disadvantages of freelance research as well as towards the standard academic career; the individual scientific contents and their relation to those of the staff in the department; money and financial security; "science and society"; political self positioning; relation between "profession" and "privat life" (partnership, children, holiday and travelling); perspectives of the career and aging; self images. The third step is the structural hermeneutical reading of selected transcribed passages with special consideration upon recurrent thematical-rhetorical tropes (e.g. luck and chance as determining factors in the career, genius, success, fear of starving). The sample consists in five men and three women which reflects the real percentage of gender distribution and reacts to the dominance of women in the samples of previous investigations in this field. The interviews take place in Graz, Innsbruck and Vienna in the faculties mentioned above.

Expert interviews are conducted with persons who are positioned functionally or informally in the four major fields mentioned above. A central goal is to figure out possible and realizable concepts and measures concerning the scholars in question as well as projected models of freelance science in the system of higher education. Furthermore we are interested in rediscovering innovative knowledge and positionings, which have been hold back for political reasons. The goal of these interviews is not to get results representative for the fields, but to confront decisionmakers and persons in key positions of public life with our research questions. This presupposes that we position ourselves as coexperts and work in favor of a transfer of knowledge in the field. This status of coexpertise needs a permanent

methodological reflection and explicitation. Questions are asked concerning concrete knowledge about, perception of and perspectives towards external lecturers and freelance scientists; diagnoses and perspectives in education policies especially in view of the advancement and the taking advantage of the resources of this segment of scholars.

We are an interdisciplinary research group of 15 members, all working in small part-time units on the project; the project is financed by the austrian ministry of science and transport through a period of 18 months.

2. Recent developments of the situation of external university lecturers

The situation of the external lecturers in Austria has been changed by a law in 1996. The remuneration, which has been cut off 17%, is now approx. 370 Euro per month for a seminar of two hours weekly, social security included (about 45% of the external lecturers in the social- and cultural sciences have their social security only through this activity). Most of them (60%) teach only one or two hours weekly. These data stem from a first inquiry among lecturers during a strike in 1996 (a sample of 500 lecturers in Innsbruck and Vienna), 50% are less than 42 years old and 58% earn less than 15.385 Euro (brut) a year. In the natural sciences, jurisprudence, medical and technical sciences the portion of lectures done by external lecturers was 20%, in the social and cultural sciences up to 55%. This has changed since, because of the new law which obligates the "internal" staff to teach more than before.

Lecturers were massively called to teach at the university since the seventies, when the number of students began to grow very fast (especially in the beginning of the eighties): from 1970 to 1985 the number of students tripled, the number of staff members grew to plus 63%, until 1996 the number of students was multiplied by 4,4, the number of staff members by 2,2. There is certainly an analogy with the "GastarbeiterInnen", the foreign workers, who were called for to work in Austria (also in Germany) but never got equally integrated in the labor market and/or the social system there (the term differentiates this "host workers" from immigrants because they are always supposed to go back when they are not needed anymore). The high amount of lecturers was even termed "Überfremdung der Lehre" (too many foreigners in the teaching system) by a professor of psychology in Vienna (Fischer).

The legal situation also has been changed in this direction: Until the implementation of the new organizational law for the universities (UOG '93) lecturers were regular members of the university and had an active as well as a passive right to vote. They lost their right to vote since the UOG '93, except for one university of arts in Vienna where it got reinstated in its new autonomous regulation. A general amendment of this law concerning the right to vote is getting discussed at the moment, but the interests against it are very strong.

We do not know the exact number of external lecturers without employment at the university, but approximately there are 5.000 all over Austria, almost as many as assistant professors. It is very difficult to count the portion of freelance scientists among the external lecturers, but those among the 500 lecturers who sent back the questionnaire in 1996 working on research projects financed by one of the two main public research funds are about 13%. In total, the lecturers doing research are about 60% (the rest are mainly "practicians" or people doing halftime-research). The portion of women among the external lecturers is about 30%, which is the highest compared to all other professional categories of teaching personnel at the university. Female external lecturers have a 30% lower income in toto than their male colleagues.

Our current quantitative inquiry will certainly show different aspects and we can be sure that the numeric data will also be different, especially because of the new legal situation. For some questions (the portion of external lecturers among the teaching personnel and the portion of the quantity they teach) we will now have official data which did not exist before. This is because the teaching activity of the university staff was also counted as "Lehrauftraege", or "charges de cours", in that it was not included in their salary until 1997 and was payed like the teaching activity of the external lecturers. Until 1997 external lecturers did not constitute a proper category in the university-statistics.

Therefore, the main goal of our study is less to build up, found or trace a common professional identity for external university lecturers who are also freelance scholars or scientists. Rather, we seek to explore possibilities and realities of existence in the context of changing conditions of job situation and social security, of university laws and research opportunities, of models of teaching and research, of research institutions inside and outside of the university, of exclusion from and inclusion in the management of the university. We try to structure this context of changing conditions for external lecturers and freelance scientists in systematic correlations and try to sketch a continuity of discontinuities.

3. Topics of relevance for an internationally comparative EU-project

- Exploration in the diversity of existing national models and actual changes in the policies concerning directly and indirectly external lecturers and freelance scientists.
- Investigation in the employment structures of the universities, their actual (non)-permeability for not employed scholars, their changes in view of “privatization” or neoliberal “deregulation” and the dangers of these changes.
- Evaluation of the conditions for creative research activities and individual planning of careers.
- Inquiry of the gender relations in the field between universities, non-universitarian research institutions and gender relevant policies in the various European countries (in Austria the situation is characterized by the fact that legislative measures concerning anti-discrimination of women at the universities did not increase the percentage of women in permanent and especially in higher academic positions, in contrast, the more effective measures of affirmative action laws have led to a higher percentage of women in marginal and unpermanent positions).

8.4.2. EU-PartnerInnen

Enrico Fravega

Facolt  di Scienze della Formazione

Dipartimento di Scienze Antropologiche – Sezione di Sociologia

Via Lomellini 8/3

16124 – Genova

E-Mail: enricofravega@hotmail.com

[efravega@libero.it, bremen@magister.magi.unige.it, debened@tin.it, queipas@aitek.it]

Dr. Xavier Lemaire

SORGEAM

131, rue Marceau

F-91120 Palaiseau

(EHESS

54, bouevard Raspail

F-75007 Paris)

Koos Koopal

p/a Afdeling Sociologie U.v.A.

Oude Hoogstraat 24

NL-1012 C.E. Amsterdam

020-5252227

020-4681482 (P)

E-Mail: koopal@pscw.uva.nl

Emanuela Reale

Researcher Cnr-Isrds

Via Cesare de Lollis 12

I-00185 Rome – Italy

Phone +39 06/44879203

Fax +39 06/4463836

E-Mail: reale@www.isrds.rm.cnr.it

Silvia Lange

Bergfriedstr. 11, Woh. 187,

D-10969 Berlin

E-Mail: s61lange@mail.zedat.fu-berlin.de